

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 48

31. Januar 2008

Nr. 1

Meßstetter Hofgüter des Klosters Margrethausen

Aus ausführlich gehaltenen Zinsbüchern / Von Heinrich Stopper

Die Frauen des ehemaligen Klosters Margrethausen, allen voran ihre Meisterin, müssen tüchtige Wirtschaftserinnen gewesen sein, die ihr Hab und Gut auch in schwierigen Zeiten zusammengehalten haben. Zu diesem Schluss muss man kommen, wenn man vier Zinsbücher¹⁾ heranzieht, die den Besitz und die Einkünfte der Klosterfrauen zu Meßstetten zwischen 1495 und 1674 be-

Alles in allem, kleine Abweichungen ausgenommen, umfassten die fünf Meßstetter Lehenshöfe über Jahrhunderte hinweg 168½ Jauchert Ackerland und 104 Mannsmahd Wiesen. Damit war das Kloster bis hin zur Reformation der größte Meßstetter Grund- und Lehensherr, besaß also mehr Areal als die reichlich ausgestattete Meßstetter Pfarrei oder die Kaplanei (Stift).²⁾

Besitzerwerbungen

Früh schon taten sich die Herren von Tierberg als Freunde und Förderer der „Frawen zu St. Margarethen Husen“ hervor. Conrad von Tierberg stattete die kleine, 1339 wieder gegründete Klause mit Besitz und Gütern vor Ort aus, nahm sie in seinen Schutz und Schirm und befreite sie von allen Diensten.³⁾ Bald darauf konnte die Klause ihren Besitz wesentlich erweitern, indem sie von den Herren von Tierberg nacheinander eine Reihe von Meßstetter Hofgütern käuflich an sich bringen konnte⁴⁾, so am

10. III. 1345 ein Gütlein um 26½ Pfd. Hlr.
20. XII. 1362 den Meierhof um 85 Pfd. Hlr.
23. XII. 1371 eine Hofstatt um 9 Pfd. Hlr.
20. XI. 1372 vier hiesige Höfe um 165 Pfd. Hlr.

Die Besitzerwerbungen der Klause in Meßstetten setzen zu einer Zeit ein, da die Herren von Tierberg bestrebt waren, in Verbindung mit ihrem Sitz zu Altentierberg ein kleines Herrschaftsterritorium aufzubauen, denn am 4. V. 1345 erwirbt Ritter Heinrich von Tierberg, genannt „Haiterbach“, von Graf Heinrich von Hohenberg das Dorf Tieringen samt Kirche, Kirchensatz und der Rechte zu Winzeln für 656 Pfd. Hlr.⁵⁾ und am 20. XII. 1347 erwirbt derselbe Ritter wiederum von Graf Heinrich von Hohenberg die Dörfer Meßstetten und Hossingen, dazu den Maierhof zu Dürrwangen und das Vogtrecht zu Neidlingen für 600 Pfd. Hlr.⁶⁾

Offensichtlich hatten sich die Tierberger bei diesem finanziellen Kraftakt übernommen, denn von nun an ging bergab. Die der Familie in Freundschaft verbundenen Klausnerinnen zu Margrethausen waren die Nutznießer dieses Abstiegs, vielleicht hatten sie auch ein Vorkaufsrecht oder sie wollten ihren Schutzherren einfach nur beistehen. Sicher aber wird die im Jahre 1350 auf acht Frauen angewachsene Klause beim Kauf der fünf Meßstetter Hofgüter für zusammen 285 Pfd. Hlr. bis an die Grenze des Möglichen gegangen sein. Trotzdem, auf Dauer konnten sie den Tierbergern nicht helfen. Da Heinrich von Tierberg-Haiterbach ohne Nach-

kommen starb, fiel sein ganzer Besitz an die Altentierberger Stammlinie. Nach weiteren Verkäufen veräußerten die auf Altentierberg sitzenden Erben, Konrad von Hölstein und seine Tochter Engel, am 25. III. 1418 ihre Dörfer Meßstetten, Hossingen und Tieringen mit Leuten, Gütern, Steuern... für 2000 Pfd. Hlr. an den Grafen Eberhard von Württemberg, der den Verkäufern ein Leibgeding einräumt.

Schutz und Schirm für die Klause

Ausgangs des 15. Jahrhunderts musste sich die Klause einiger Übergriffe ihres Schutzvogts Melchior von Tierberg erwehren.⁸⁾ Dieser wählte sich als Margrethausener Dorfherr im Recht, die zur Klause gehörigen Leute zur Fron zwingen zu können. Im Gegensatz dazu verwiesen die Frauen zu Margrethausen auf alte verbrieft Rechte, die ihnen weitgehende Freiheiten zusicherten. Wie gut, dass sich die Klause seit etwa 1450 in die Pfahlbürgerschaft der Stadt Ebingen begeben hatte.⁹⁾ Fortan wirkte der Ebinger Bürgermeister in Streitfällen der Klausnerinnen als ihr Anwalt, ganz zum Leidwesen Melchiors von Tierberg, der klein beigegeben und mit einer Abfindung von jährlich 2 fl. Rh. auf Gebot, Verbot und Frondienste bezüglich der Klause verzichten musste.

Hinter den gerichtlichen Bemühungen der Stadt Ebingen stand der mächtige württembergische Hof und so kam es nach der Reformation zu der kuriosen Situation, dass die streng katholischen Margrethausener Nonnen sich bei anstehenden Konflikten lieber von der evangelischen Stadt Ebingen vertreten ließen, denn von ihrer katholischen Obrigkeit, den Herren von Westertetten. Ganz umsonst war dieser Schutz allerdings nicht, so zahlten die Klosterfrauen jährlich 1 Pfd. 10 Hlr. für das Ebinger Burgrecht und 6 fl. Schirmgeld an den Herzog von Württemberg.

Klosterfrauen als umsichtige „Lehensherren“

Anders als die umliegenden Herrschaften, die im Bauernkrieg eine harte Linie einschlugen, konnten die wenigen Margrethausener Klosterfrauen ihre aufrührerischen Bauern durch eine Geldzahlung ruhig stellen¹⁰⁾. Im Nachhinein eine weise Entscheidung, die sich auf das weitere Lehensverhältnis günstig auswirkte, bedurfte es doch keiner Strafaktionen gegen die Lehensbauern.¹¹⁾ Ausdruck des guten Einvernehmens zwischen Klosterherrschaft und Untertanen sind

die konstanten Lebensbedingungen wie sie sich in den Zinsbriefen für die Meßstetter Lehensleute finden. Wohl vergab das Kloster Margrethausen seine Meßstetter Höfe nur als Fall- oder Handlehen, dennoch konnten die Lehensinhaber bei einigem Wohlverhalten ihre Höfe an die Kinder weitergeben. Starb der Hofinhaber (Todfall) konnten die Erben nach der Entrichtung des Ehrschatzes das Lehen empfangen.

Bei derartig stabilen Lebensverhältnissen vermeinten schließlich die Meßstetter Lehensleute ein Erblehen innezuhaben. 1570 beschwert sich nämlich das Kloster,¹²⁾ einer ihrer Meßstetter Maier, der sein Gut schon 40 Jahre besitze, hätte dieses als Erblehen verkauft. Darüber kam es zu einem länger dauernden Rechtsstreit zwischen den Klosterfrauen und ihren Meßstetter Lehensleuten. Das sich seiner Gerechteste beraubte Kloster wandte sich in einer von Schultheiß, Bürgermeister und Gericht zu Ebingen unterschriebenen Supplikation an Herzog Ludwig von Württemberg und Teck. Die Gegenpartei, die Maierenschaft zu Meßstetten, fand in dem Kellereiverwalter Zipser von Balingen einen Verfechter ihrer Sache. Der württembergische Hof ließ in der Sache gründlich und unnötig lange recherchieren, konnte doch das Kloster seinen Rechtsstandpunkt durch Kopien alter Lehensbriefe untermauern. Eine Entscheidung in der Angelegenheit wird aus den vorliegenden Akten nicht sichtbar, sie muss aber zu Gunsten des Klosters gefallen sein. Im renovierten Zinsbuch von 1658 weist Johann Keck als Schaffner der Margrethausener Klosterfrauen eigens darauf hin, dass die Meßstetter Güter nach dem Tod der Lehensinhaber wieder an das Gotteshaus heimfallen.

Die Verkündung der nach einigen Jahren des Gebrauchs auf den neuesten Stand gebrachten Zinsbücher gestaltete sich zu einem aufwendigen Rechtsakt. „In ihrer gewonlichen Rath- und Amptsstuben“ fanden sich einmal die Meßstetter „Zinnbleuth“ sowie Vogt und Richter ein, zum anderen die „ehrwürdige, andächtige“ Meisterin des Klosters und andere Schwestern und Frauen. Im Beisein des Balinger Untervogts und Kellereiverwalters (für 1658 Jacob Krümmel) wurde vom Renovator das erneuerte Zinsbuch Punkt für Punkt vorgelesen. Dabei konnten beide Parteien durchaus noch Einsprüche geltend machen. Sie wurden nach gegenseitiger Abklärung als Fußnote mit ins neue Vertragswerk übernommen.

Um der verwirrenden Maßvielfalt früherer Zeiten zu begegnen, mussten im Zinsbuch für die Naturabgaben auch verbindliche Maße festgeschrieben werden. In ihrem Unmut führten die Meßstetter Klosterleute erst beim Dorfgericht, später beim Balinger Stadtgericht darüber Klage, dass sie nicht wüssten, ob sie ihre Zinsfrüchte nach Margrethausen liefern sollen, oder diese

von den Klosterfrauen auf deren Kosten in Meßstetten abgeholt würden. Schließlich einigten sich beide Seiten gütlich darauf:¹³⁾ Fahren die Maier die fällige Gült nach Margrethausen vor den Kasten, sollen sie in Burgmeß (1 Mlt. = 268 l) liefern, lassen die Frauen dagegen die Gült mit eigener Fuhr in Meßstetten holen, gilt das Ebinger Meß (1 Mlt. = 326 l).¹⁴⁾ Nach heutigem Sprachgebrauch erhielten die Klostermaier also rund 18% Rabatt eingeräumt, wenn sie ihre Zinsfrüchte nach Margrethausen führten.

Ob die Meßstetter Hofgüter des Klosters Margrethausen nach Abzug aller Abgaben ihre Inhaber und deren Familien ausreichend ernähren konnten, ist fraglich, denn aus den Zinsbüchern geht hervor, dass die Klosterleute auch Felder anderer Meßstetter Grundherren bearbeiteten. Im Jahre 1527 bewirtschaftete z. B. Jacob Weber neben seinem Margrethausener Gut noch Güter des Klosters Beuron und Adam Kienlin trieb Güter des Heiligen und Teile des „Pfrundtackhers“ um. Vielleicht versuchte man sich aber auch teilweise wirtschaftlich abzusichern für den Fall, dass das Kloster das Fallehen an sich zog.

Alteingesessene Meßstetter Familien

Die ausführlich gehaltenen Zinsbücher des Klosters Margrethausen im 17. Jahrhundert präzisieren die Lage ihrer Meßstetter Güter dadurch, dass sie neben den Gewannnamen stets auch nach allen vier Seiten die Namen der Grundstücksanlieger aufführen. Auf diesem Wege erhalten wir einen breiten, wenn auch nicht lückenlosen Überblick über die damals in Meßstetten vorkommenden Familiennamen. Häufig genannte Namen sagen etwas über die soziale Stellung aus, wie etwa bei Matthisen Martin, der 1624 als größter Bauer gleichzeitig das Amt eines Meßstetter Dorfvogts bekleidete. Wen wundert's, zu den Begüterten zählte auch der „alte Vogt“ von Meßstetten, Fritzen Thoman von Ebingen, der immerhin noch 23fach als Grundstücksanrainer genannt wird. Vergleichsweise groß war dagegen die Schicht der armen Bevölkerung, die nur wenige oder gar keine Felder bestellen konnte. Zu ihnen zählte die Gruppe der Tagelöhner, die als solche aber nicht in Erscheinung treten. Aber auch die Meßstetter Handwerker – soweit sie genannt werden – konnten kaum existieren ohne nebenher ein paar Felder umzutreiben.

Viele der heutigen Meßstetter Familien können sich zu Recht als „alteingesessen“ bezeichnen, jedenfalls finden sich ihre Namen bereits in den Zinsbüchern des 17. Jahrhunderts. Sie seien darum im Folgenden für das Jahr 1674 genannt, dazu in Klammer die Häufigkeit ihrer Nennung und soweit unterstrichen, taucht der Familienname bereits im Zinsbuch von 1658 auf:

Bergern Hanns (1), Peter (27), **Blückhlin** Jacob (19), **Brobst von Beyren** (1), **Burckhen** Geörg (4), 1658 Bürgermeister zu Esslingen, **Epplarn** Bartlin (2), Geörg seel. Erben (9), Hanns (12), Jacob von Oberdigisheim (4), **Vischern** Andrae, jung (22), Geörg, jung (1), Jacob, alt (7), Michael (20), **Frickhen** Johann (2), **Fritzen** Hanns (2), Geörg (10), Thoman, alt Vogten von Ebingen (22), **Gersteneckhern** Geörg (20), Hanns, alt Schmied, (3), **Göringen** Martin von Hossingen (1), **Gomerigern** Jacob (2), **Hausern** Hanns (17), Jacob seel. Wittib (1), **Khiesingern** Geörg, alt (8), Hanns (23), Hanns, jung (1), **Herdtern** Jacob (2), **Landtöesern** Jacob, Würt, (1), **Luippold** Martin, Metzger von Lautlingen (2), **Matthisen** Bernhard (10), Hanns (1), Martin, Vogten (43!), **Mayern** Hanns (1), **Müllern** Christian (24), Hanns, jung (2), Martin, jung (2), **Narr** Geörg (6), Hanns, seel. Erben, seel. Wittib (4), **Neeffen** Hanns, alt (7), Hanns, jung (8), **Röllstaben** Heinrich, Würt (4),

Nr.	Lagerbuch 1495 Lehensinhaber:	Lagerbuch 1527 Lehensinhaber:	HStSt A341 Lehensinhaber: Vorgänger:	Lagerbuch 1658 Lehensinhaber: Vorgänger:	Lagerbuch 1674 Lehensinhaber: Vorgänger/Nachfolger:	Acker: [Jauchert]	Wiesen: [Mannsmahd]	Abgabe: [Burgmeß]
1	Burck Humel von Messtetten	Ludin Bechtold von Messtetten		Hanns Khiesinger vor Jahren Martin Schürer	Geörg Khiesinger Vatter Hanns Khiesinger Hanns Khiesinger	36 J.	24 M. + 1 Wiese, 1 Hanfgarten	4 B 2 Mlt. Veesen 2 Mlt. Haber
2	Burck Humel u. Auberlin Jaeck bed von Messtetten	Hanns Decker u. Jacob Weber zue Messtetten		Andreas Vischer vor Jahren Hans Eppler	Hanns Vischer Hanns Epplar Michael Vischer	62 J. und 2 Egarten	31 1/2 J. und 1 Wiespletz	6 B 2 1/2 Mlt Veesen 2 1/2 Mlt. Haber 4 Huehner, 120 Ayer
3	Baldissar Scheerer	Adam Kienlin		Hanns Schurer vor Jahren Michael Straußle	Hanns Schuirer Michael Ströhlin Simon Ströhlin	20 J.	23 M. u. 1 Wüslin	4 B 18 Vrtl. Veesen 18 Vrtl. Haber
4	Caspar Hurlinger	Enderiß Decker zue Messtetten		Geörg Gersteneckher vor Jahren Gerg Fülling	Geörg Gersteneckher Geörg Villing Christian Berger	26 1/2 J.	9 M.	4 B 12 Vrtl. Veesen 12 Vrtl. Haber
5	Steffan Gaenckinger	Jacob Weber	Bastian Ulmer Gorgas Müller	Hannß Haußer vor Jahren Andreas Bauer	Hanns Hauser Hanns B[...]er Martin Friz	24 J.	17 M. u. 1 Garten	4 B 1 Mlt. Veesen 1 Mlt. Haber
6	Hannsen Hurfis soellnig. Erben							8 B uß Huß, Schur, 1 klain Hueßlin, 1 Garten
7	Peterlin Kumer							2 1/2 B uß der Hofstatt, 1 Huß, 1 Garten
6/7		Hanns Decker		Gg. Gersteneckher u. Jacob Lannalds (je 5 B)	Geörg Gersteneckher und Hanns Roth			(10 B uß Huß, Schur, Hoffrayten und Gerten)
Summe:						168 1/2 J.	104 1/2 M.	11b 12 1/2 B, 15 Mlt 12V

Röthlin Bläsi (1), **Raithlin** (2), **Martin** (9), **Roth** Hanns (15), **Jacob** (2), **Schemp(p)en** Martin (18), **Schickhen** Geörg, alt (32), Geörg, jung (12), Michael (1), **Schuirern** Hanns (17), **Strehlin** Mattheis, Sattler (8), **Schloßbergische Erben zue Erlingen** (19) **Wannern** Martin (4), **Widmar von Hausen Gueth** (1).

Wer seine Familie weiter zurückverfolgen möchte, stößt schnell an die Grenzen Meßstetter Namenstradition. Lediglich die Familie Eppler erscheint im ersten Zinsbuch von 1495. Im erneuerten Zinsbuch von 1527 haben wir erstmals die Familien Decker, Kestlin, Kienlin, Horn, Linder, Narr und Suter als Anrainer der Margrethausener Klostergüter in Meßstetten. Ergänzend in diesem Zusammenhang erscheinen 70 Jahre später in württembergischen Steuerlisten von 1596¹⁵⁾ für die Meßstetter Heiligenvogtei unter anderen die Familien Baur, Bühler, Kiesinger, Krauß, Müller und Villing. Unter den verheerenden Auswirkungen des 30-jährigen Krieges (1618 – 1648) hatte die Gemeinde Meßstetten schwer zu leiden.¹⁶⁾ Betrug die Einwohnerzahl im Jahre 1602 noch 350 Seelen, so zählte man 6 Jahre nach Kriegsende erst 149 Seelen. Von den ehemals 82 Häusern blieben nur noch 28 übrig.¹⁷⁾ Viele der oben in den Zinsbüchern von 1658 und 1674 vorkommenden Familien müssen daher erst kurz vorher zugewandert sein.

Aufhebung der Margrethausener Klosterherrschaft¹⁸⁾

Durch den Reichsdeputationshauptbeschluss von 1802 fielen Ort und Kloster Margrethausen als Entschädigung an Württemberg. Sie wurden dem Oberamt Balingen unterstellt, während die Klustereinkünfte vom Oberamt Ebingen eingezogen wurden. Für den Verlust ihrer Einkünfte entschädigte man die Nonnen im Jahre 1811 mit einer jährlichen Pension. Die Inhaber der Margrethausener Höfe in Meßstetten konnten ihre Güter als Fallehen weiter bis zum Jahre 1813 behalten, anschließend wurde ihnen von Württemberg ein Kaufrecht eingeräumt.

Fußnoten:

- ¹⁾ HStAST, H228, Bd. 20, 24, 31 und 33
- ²⁾ Kreisbeschreibung Balingen, Bd. II, S. 531
- ³⁾ wie ²⁾ S. 513/514
- ⁴⁾ wie ²⁾ S. 542
- ⁵⁾ Monumenta Hohenbergica, Nr. 441, S. 384
- ⁶⁾ wie ⁵⁾ Nr. 455, S. 397
- ⁷⁾ HStAST, A602, WR 6627
- ⁸⁾ Vgl. dazu ²⁾ S. 515
- ⁹⁾ Stettner, W.: Ebingen, Die Geschichte einer württembergischen Stadt, S. 144/145
- ¹⁰⁾ wie ²⁾ S. 515

Studienfahrten und Vorträge – 2001 – endgültige Planung

Mittwoch	14. 02.	KRATT	Dia-Rückschau Exkursion Freistadt	Landratsamt	18.00 Uhr
Mittwoch	07. 03	GEISSLER	Dia-Rückschau Exkursion Lüneburg	Landratsamt	18.00 Uhr
Mittwoch	28. 03.	ROLLER, HÜBNER	Stuttgart: Ausstellung Troja – Traum und Wirklichkeit	Bus	
Samstag	21. 04.	KRAFT	Donaueschingen-Hüfingen	Bus	
Donnerstag	03./07. 05.	ROLLER	WÜRZBURG	Bus	
Samstag	19. 05.	SCHIMPF-REINHARDT	Tag der Archive 2001: Archiv Stadt Balingen		11.00 Uhr
	19. 05.	LANG	Tag der Archive 2001: Archiv Stadt Balingen		11.00 Uhr
	19. 05.	ZEKORN	Tag der Archive 2001: Archiv Zollernalbkreis		15.00 Uhr
Sonntag	20. 05.	FOTH	Stammland der Staufer	Bus	
Montag	04./10. 06.	KRAFT	LEIPZIG	Bus	
Samstag	23. 06.	ROLLER-DANNENHAUS	Biberach, Aulendorf mit Lesung	Bus	
Donnerstag	19./22. 07.	WILLIG	GRAUBÜNDEN	Bus	
Samstag	28. 07.	ROLLER	Zeppelinmuseum Friedrichshafen, Meersburg	Bus	
Mittwoch	08. 08.	HÜBNER	Balingen: Ausstellung Paul Klee		
Sonntag	19. 08.	WITTSCHOREK, WILLIG	Engen, Tengen, Blumenfeld	Bus	
Samstag	15. 09.	GROH	Bauten der Abtei Zwiefalten	Bus	
Samstag	10. 11.	ROLLER	Hauptversammlung im Stauffenberg-schloss zu Lautlingen. Festredner Herr Dr. Frank Raberg. Thema: Die Abgeordneten aus dem Oberamt Balingen und ihr Wirken im Landtag für Staat, Gesellschaft und Demokratie	Lautlingen	18.00 Uhr

Der Haubentaucher – Vogel des Jahres 2001

Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Naturschutzbund Deutschland, Gruppe Balingen

Die beiden naturschutztreibenden Organisationen, der Naturschutzbund Deutschland und der Landesbund für Vogelschutz in Bayern, verliehen dem Haubentaucher den Titel „Vogel des Jahres“. Dies ist in der 30-jährigen Geschichte der „Jahresvögel“ der erste Wasservogel. Der Haubentaucher kann in Deutschland von der Küstenregion bis zum Voralpenraum an größeren stehenden und fließenden Gewässern sowie an Talsperren oder Baggerseen beobachtet werden. Dabei fallen nicht nur der prächtige Federschmuck im Brutkleid, sondern auch die Balzzeremonien auf. Letztere gehören zu den eindrucksvollsten Verhaltensweisen in der Vogelwelt. Bei uns gilt diese Vogelart aktuell als nicht gefährdet. Der Bestand ist einigermaßen stabil. Die Verbände weisen mit dieser Wahl jedoch auf Gefährdungen unserer Gewässer und ihrer Bewohner hin, die vor allem von einem veränderten Freizeitverhalten ausgehen.

Der Haubentaucher (*Podiceps cristatus*), früher auch Täuchel oder Fluder genannt, gehört zur Familie der Lappentaucher (*Podicipedidae*), einer erdgeschichtlich sehr alten Vogelgruppe. Der Wasservogel besiedelt, außer den nördlichen Regionen Skandinaviens, ganz Europa, ferner weite Gebiete Afrikas, Asiens, Australiens und Neuseelands. In Baden-Württemberg liegen die Schwerpunkte der Brutreviere im Bodenseeraum, in Oberschwaben, in der südbadischen Oberrheinebene, am Hochrhein, in der Donau-niederung oberhalb Ulm und am mittleren Neckar. Die höchsten Brutplätze (ca. 690 m) befinden sich in Oberschwaben, z. B. im Ilmensee und im Ruschweiler See (Beobachtungen Chr. und K.-E. Maulbetsch). Im Kreisgebiet zeigt sich der Haubentaucher nur als Durchzügler. So in einigen Exemplaren am Salenhofweiher auf der Gemarkung Haigerloch oder in den Renaturierungsseen des Zementwerks in Dotterhausen.

Der etwa ein Kilogramm schwere und rund 50 Zentimeter lange Wasservogel hat ungefähr die Größe einer Stockente, jedoch einen längeren Hals, einen spitzen Schnabel und so gut wie keinen Schwanz. Im Gegensatz zu den Entenvögeln und Seetauchern sind die Zehen nicht mit Schwimmhäuten verbunden. Sie tragen flosseartige „Schwimmklappen“. Brust, Bauch, Vorderhals und Kopfseiten sind weiß, Rücken und Flanken schwarzbraun. Im Pracht- und Brutkleid fallen die markante Federhaube und die rotbraune, schwarz gesäumte Halskrause besonders auf. Dieser Kopfschmuck ist im Winter stark reduziert. Die ganz hinten am Rumpf sitzenden Beine, die schon erwähnten Lappen, die beim Rudern die Zehen verbreitern, das dichte Kleingefieder an der Unterseite und die kleinen Steuerfedern befähigen diesen Vogel zu meisterhaftem Tauchen. Die Tauchzeiten dauern von wenigen Sekunden bis zu über 50 Sekunden, wobei Tiefen bis zu 60 Meter erreicht werden können.

Auf der Speisekarte der Altvögel stehen kleinere Fische von ca. 10 Zentimeter Länge wie Rotaugen und Flußbarsche sowie Kaulquappen, Schnecken, Frösche und an der Küste Garnelen. Der Bestand an Beutefischen ist für den Bruterfolg ein wesentlicher Faktor. So gab es Anfang der achtziger Jahre im Bodenseegebiet bei den Rotaugen und danach bei den Haubentaucher-Populationen

nen Rückgänge. Die Bestände nahmen aber durch Umstellung auf andere Nahrungsfische wie Ukelei, Hasel und Barsch wieder zu.

Die Haubentaucher gehören vorwiegend zu den Teilziehern. Der Wegzug aus den Brutrevieren beginnt im August, erreicht im November ein Maximum und ist Ende Dezember weitgehend abgeschlossen. Insbesondere nördliche Populationen ziehen südwärts zum Bodensee oder zu den größeren Seen des Schweizer Mittellandes. Andere überwintern im Mittelmeerraum. Weitere Zentren der Winterverbreitung in Baden-Württemberg liegen in den Baggerseen des Oberrheins, am Hochrhein, an der Donau bei Ulm und am Federsee. Ein Verbleib im engeren Brutgebiet kommt selten vor.

Der Frühjahrszug setzt schon im Februar ein. Die Durchzugszahlen erreichen jedoch Ende März/Anfang April die höchsten Werte. Die meisten Brutplätze befinden sich in natürlichen und künstlichen stehenden Gewässern, die mit Schilf oder anderen Pflanzen der Verlandungszone bewachsen sind und eine Fläche von mehr als 10 Hektar haben. Doch auch kleinere Teiche, Altwasserarme und langsam fließende Gewässer sind als Brutplätze geeignet, wenn die Ufergestaltungen den Biotopansprüchen genügen. Die Balzrituale beginnen bei den Haubentauchern schon ab Januar, wenn die Vögel anfangen Paare zu bilden. Während dieser Zeit sind auch die knarrenden Rufe weit zu hören.

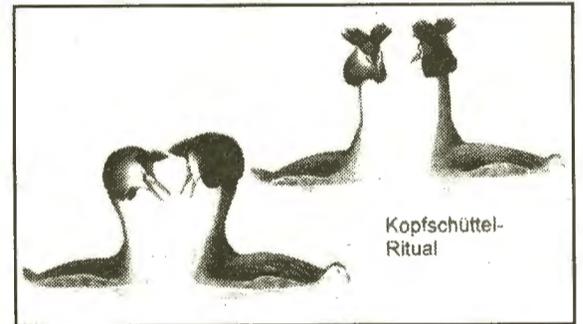
Die Verhaltensweisen zur Paarbildung und zur Aufrechterhaltung der Paarbindung setzen sich aus mehreren Ritualen wie z. B. Kopfschütteln, Pinguin-Tanz oder Scheinputzen zusammen. Diese Rituale können in unterschiedlicher Reihenfolge zu noch umfangreicheren Balzzeremonien kombiniert werden. Dabei sind in einigen Verhaltensfolgen beide Partner parallel aktiv, in anderen Phasen handeln sie verschieden. Beim *Kopfschütteln* nähern sich beide Vögel zunächst mit gesenktem Kopf, verharren dann in geringem Abstand, heben den Kopf höher, spreizen Schopf und Kragen und bewegen die nach unten gerichteten Schnäbel seitlich hin und her. Danach richten sie sich weiter auf, schütteln und wiegen abwechselnd den Kopf. Der *Pinguin-Tanz* ist ebenfalls durch mehrere Sequenzen charakterisiert. Die Partner holen Wasserpflanzen, tauchen damit auf, schwimmen aufeinander zu, richten sich Brust an Brust auf, paddeln dabei kräftig mit den Füßen und schwenken die beladenen Schnäbel. Beim *Scheinputzen* werden von einem Partner mit geschlossenem Schnabel wenige Federn angehoben. Bei der *Entdeckungszeremonie* taucht ein Vogel vor dem anderen auf und reckt sich empor während der andere die so genannte Katzenpose einnimmt. Dies ist durch ein Abwinkeln der Flügel gekennzeichnet. Die eindrucksvollen Balzspiele können Wochen und Monate bis zu Beginn des Nestbaus andauern.

Das Nest wird aus Schilfhalmen, kleinen Ästen und Wasserpflanzen gebaut und schwimmend im Schilfgürtel, an Binsen, Schachtelhalmen oder an überhängendem Ufergebüsch verankert. Dabei ragt nur ein kleiner Anteil aus dem Wasser heraus, der größere bis zu 60 Zentimeter dicke



Fotos: Ortsgruppe Balingen des NABU

Teil befindet sich unter der Wasseroberfläche. Somit kann das Nest mehrere Zentner schwer werden. Verrottetes Pflanzenmaterial und Algen bilden die Innenauskleidung. Beide Altvögel beteiligen sich am Nestbau. Das Weibchen legt Anfang bis Mitte April drei bis vier, gelegentlich bis zu sieben Eier. Diese sind zuerst weiß, später durch Wasserpflanzen bräunlich verfärbt. Die Bebrütung dauert 25 bis 31 Tage. Beide Partner lösen sich dabei ab. Bald nach dem Schlüpfen verlassen die Jungvögel das Nest. Sie können vom ersten Tag an schwimmen. Zum Schutz vor Feinden, z. B. vor dem Hecht, werden sie jedoch etwa drei Wochen lang vorwiegend im Rückengefieder der Altvögel transportiert und in dieser Position auch gefüttert. Die Nahrung besteht zunächst aus Insekten. Später gibt es kleine, unter fünf Zenti-



meter lange Jungfische. Nach etwa sechs Wochen jagen die Jungen selbstständig. Durch ihre Schwarz-Weiß-Streifung am Kopf und Rücken sind sie auf der Wasseroberfläche gut zu erkennen. Diese ausgeprägte Streifung geht im Herbst in das Schlichtkleid über. Die Jungen, die sich dann kaum von den Altvögeln unterscheiden lassen, bleiben bis zum Abzug aus dem Brutrevier im Familienverband.

Der Haubentaucher war insbesondere im 19. Jahrhundert starken Verfolgungen ausgesetzt. Auf dem Federsee gab es z. B. zahlreiche Abschüsse von Kähnen aus. Die Pelzindustrie verarbeitete das dichte Gefieder. Durch Flussbegradigungen und andere wasserbauliche Maßnahmen gingen außerdem viele Brutplätze verloren. Die Situation verbesserte sich durch Jagdverschonung seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Die Bestände erholten sich. Seit den siebziger Jahren dehnten sich die Brutgebiete sogar im Westen, Süden und Norden, verglichen mit den bisherigen Arealen, aus. Die Vögel profitierten von der Neuanlage künstlicher Gewässer wie Stauseen, Talsperren, Kiesgruben und Baggerseen. Im rheinischen und im Lausitzer Braunkohlerevier besiedelte der Haubentaucher Renaturierungsseen. Auch die Zunahme des Nahrungsangebotes an kleinen Fischen in nicht übermäßig eutrophierten Gewässern wirkte sich gün-

¹¹⁾ Vgl. dazu ²⁾ S. 531. Hier heißt es: „Sämtliche (Meßstetter) Höfe und Güter (der Klöster Beuron und Margrethausen) waren Erblehen, bis auf die fünf des Kl. Margrethausen, die nach dem Bauernkrieg zu Fallehen gemacht wurden.“ JÄNICHEN verweist dabei u. a. auf „Lagerbücher des Kl. Margrethausen“ von 1495, 1517 (muss wohl 1527 heißen) und 1658, die mit den hier untersuchten Zinsbüchern identisch sind. Eine Umwandlung von Erb- und Fallehen lässt sich daraus aber nicht ablesen.

¹²⁾ HStASt, A341, Bü 9,1; 9,5; 9,10; 9,13

¹³⁾ HStASt, B476, U67

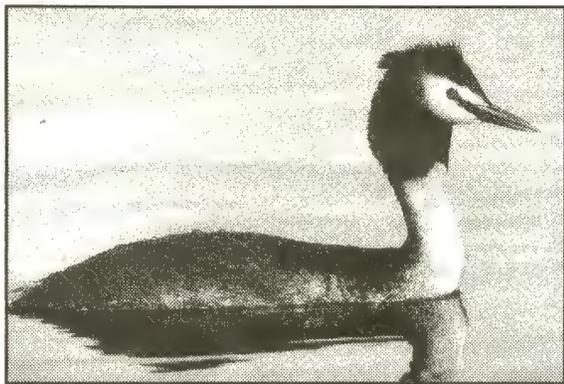
¹⁴⁾ Wie ²⁾ Bd. I, S. 349/350

¹⁵⁾ Scheerer, Fr.: Familienname in Balingen Amtsorten um 1596, in: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen, Jahrgang 1972 Nr. 11

¹⁶⁾ Foth, W.: Die Schäden des 30-jährigen Krieges in Stadt und Land, in: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen, Jahrgang 1955, Seite 79

¹⁷⁾ wie ²⁾ S. 535

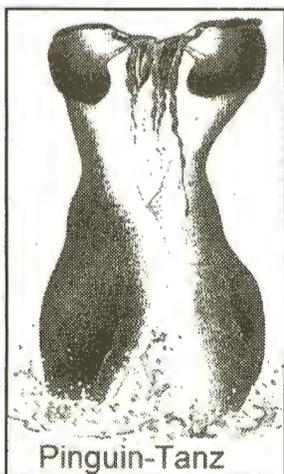
¹⁸⁾ wie ²⁾ S. 516 und 531



stig auf manche Populationen aus. Der Haubentaucherbestand wird in Mitteleuropa auf 60 000 bis 90 000 Brutpaare geschätzt. In Deutschland brüten davon etwa 22 000 bis 32 000, im Bodenseegebiet ca. 1400. Welt- und europaweit ist der Haubentaucher nicht als gefährdet eingestuft. Neben klimatischen und nahrungsökologischen Faktoren wie Wasserstandsschwankungen und Änderungen im Nahrungsspektrum gibt es zahlreiche andere Gefährdungen:

- Lebensraumverluste durch Verbauungen, betroffen sind hier vor allem kleinflächige Röhricht- und Schilfbestände;
- Störungen rastender oder brütender Vögel durch Badebetrieb, Bootsverkehr, Wasser- und Angelsport. Wissenschaftliche Untersuchungen, die sich mit Auswirkungen von Störungen auf brütende Wasservögel beschäftigen, zeigen, dass sich die Brutbestandsdichte durch die Aktivitäten eines Anglers halbieren kann, und dass 90 Prozent der rastenden Vögel im Umkreis von 500 Meter durch Surfen aufgeschreckt werden können. Letzteres ist besonders im Winter fatal, da das Ausweichen unnötige Energie benötigt. Der Energieverlust macht sich in der Fitness bemerkbar;
- verringertes Nahrungsangebot durch zu starke Gewässerbelastung;
- Anreicherung von Umweltchemikalien – der Haubentaucher ist ein Endglied in der Nahrungskette;
- Verfolgungen wegen seiner angeblichen „Fischereischädlichkeit“;
- mögliche Einführung einer Jagdzeit – die Art unterliegt immer noch dem Jagdrecht.

Eingriffe in die Lebensräume, Störungen durch Freizeitbetrieb, Bootsverkehr, Wassersport und durch Angler gefährden auch andere Lappentaucher, die in Baden-Württemberg brüten oder überwintern. Der kleinste verwandte Süßwassertaucher ist der Zwergtaucher. Er brütet auch auf kleineren Weihern und Seen wie z. B. in den Schieferseen auf dem Heuberg. Der größere Schwarzhalstaucher kann gelegentlich während des Zuges einige Tage ebenfalls in den Schiefer-



Pinguin-Tanz

seen beobachtet werden. Ziehende Rothalstaucher und Ohrentaucher rasten bei uns im Land auf verschiedenen Gewässern. Beide Arten über-

Tab.: Verwandte des Haubentauchers aus der Familie der Lappentaucher

Art	Kennzeichen	Lebensraum in BW/ Winterverbreitung	Beobachtungen/ Beobachter
Zwergtaucher	relativ kurzer Hals und Schnabel, Länge etwa 27 cm	Brutzentren sind Teile der Altrheinzone im südlichen Oberrheingebiet, die Seen und Weiher Oberschwabens und der westliche Bodenseeraum	gelegentlicher Brutvogel in den Schieferseen auf dem Heuberg, Balingen (Chr. und K.-E. Maulbetsch); Brutvogel im Saalenhofweiher, Gemarkung Haigerloch (H. Fuchs)
Schwarzhalstaucher	Kopf, Hals und Rücken sind im Brutkleid schwärzlich gefärbt, auffallend die leuchtend gelben Federbüschel an den Kopfseiten, Länge etwa 30 cm	Brutzentren sind oberschwäbische Weiher und Seen sowie der Bodensee	als Durchzügler gelegentlich in den Schieferseen auf dem Heuberg, Balingen, zu beobachten (Chr. und K.-E. Maulbetsch)
Rothalstaucher	charakteristische Merkmale sind der braunrote Hals, die grauweißen Wangen, der schwarze Scheitel und die gelbe Schnabelwurzel, Länge 45 cm	unregelmäßiger seltener Brutvogel im Bodensee, sonst Durchzügler und Wintergast im Bodensee	ein Exemplar konnte im März 1995 als Durchzügler in den Schieferseen beobachtet werden (Chr. u. K.-E. Maulbetsch)
Ohrentaucher	im Sommer an dem schwarzen Backenbart, den rostroten Federohren und der gelbroten Schnabelspitze erkennbar. Länge um 33 cm	Durchzügler und Wintergast im Bodensee	Beobachtungen an Nord- und Ostsee zur Zugzeit (Chr. u. K.-E. Maulbetsch)



Mit einem Blick vom Turm der Stadtkirche Balingen haben sich die „Heimatkundlichen Blätter“ in der Jahresschluss-Ausgabe verabschiedet. Heute geht der Blick weit hinein ins Jahr 2001 – wieder vom Turm der Balingener Stadtkirche aus, diesmal Richtung Nord-Nordwest. Foto: Riedl

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72422 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (07427) 91094.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

wintern in geringer Anzahl am Bodensee (s. Tab.)

Die Verbände schlagen zur Bestandssicherung des Haubentauchers und seiner Verwandten folgendes vor: Ganzjähriger Schutz vor Nachstellungen; dringender Schutz von Flachwasserzonen auch im Winterhalbjahr; verstärkte Ausweisung von Flachwasserzonen und Schilfgebieten als Naturschutzgebiete.

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 48

28. Februar 2001

Nr. 2

Johannes Dorn (1853–1925) – Landwirt und Altertumsforscher

Ausstellung noch bis 25. März/Von Jürgen Scheff, Albstadt

Das Philipp-Matthäus-Hahn-Museum in Albstadt-Onstmettingen präsentiert seit 9. Dezember 2000 und noch bis 25. März 2001 bronzezeitliche Grabfunde aus den Sammlungsbeständen des Museums für Vor- und Frühgeschichte im Schloss Charlottenburg in Berlin. Die Exponate stammen aus Grabungen des Landwirts und Altertumsforschers JOHANNES DORN aus dem Weiler Haid bei Trochtelfingen in den Jahren 1903 und 1904 auf Markung Onstmettingen und Tailfingen. In der archäologischen Fachliteratur wird der Laienforscher DORN, der sich seine umfassenden Kenntnisse selbst erworben hatte, bisher eher ungnädig beurteilt, obwohl ihm zahlreiche spektakuläre Entdeckungen zu verdanken sind. Viele seiner Funde können heute noch als Prunkstücke in den vor- und frühgeschichtlichen Museen in Hechingen, Sigmaringen, Stuttgart, Tübingen, und, wie schon erwähnt, in Berlin betrachtet werden, von wo sie nun, wenn auch nur für kurze Zeit, an ihren Heimatort zurückgekehrt sind.

JOHANNES DORN im Spiegel der wissenschaftlichen Kritik

Der Landwirt JOHANNES DORN aus dem Weiler Haid bei Trochtelfingen, unmittelbar an der ehemals preußisch/hohenzollerisch-württembergischen Grenze gelegen, kann mit Fug und Recht als eine der interessantesten, aber auch widersprüchlichsten Forscherpersönlichkeiten der Archäologie des späten 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts in Südwestdeutschland bezeichnet werden. Einige Zitate namhafter Fachleute mögen die unterschiedliche Wertung des Lebenswerks des passionierten Altertumsforschers DORN belegen:

„... Schon in jungen Jahren auf die Grabhügel seiner unmittelbaren Umgebung aufmerksam geworden, hat er sich jahrelang mit dem Aufsuchen und Ausgraben dieser Altertümer beschäftigt, nicht bloß auf der Alb, sondern auch im Vorland. Anfangs des Erwerbs willen, später auch mit mehr als laienhafter Kenntniss ihrer wissenschaftlichen Bedeutung. Die Vertreter der Wissenschaft, die Altertumsfreunde aus nah und fern sind, je mehr die Erkenntnis der Vorgeschichte voranschritt, bei diesem Autodidakten eingekehrt; er selbst besuchte die Versammlungen und Sammlungen und konnte über alle seine Funde die genaueste Auskunft geben...“ (Nachruf von Prof. EUGEN NÄGELE, Tübingen, 1925).

„... Systematisch suchte er die ganze Hochfläche der Süd- und Mittelalb und ihr Vorland, von Dotternhausen (Rottweil) bis Aufhausen (Geislingen), von der Donau bis Tübingen ab. Er kam bald in Berührung mit den akademischen Liebhabern solcher Altertümer, die auf ihn aufmerksam wurden, seine Funde abkauften und ihn für ihre Zwecke graben ließen. So rühren ein großer Teil der von Paulus, Föhr, Hedinger u. a. gemachten Funde von Dorn. ... Freilich sehen wir heute die damaligen Ausgrabungen mit anderen Augen an; nicht nur wird eine wesentlich eingehendere Art der Hügelgrabung verlangt, vor allem wird die schwierige, aber wichtige Siedlungsforschung in den Mittelpunkt gestellt. Dorn hat von sich aus die Siedlungsforschung angefangen und nur wegen Mangel an Unterstützung nicht durchgeführt; die neue Methode hat er noch in seinem Alter mit Lebhaftigkeit aufgegriffen und nach Kräften gefördert. Möchte das Beispiel Dorns nach jetzzeitiger Forschung Nachahmung

finden, dann würden auch in anderen Bezirken die Forschungen zu besseren und schnelleren Resultaten führen.“ (Nachruf von Dr. GEORG KRAFT, Urgeschichtliches Forschungsinstitut Tübingen, 1925).

„... Leidenschaft und Erwerbsgier brachten den Landwirt Johannes Dorn von Weiler Haid dazu, seit 1892 auf der mittleren Alb und im Albvorland zahlreiche Grabhügel auszugraben und die Funde größtenteils außer Landes zu verkaufen...“ (Dr. OSCAR PARET, Amt für Denkmalpflege, Stuttgart, 1961).

„... Eine ebenso unerfreuliche Tätigkeit entwickelte der Landwirt JOHANNES DORN vom Weiler Haid bei Großengstingen. Berichte über seine Grabungen gibt es kaum oder sie sind nicht verwertbar! ... Durch seine Tätigkeit ist der Vorgeschichte im Lande großer Schaden verursacht worden, da er nicht nur hallstattzeitliche, sondern auch bronzezeitliche Hügel in derselben Weise ausgeräumt hat. ...“ (Dr. HARTWIG ZÜRN, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, 1987).

„... Johannes Dorn ist auch als „Ausgräber“ – heute würde man lieber sagen als Raubgräber – zahlreicher Hügelgräber und anderer alamanischer Friedhöfe zu Beginn des 20. Jahrhunderts bekannt. „Wissenschaftliches Interesse“ hat ihn niemals geleitet, und ausführlichere Berichte zu schreiben, war offenbar auch seine Sache nicht. ...“ (Prof. Dr. FRAUKE STEIN, 1991).

„... Gegen Ende des (19.) Jahrhunderts traten als Ausgräber der Großengstinger Schullehrer GFRÖREIS und Medizinalrat HEDINGER und besonders der geschäftstüchtige, im Weiler Haid wohnende Bauer J. DORN auf den Plan – mit katastrophalen Folgen für diese Kulturdenkmäler und die Archäologie des Landes. Die gehobenen Funde wurden nach nah und fern Gewinn bringend veräußert. Beobachtungen und Berichte über Funde und Fundzusammenhänge, Grab- und Bestattungsformen liegen nicht vor...“ (Dr. CLAUS ÖFTIGER, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, 1997).

Es sind in der Tat schwerwiegende Vorwürfe, die von namhaften Experten der Archäologie gegenüber JOHANNES DORN erhoben werden. Umso mehr verwundert es, dass während seiner über 48 Jahre nachzuweisenden Tätigkeit als Ausgräber offenbar nie eine Anzeige gegen ihn erstattet wurde, sei es wegen eines strafrechtlich rele-



Johannes Dorn im Kreis seiner vielköpfigen Familie

vanten Delikts der Raubgräberei oder des „Verschiebens“ von Funden ins „Ausland“, was immer man zu DORNs Zeit darunter verstehen mochte. In der überwiegend kritisch eingestellten Fachliteratur vermisste ich handfeste, auf Fakten beruhende Belege für diese gravierenden Anschuldigungen. Mir drängt sich nach eingehender Beschäftigung mit der Person DORNs der Verdacht auf, dass von manchen der oben zitierten Autoren unreflektiert die Kritik wissenschaftlicher „Kapazitäten“ übernommen wurde, nur jeweils in verschärfter Formulierung. Deshalb soll nachfolgend erstmals der Versuch unternommen werden, anhand von zum Teil erst in den letzten Jahren wieder aufgefundenen unveröffentlichten Akten und Grabungsdokumentationen das Lebenswerk des Ausgräbers DORN zu rekonstruieren. Dieses Bemühen stützt sich in Folgendem auf die Ortsakten des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg, Akten des Staatsarchivs Sigmaringen und des Fürstlich-Hohenzollerischen Archivs in Sigmaringen sowie auf den „Nachlass GUSTAV HAAG“, der sich im Stadtarchiv Reutlingen befindet. Weitere interessante mündliche Hinweise sind den Nachkommen von JOHANNES DORN zu verdanken.

Vorgeschichtsforschung von Kindheit an

JOHANNES DORN erblickte am 25. August 1853 als Sohn des Landwirts JOACHIM DORN (1823–1900) im Weiler Haid bei Trochtelfingen das Licht

der Welt. Die Beschäftigung mit der Vorgeschichte war ihm eigentlich schon in die Wiege gelegt. Der Erbauer des romantischen Märchenschlosses Lichtenstein über dem Echaztal, Graf WILHELM VON WÜRTTEMBERG (1810–1869), war ein großer Liebhaber von Antiquitäten. 1843 gründete er den „Württembergischen Altertumsverein“ und hatte bis zu seinem Tode dessen Vorsitz inne. Für seine private Sammlung, die er auf Schloss Lichtenstein einrichtete, ließ er in den folgenden Jahren unter der Aufsicht seines Bauleiters MICHAEL ABERLE aus Söflingen durch Tagelöhner Reihengräberfelder und Grabhügel der näheren Umgebung nach Fundstücken durchsuchen.

Als besonders fundreich erwies sich die Haid zwischen Großengstingen und Trochtelfingen, wo JOHANNES DORN aufwuchs. Bereits in seinem Geburtsjahr 1853 lässt sich sein Vater JOACHIM DORN als Grabungsarbeiter im Dienste des Grafen nachweisen, und er nutzte diese Nebenerwerbsmöglichkeit auch in den folgenden Jahren. JOHANNES DORN war nach eigenen Angaben während seiner Kindheit häufig mit dabei. 1864 stieß der neu nach Großengstingen gekommene junge Lehrer EBERHARD GFRÖREIS zum gräflichen Grabungsteam. Bereits ein Jahr später öffnete er in eigener Regie die ersten Grabhügel und veräußerte in Folge, offensichtlich auch kaufmännisch begabt, seine Funde an betuchte Reutlinger Fabrikanten wie EMIL GMINDER und EISENLOHR, an das Museum Reutlingen, die Staatssammlung in Stuttgart und selbst an das Naturhistorische Museums in Wien.

Erstmals 1877 taucht der Name JOHANNES DORN bei einer Öffnung von Grabhügeln in der Haid auf, zusammen mit seinem hier letztmals aktiv auftretenden Vater und GFRÖREIS. Das Datum stellt offenbar wirklich den Beginn seiner Ausgrabungstätigkeiten dar, denn in einem Brief von 1902 an Prof. NÄGELE weist er auf seine nunmehr 25-jährige Forschungsbemühungen hin. In den folgenden Jahren, bis etwa 1884, grub er vermutlich unter der Anleitung von EBERHARD GFRÖREIS, der, in Gegensatz zu DORN, immer wieder in den Akten Erwähnung findet. Außer den Funden haben sich aus dieser Zeit keine Grabungsberichte erhalten, falls es sie überhaupt gab. GFRÖREIS muss über ein außergewöhnliches Geschick im Zusammensetzen von zerscherbten Gefäßen verfügt haben. Sein Können wurde auch später von DORN noch häufig in Anspruch genommen. Die langwierige Puzzlearbeit führte aber dazu, dass die Gefäße meist erst lange nach der Bergung ergänzt waren, wenn die restlichen Funde längst veräußert waren. Die genauen Fundzusammenhänge waren dann nicht mehr zu rekonstruieren; verkauft wurden die Stücke nun unter den vagen Ortsbezeichnungen „Degenfeld“ oder „Haid“. Die Ankäufer scheint das nicht gestört zu haben, wichtig war in dieser frühen archäologischen „Goldgräberzeit“ allein, schöne Ausstellungsstücke für Privatsammlungen und Museen erwerben zu können.

Dass GFRÖREIS an seinen restaurierten Funden nicht schlecht verdiente, aber für anderweitige, einem Schulmeister alten Schlages auferlegte Pflichten keine Zeit mehr aufbringen konnte, lässt sich durch zwei durchaus konsequente Entscheidungen erahnen: 1874 kündigte er den Mesnerdienst und 1881 gab er die Landwirtschaft auf. DORN blieb mit „seinem“ Restaurator GFRÖREIS bis zu dessen Tod im Jahr 1912 in engstem Kontakt. In dieser Frühphase DORNscher Forschung sind aber auch erste Sondierungen in Höhlen belegt, wo er menschliche Skelette in Verbindung mit vorgeschichtlichen Scherben nachweisen konnte. Im Frühjahr 1881 untersucht er das Muetesloch bei Stetten u. Holstein und 1883 auf gleicher Markung die Ungerhaldenhöhle. Namhafte Wissenschaftler wie Prof. OSCAR FRAAS (1824–1897), Stuttgart, und THEODOR HINGELER (1845–1923), Sigmaringen, die herangezogen wurden,

zeigten jedoch keinerlei weiteres Interesse an den beiden Fundstellen; die Funde waren offenbar als Schaustücke zu wenig attraktiv, um eine kostenintensive Untersuchung durchführen zu lassen.

JOHANNES DORN arbeitet im Auftrag der Württembergischen Altertumsforschung

Seit dem Jahr 1884 grub DORN nachweislich im Auftrage von Senatspräsident i. R. JULIUS v. FÖHR (1819–1888) in zahlreichen Grabhügeln, auch im Bereich der Zollernalb. Es darf vermutet werden, dass die Zusammenarbeit mit diesem hochgebildeten Mann die weitere Forschungstätigkeit DORNs positiv gefördert hat. JULIUS v. FÖHR hinterließ über diese Aktivitäten für die damalige Zeit recht ausführliche und informative Grabungsbeschreibungen. Der früheste, zumindest auszugsweise erhaltene eigene Grabungsbericht DORNs aus dem Jahre 1886 (Degenfeld, GH Räuhe VII) ist ähnlich verfasst. DORN erzählte später, dass FÖHR bei den für ihn vorgenommenen Grabungen stets persönlich anwesend war. Erstmals gelang DORN auf der Haid 1886 der Nachweis einer mit den Grabhügeln gleichaltrigen Siedlung, die er daraufhin zusammen mit v. FÖHR aufsuchte. Die ehemaligen Privatsammlungen von v. FÖHR und Graf WILHELM VON URACH sind heute ein wichtiger Bestand des Württembergischen Landesmuseums.

Nach dem Tode v. FÖHRs gelang es der Leitung der Königlichen Altertümersammlung in Stuttgart offenbar, JOHANNES DORN aufs Engste für ihre Zwecke einzubinden. Bis 1899 veräußerte DORN nahezu alle weiteren Funde an diese Institution und grub auch mehrfach in deren Auftrag. In der Person des Dichters, Kunsthistorikers und Archäologen EDUARD PAULUS d. J. (1837–1907), der von 1873 bis 1899 die Stelle des offiziellen „Conservators der vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale“ in Württemberg innehatte und von 1892 bis 1899 in Personalunion der Königlichen Altertümersammlung vorstand, fand DORN einen Ansprechpartner, der es, wie es auf gut schwäbisch heißt, mit dem einfachen Landwirt von der Alb „konnte“. Weit über 150 Grabhügel und mehrere Reihengräberfelder wurden in dieser aus archäologischer Sicht aktivsten Zeit DORNs geöffnet und durch für die damalige Zeit umfangreiche Grabungsberichte dokumentiert. GUSTAV HAAG (1880–1950), Kustos des Reutlinger Heimatmuseums, konnte in den 20er Jahren bei einer – leider unveröffentlichten – Aufarbeitung der Forschungstätigkeit DORNs allein für den Bereich der Haid 38 (!) Briefe mit Fundbeschreibungen auswerten, die damals noch im Amt für Denkmalpflege in Stuttgart vorhanden waren. Sie sind wie fast alle anderen Grabungsberichte, die DORN für Stuttgart anfertigte, bei einem Bombenangriff im 2. Weltkrieg im Alten Schloss in Stuttgart verbrannt.

Zwischen 1891 und 1896 untersuchte DORN mit großem Erfolg auch zahlreiche Grabhügel im heutigen Zollernalbkreis, so bei Dautmergen, Dotternhausen, Onstmettingen, Melchingen, Stetten u. Holstein, Truchtelfingen und Winterlingen. Bronze- und Bernsteinschmuck sowie verzierte Tongefäße waren die Ausbeute. Erste wirklich Aufsehen erregende Funde stellten sich bei Grabungen in den bronze- und eisenzeitlichen Nekropolen von Nehren und Dußlingen in den Jahren 1895 bzw. 1896 ein, wo reich ausgestattete Gräber zum Teil auch Goldschmuck enthielten.

Mit Obermedizinalrat HERRMANN v. HÖLDER (1819–1906), einem der angesehensten Anthropologen seiner Zeit, grub DORN 1893 in der Carlshöhle bei Erpfingen, um Knochen für wissenschaftliche Untersuchungen an vorgeschichtlichen Menschen zu gewinnen. Auch lieferte DORN aus Hügelgrabungen immer wieder neues Knochenmaterial an, vorwiegend Schädelreste. Die „Kritik“ v. HÖLDERS an der Arbeitsweise

DORNs ist aus dem Munde des ob seiner Verdienste geadelten Fachmanns eher als Kompliment für den Autodidakten DORN zu werten (HÖLDER 1896, S. 31).

„... Wenn auch die Ergebnisse der Ausgrabungen DORNs manches zu wünschen übrig lassen, wegen der morschen Beschaffenheit einzelner Teile der Schädel, der Schwierigkeit, die Bruchstücke derselben in den Erdschollen aufzufinden und anderer Umstände, so sind sie doch wegen DORNs Erfahrung und Findigkeit sowie auch durch die Befolgung der ihm gegebenen Vorschriften, besser als die vieler anderer, welche ihre Ausgrabungen ohne die nötige Vorkenntnisse und genügende Aufmerksamkeit auf die einzelnen Eigentümlichkeiten der Grabhügel vornehmen.“ 1894 sondierte DORN auch in der Sommerkirchhöhle bei Melchingen.

JOHANNES DORN forscht schwerpunktmäßig im Hohenzollerischen

In den Jahren 1900 bis 1902 lieferte DORN nur noch wenige Fundkomplexe nach Stuttgart. Die Gründe hierfür liegen im Dunkeln. Möglicherweise sind sie in der Neubesetzung der Museumsleitung sowie der Konservatorenstelle in Stuttgart zu suchen, einhergehend mit anders gearteten Zielsetzungen im Erwerb von Funden aus privater Hand und im Schutz noch vorhandener Bodendenkmäler, nachdem der langjährige Konservator EDUARD PAULUS d. J. 1899 in den Ruhestand getreten war. Größere Missstimmigkeiten dürften zunächst nicht die Ursache gewesen sein, denn Dorn grub 1900 und 1901 im Auftrage und auf Kosten des Stuttgarter Medizinalrats AUGUST HEDINGER (1840–1910), dem damaligen Vorstand des Württembergischen Anthropologischen Vereins, in dem DORN auch Mitglied war, eine größere Anzahl von Grabhügeln auf der mittleren Alb aus, die Grabungsberichte sind erhalten. Erstmals erfahren wir etwas über die Bezahlung DORNs für seine Tätigkeiten im Brief vom 18. Jan. 1901 an HEDINGER:

„... Sie schrieben mir, ich möchte Ihnen die Rechnung senden, allein ich kann ja nicht sagen was von den vielen Scherben zusammen gesetzt werden kann. Denn der Werth richtet sich doch ganz nach diesem. Ich kann zwar fast nicht glauben, dass so viel fehlen kann. Ich werde es Ihnen überlassen, was Sie werthen, wie ich es überhaupt bei der Staatssammlung auch gemacht habe...“

Offenbar vertraute DORN hier wie früher auf das faire Abschätzen der „brauchbaren“ Funde durch kompetente Fachleute; Scherben, die sich nicht zu Schaustücken rekonstruieren ließen, besaßen keinen Wert, der in Rechnung gestellt werden konnte. Klagen über eine zu schlechte Bezahlung lassen sich ebenso wenig nachweisen wie übergebührliche Forderungen.

Dennoch kam es zu schwerwiegenden Missstimmigkeiten wegen dieser Grabungen zwischen DORN und HEDINGER. Vor dem Württ. anthropologischen Verein sprach HEDINGER am 9. Nov. 1901 über die Ausgrabungen von 1900/01 und interpretierte die Funde in ihrer Zeitstellung und in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang auf eine Art und Weise, der JOHANNES DORN aus seiner Sicht der Dinge ganz und gar nicht zustimmen konnte. DORN, der später noch bemängelte, dass HEDINGER bei den Grabungen nie persönlich anwesend war, sandte dem Schriftleiter des Schwäb. Albvereins, Prof. EUGEN NÄGELE, im Februar 1902 eine ausführliche, anhand vieler Belege untermauerte Gegendarstellung, die die Unhaltbarkeit der Thesen HEDINGERS schonungslos aufdecken sollte.

Gerade dieses Dokument zeigt, dass der Landwirt JOHANNES DORN sehr wohl in der Lage war, wissenschaftlich zu argumentieren, in scharfer, aber keineswegs verletzender Form. NÄGELE

konnte sich, wohl aus Rücksicht auf den angesehenen Medizinalrat HEDINGER, nicht dazu entschließen, DORNs Gegendarstellung, drucken zu lassen, brachte sie diesem aber offenbar zur Kenntnis. HEDINGER veröffentlichte das Ergebnis der Ausgrabungen im folgenden Jahr, ohne DORN, der ja die eigentliche Arbeit geleistet hatte, auch nur mit einem Wort zu erwähnen. DORN seinerseits kündigte möglicherweise in diesem Zusammenhang seine Mitgliedschaft im Württ. anthropologischen Verein auf; er trat erst viele Jahre später (Brief vom 30. Nov. 1921) wieder ein.

Vom 12. Dezember 1901 bis zum 20. Januar 1902 untersuchte DORN mit vier Grabungsarbeitern das seit langem bekannte Reihengräberfeld von Gammertingen. Mit dem einzigartigen Fürstengrab, das neben vielen anderen Beigaben ein eisernes Kettenhemd und einen goldverzierten Prunkhelm enthielt, gelang ihm ein Aufsehen erregender Fund, der ihn über die Landesgrenzen hinaus bekannt machte. Für die gesamten Funde dieser Grabungskampagne, die er an die Fürstlichen Sammlungen in Sigmaringen abgab, erhielt er die stolze Summe von 1500 Mark! Museumsdirektor JOHANN WALTER GRÖBBELS präsentierte die außergewöhnlichen Funde in Berlin persönlich dem preußischen Kaiser WILHELM II. und setzte DORN durch die großformatige Prachtausgabe „Der Reihengräberfund von Gammertingen“ von 1905 zu Lebzeiten ein Denkmal. Auch aus dem Reihengräberfriedhof von Truchelfingen, wo DORN im Winter 1903/04 Bestattungen aufdeckte, verkaufte er einen reichen Fundkomplex nach Sigmaringen. Er enthielt unter anderem sieben reichverzierte Goldanhänger, „so schön, wie sie selbst die Königin von Württemberg nicht besitze“. Erstmals ist hiermit die Veräußerung von Funden aus dem Württembergischen ins preußisch-hohenzollerische Ausland zu fassen.

Anfang Januar 1904 fragte JOHANNES DORN beim Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin an, ob Interesse am Kauf von Ausgrabungsfunden bestehen würde; werbewirksam brachte er seine Erfolge von Gammertingen in Erinnerung; auch wies er selbstbewusst auf seine Fachkenntnis hin: „... Sämtliche Altertümer habe ich selbst mit größter Sorgfalt und Kenntnis ausgegraben und kann daher einen genauen Fundbericht ausstellen. ...“. Nachdem seine Kontakte nach Stuttgart seit über einem Jahr abgebrochen waren, hatten sich die Funde bei ihm gehäuft. Eine erste umfangreiche Lieferung, unter anderem mit dem Grabhügel Fund von Onstmettingen-Weideflur, erbrachte 1000 Mark, eine zweite im Juni, vorwiegend Funde aus Truchelfingen, weitere 500 Mark. Für eine dritte Lieferung u. a. mit Funden von Onstmettingen-Bubenhalde und vom Neuweiler bot Berlin 100 Mark, was DORN entschieden ablehnte (Brief 18. Okt. 1904): „... Auf Ihr letztes Schreiben theile ich Ihnen mit, daß ich um 100 Mark die Bronzegegenstände nicht abgeben kann, indem dieselben mich (dies) bereits auszugraben gekostet haben. ...“.

Doch bereits am 26. November 1904 offerierte er neue Funde, vorwiegend von Onstmettingen-Gockeler/Kohlwinkel: „... Ich habe in 20 Jahren keine so schöne Sammlung beieinander gehabt wie dieses Mal. Der Preis stellt sich nach den Ausgrabungskosten auf 1600 M. Sollten Sie für die ganze Sammlung Abnehmer sein, so bitte ich um gefällige Mitteilung. Teilweise gebe ich die Sammlung nicht ab.“ Als zunächst keine Antwort kam, hakte DORN am 3. Jan. 1905 mit leisem Druck nach: „... Ich hätte können schon an eine Privatsammlung verkaufen, allein das will ich nicht, indem die Fundsachen nicht wissenschaftlich behandelt werden, was ja die Hauptsache ist. ...“. Berlin reagierte nun prompt, handelte den Preis für beide Komplexe aber auf 1500 Mark herab. In der Regel wartete DORN das Angebot der „Sachverständigen“ aus Berlin ab und akzeptierte es auch. Bis Mai 1912 blieb DORN mit Berlin im

Geschäft, dann brachen die Kontakte ab. Die Diskrepanz zwischen den Angeboten aus Berlin und den Preiserwartungen DORNs waren wohl nur einer der Gründe dafür.

Verärgerung über die langsam arbeitende Bürokratie spiegelt sich in mehreren seiner Briefe wider, wenn er drei oder vier Monate auf eine Rückantwort warten musste. Der offensichtlich impulsiv veranlagte JOHANNES DORN bekundete sein Missfallen stets deutlich und ließ sich die Objekte auch wieder zurückschicken, als in einem Fall die erhofften 200 Mark nicht bewilligt wurden (Brief v. 7. April 1911): „... Auf Ihre Zuschrift vom 5. d. M. theile ich Ihnen mit, daß ich die 5 Gefäße nicht um 60 M. abgebe. Dieselben würden ja soviel kosten zum aufsetzen ohne alles andere. Bitte die Gefäße wieder gut verpackt an mich zurück zu senden wie ich dieselben auch an Sie absandte.“ DORN hatte die Gefäße bereits zusammensetzen lassen.

Berlin war aber mit der Qualität nicht zufrieden und wollte diese Kosten nicht tragen, da die Funde erneut präpariert werden sollten. Und um seinem Ärger über die verzögerte Rücksendung Luft zu machen, legte er drei Wochen später, am 28. April, noch einmal nach: „... Den von den Sachverständigen angesetzten Preis von 60 M. kann ich mir gar nicht vorstellen, es sei denn, daß das Museum nun keine Privatsachen mehr kaufen will, allein es gibt noch Sammlungen genug, die derartige Gegenstände gerne nehmen.“

Waren DORNs Geldforderungen überzogen? Der umfangreiche erhaltene Briefwechsel mit Berlin widerlegt dies eindeutig. Die Sachverständigenkommission, die die vorgelegten Funde zu begutachten hatte, setzte in der Regel auf flexible Preisspanne für die Verhandlungen mit DORN fest; das erste Angebot, das gemacht wurde, lag logischerweise an der unteren Grenze – und wurde bis auf zwei Ausnahmen stets akzeptiert, wenn auch nicht immer ohne Murren. DORN begründete seine abweichenden Erwartungen in mehreren Briefen mit den immensen Kosten, welche bei den Grabungen, meist mit mehreren Arbeitern, entstanden waren. Dabei erfahren wir auch interessante Details über DORNs Ausgrabungsmethoden, die ganz den damaligen Gepflogenheiten im süddeutschen Raum entsprachen, aber mit heutigen Grabungstechniken überhaupt nicht mehr zu vergleichen sind. Als Zeitdokumente seien in Folge einige Auszüge erstmals veröffentlicht.

„... Ich musste eben hauptsächlich meine Auslagen ins Auge nehmen, und diese sind nicht gering. Bis die Entschädigung der Grundeigentümer u. Arbeitslöhne, nebst Reise- und Logiskosten für mich davon abgehen, bleibt mir für meine Bemühungen nicht viel übrig. Dazu sei noch bemerkt, daß in diesem Fundbericht bloß diejenigen Hügel beschrieben sind, in welchen Gegenstände ge-

funden wurden, abgesehen von den vielen Hügeln, die entweder leer, oder schon früher ausgeleert worden sind. Solche leeren Hügel haben aber doch die gleichen Kosten, oft noch mehr. Den Fundbericht habe ich, so gut es mir möglich war, nach den genauen Notizen, die ich stets beim Ausgraben mache, ausgestellt.“ (Brief v. 4. 2. 1904). Unter zehn untersuchten Objekten seien nach DORN meist nur fünf Grabhügel gewesen, von denen aber selten mehr als zwei noch Bestattungen enthielten.

„... Findet man etwas in einem Hügel, dann braucht es äußerste Vorsicht, wo ich nur zuletzt allein arbeiten kann und die Arbeiter mir nur zusehen müssen. Deshalb läßt es sich nicht leicht bestimmen, wie lange ein Hügel Arbeitsstunden verschlingt. Doch kann ich sagen, wenn zwei Arbeiter mir zur Verfügung stehen, daß ich in drei Tagen einen Hügel gründlich ausgraben kann. ... Am liebsten sind mir Bauernburschen als Arbeiter.“ (Brief v. 16. 9. 1923 an Landeskonservator LAUR in Sigmaringen).

„... Da die Bauern die Steine auf der Straße benützen konnten, so war es mir möglich, eine Grabung vorzunehmen, da ich die Steine nicht auf meine Kosten abführen lassen mußte.“ (Brief v. 17. 3. 1912). Manche Besitzer erlaubten DORN das Graben nur unter der Bedingung, dass er die für die Landwirtschaft hinderlichen Steinschüttungen der Grabhügel auch entsorgte. Von zwei Hügeln bei der Haid führte Dorn mindestens hundert Wagen Steine ab. Wurden in der Nähe jedoch Wegebaumaßnahmen durchgeführt, so war hiermit sogar noch Gewinn zu machen. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich im Straßenbau das vom englischen Straßenbauingenieur MAC ADAM entwickelte Verfahren durchgesetzt, die Wege durch eine doppelte Lage von Fein- und Grobschottern zu befestigen. Unzählige ökologisch wertvolle Steinriegel, aber auch viele Grabhügel wurden von den „Steinklopfern“ auf der Alb beseitigt, für einen kärglichen Zulohn. JOHANNES DORN kannte diese Problematik.

Als ihm vom Bürgermeisteramt Großengstingen verweigert wurde, ein derartig bedrohtes Grabhügel auszugraben, ließ er sich 1892 bei dem Wegebauunternehmer als Tagelöhner anheuern, um wenigstens Funde bergen zu können. Es darf vermutet werden, dass DORN auch durch seine sonstigen Grabungen viele Funde vor der unkontrollierten Zerstörung bewahrt hat. Eine vergleichende Bestandsaufnahme auf der Haid bei Truchelfingen vom Jahr 1978 macht dies drastisch deutlich. Waren bei einer Aufnahme von 1899 noch 136 Hügel erkennbar, so waren 1978 von diesen 70% völlig zerstört bzw. überhaupt nicht mehr erkennbar, vorwiegend lagen diese auf landwirtschaftlich genutzten Flächen!

(Fortsetzung/Schluss in der nächsten Ausgabe)

Wer war arm?

Aspekte der verwalteten Armut / Von Heike Gaiser

Armut ist schwer zu begreifen und zu analysieren, denn früher wie auch heute versuchten die Menschen, ihre armselige Lage vor den Augen der Öffentlichkeit zu verbergen. Man versuchte, sich irgendwie durchzuschlagen, nur um die eigene Armut nicht erkennbar werden zu lassen. Ein Stück weit funktionierte dies wohl, ab einem gewissen Armutsgrad jedoch nicht mehr, und diese Menschen fielen dann der Armenpflege zur Last. Wer die Personen waren, die ohne fremde Hilfe nicht für den eigenen Lebensunterhalt sorgen konnten, soll anhand des Fallbeispiels „Invalid Held“ sowie den Almosenempfängerlisten aus den Jahren 1802/03 und 1812/13 dargestellt werden.

Im Totenbuch von Balingen findet sich im Jahr 1817 ein Eintrag, der besagt, dass ein Johann Philipp Held, Invalid und Witwer, am 26. September um 8 Uhr im Alter von 69 Jahren, 2 Monaten und 11 Tagen gestorben sei.¹⁾

Dieser Eintrag unterscheidet sich in nur einem, aber dafür wesentlichen Punkt von den anderen Einträgen im Totenbuch. Johann Philipp Held wird als Invalid bezeichnet, ein Zustand, der es ihm nicht ermöglichte, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen und ihn somit zu einem unterstützungsbedürftigen Bürger der Stadt Balingen machte.

Die Armut, Abhängigkeit, Verwahrung und Verwaltung eines unterstützungsbedürftigen Menschen sollen anhand des exemplarischen Falls der letzten Lebensjahre des Invaliden Held aufgezeigt werden, dessen Lebensumstände als repräsentativ für die vieler anderer Armer betrachtet werden können.

Bisher auf Kosten der Stadt in Privatkost untergebracht und somit scheinbar versorgt, bat Invalid Held im Juli 1816 in einem Bittschreiben an das Oberamtsgericht Balingen²⁾ um eine Aufnahme in den Spital der Stadt Balingen und beschrieb hierbei seine momentane Situation. „Königl: Hochlöbl: OberAmtsGericht! Invalid Held wäre gern in Spithal, weil seinen Kostleuten das Kostgeld zu gering ist, und alle Victualien zu theuer seyen, er getraue sich besser im Spithal selber zu unterhalten, ich bin aber sehr blos nicht nur in Kleider, sondern auch am Bett, deßwegen ich so erfroren bin, weil ich mich nicht einmal bei Nacht habe zudeken können. Bitte also gehorsamst, mir doch von meinem Legat das Nötigste anzuschaffen, und mir Hülffe zu leisten, womit ich in tiefster Hochachtung verbleibe. Eines Königl: Hochlöbl: OberAmtsGerichts gehorsamster Held. Balingen, d. 17ten July v. 1816.“³⁾

Dieses Bittschreiben ist die einzige Information über den Invaliden Held, in der er selbst seine Lage beschreibt, alle anderen Informationsquellen über seine Lage sind Rechnungsbücher und Verzeichnisse, in denen seine Armut notiert und verwaltet wurde.

Doch zunächst einmal wurde der Bitte des Invaliden Held um Aufnahme in den Spital entsprochen, und von seinem Legat⁴⁾ wurde er zur Linderung seiner Not mit Kleidung und Bettzeug ausgestattet.

Da er sich im Spital selbst versorgen musste, wurden ihm wöchentlich 40 x ausbezahlt,⁵⁾ was zu dieser Zeit einem Tageslohn eines durchschnittlich verdienenden Handwerksmeisters entsprach.⁶⁾

Im Februar 1817 wurde aufgrund der Teuerung der Lebensmittel und somit steigenden Not eine Suppenanstalt für bedürftige Menschen eingerichtet, und Invalid Held war neben vielen anderen ins Berechtigungsverzeichnis für den Empfang von Suppe aufgenommen worden. Er war „der Suppe für würdig“, d. h. in diesem Fall für arm genug befunden worden und erhielt zusätzlich zu seinen wöchentlichen 40 x noch täglich eine Portion Suppe unentgeltlich.⁷⁾ Ein Jahr nach seiner Aufnahme in den Spital verstarb der Invalid Held, und alle seine Besitztümer wurden, wie es damals üblich war, aufgenommen. Es ist erschreckend wenig, vor allem, wenn man bedenkt, dass er bei seiner Aufnahme in den Spital neu ausgestattet worden war und er davor noch weniger besessen hatte.

„Von denen Verstorbenen ist im Spittal geblieben, wie folget. Von Invalid Held: 1 alte leder Kappe, 1 alter schwarzer Trilchkittel, 1 altes Brusttuch, 1 Paar neue trilhene-Hosen, 1 Paar alte Strümpf, 1 Paar alte sehr schlechte Schu, 2 alte Hembter; an Betten 1 altes Kopfkissen, 1 altes Pfulben, 1 altes Oberbett, 1 altes Unterbett; an Bettüberzüg 1 altes Oberbettziech, 1 altes Kopfkissenziechle, 1 alte einschläfriche Bettlad“⁸⁾

Nach der Inventur seiner Habseligkeiten war die Verwaltung des Invaliden Held noch nicht vorbei, denn man begegnet ihm nach seinem Tod noch ein weiteres Mal in den städtischen Akten. Unter den Ausgabeposten im Rechnungsbuch der Stiftungspflege sind die Kosten für sein Begräbnis aufgeführt. Laut der Rechnung gab es keine Musik und auch kein Glockenläuten, der Termin des Begräbnisses war wohl wie bei Armenbegräbnissen üblich auf den Abend gelegt worden, wenn die Glocken sowieso läuteten, um diese zusätzlichen Kosten zu sparen.⁹⁾

Geschlechtsspezifische Verteilung der Unterstützten

Die These „Die Armut ist weiblich“ nimmt nicht nur in der gegenwärtigen Diskussion über die Zusammensetzung der heutigen Armut einen zentralen Stellenwert ein. Ergebnisse der neueren historischen Armutsforschung lassen den Schluss zu, dass sich die weibliche Bedürftigkeit als roter

Faden durch die Geschichte der Armut zieht. Wie der durchgängig hohe Anteil von Frauen an den Unterstützten beweist, waren vom Mittelalter bis heute stets die Frauen in höherem Maße von Armut betroffen als die Männer.¹⁰⁾

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts weist Balingen eine Überrepräsentierung von Frauen auf: 1802/03 beträgt der Anteil der weiblichen Hausarmen 64% der 28 unterstützten Personen,¹¹⁾ im Jahr 1812/13 waren 65% der 40 unterstützten Personen weiblichen Geschlechts.¹²⁾ Leider ist eine Gegenüberstellung mit dem Frauenanteil der Bevölkerung Balingens nicht möglich, da die Statistiken zu dieser Zeit nur die Gesamtbevölkerungszahlen angeben und nicht nach Geschlechtern unterteilen.

Familienstand der Unterstützten

Die Frage nach den Ursachen für den hohen Frauenanteil der Hausarmen steht in einem engen Zusammenhang mit dem Familienstand der Unterstützten. Die weibliche Armut hatte nichts mit dem „Geschlechtscharakter“ zu tun, der Frauen angeblich unfähig machte, auf eigenen Füßen zu stehen. Frauen fielen schlicht aus dem üblichen Sicherungssystem heraus, da sie auf dem Arbeitsmarkt weniger häufig und weniger beständig präsent waren. Heirat war gleichbedeutend mit Versorgung, und Frauen sollten sich deshalb dem Ehemann und Vater als Ernährer der Familie anvertrauen.

Beim Tod des Partners oder einer Trennung gingen die „Ernährer“ verloren, und die Frauen hatten dann sich selbst und oft auch noch Kinder zu versorgen. Zwar konnten sie manchmal etwas Geld verdienen, aber für die kompletten Lebenshaltungskosten reichte dies häufig nicht aus. Wenn dieser kleine Verdienst durch Krankheit oder Alter unmöglich gemacht wurde, gab es keine andere Möglichkeit mehr, als von Almosen zu leben.

Bei einem Blick auf die Zahlen in Balingen dominieren Einzelpersonen, seien diese ledig, verwitwet oder verwitwet mit Kindern; nur ein Ehepaar wird 1812/13 unterstützt. Wie bereits aus den Ergebnissen der geschlechtsspezifischen Analyse der Hausarmen abzuleiten ist, setzt sich die Gruppe der Alleinstehenden in beiden Stichjahren vorrangig aus Frauen zusammen. Dass die Zahl der Witwen höher liegt als die der Ledigen, mag wohl daran liegen, dass die Witwen ihren „Ernährer“ verloren hatten und dann auf sich selbst gestellt waren, während die Ledigen von Anfang an ihren Lebensunterhalt selbst verdienen mussten.

Ursachen der Unterstützungsbedürftigkeit

Bei der bisherigen Analyse der städtischen Armenklientel wurde zwar deren Zusammensetzung nach Geschlecht und Familienstand bleuchtet und der vorherrschende Typus des Unterstützten herausgearbeitet, die eigentlichen Gründe für die Unterstützungsbedürftigkeit im jeweiligen Einzelfall blieben jedoch nur angedeutet. Dieses unvollständige Bild soll nun durch eine Analyse der Ursachen, die den Unterstützungsleistungen der Armenpflege zugrunde lagen, ergänzt werden.

Aus Angaben zu den unterstützten Personen in den Armenkastenrechnungen wird deutlich, dass der Tod des Ernährers die Hauptursache für eine Unterstützungsleistung der Armenpflege darstellte. 1812/13 waren von den 13 Personen, die wegen dem Tod des Ernährers Unterstützung erhielten, auch vier Waisenkinder, welche sich aufgrund ihres jugendlichen Alters ihren Lebensunterhalt nicht sichern konnten. Die Problematik der unvollständigen Familie beschränkte sich aber nicht nur auf die vom männlichen Ernährer

abhängigen Familienangehörigen. Auch der Wegfall der kinderversorgenden Hausmutter konnte den Zusammenbruch der bisher tragenden Familienstruktur bedeuten, wie ein Fall von 1802/03 belegt, als ein Witwer zur Versorgung seiner Kinder Unterstützung erhielt. Allerdings stellte der Tod des Ernährers bzw. des Ehemanns die primäre Armutsbedrohung dar.

Neben dem Wegfall des Ernährers bzw. Ehemanns sind als Faktoren für Unterstützungsbedarf geistige und körperliche Gebrechen sowie Krankheit und Alter sehr bedeutend. In den Almosenlisten wie auch in anderen Armenverzeichnissen wie Suppenlisten sind Altersangaben zwar nur spärlich vertreten, oder zumindest nicht in der Form, als dass sie konkret ausgewertet werden könnten. In vielen Bittbriefen armer Leute um Unterstützung wird bei der Beschreibung ihrer Notlage jedoch auf ihr Alter und die damit verbundene nachlassende Arbeitsfähigkeit und somit Verdienstfähigkeit verwiesen.

Ursachen der Massenarmut in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts steigerten Kriegsfolgen, Überbevölkerung, konjunkturelle Krisen, Missernten, Teuerungen und Hungersnöte sowie städtenspezifische Ereignisse wie in Balingen der Stadtbrand, um die wichtigsten Gründe der Verarmung anzusprechen, die auf Unterstützung angewiesene Armut. Das Zusammentreffen mehrerer dieser genannten Faktoren zur selben Zeit bzw. mit nur kurzen zeitlichen Abständen dazwischen produzierte Massenarmut, die nicht nur potenzielle Arme wie Witwen, Waisen, Invaliden oder Alte traf, sondern bis in die Mittelschicht hinaufgriff.

(Thematik wird fortgesetzt)

Fußnoten:

- ¹⁾ Vgl. Totenbuch 1797 – 1836 (EvDekBl B 23 Nr. 76)
- ²⁾ 1816 war das Oberamtsgericht auch für Belange der Stadt Balingen zuständig, erst ab 1819 wurden städtische Belange im Stadtrat verhandelt.
- ³⁾ Aufnahmegesuch des Invaliden Held in den Spital im Jahr 1816 (StadtAB1 A1/7060)
- ⁴⁾ Legat: Stiftung; in diesem Fall Armenstiftung
- ⁵⁾ Vgl. Ausgaben des Armenfonds 1817 (StadtAB1 A1/7060)
- ⁶⁾ Vgl. Handwerkerrechnungen als Beilagen zur Stadtpflegerechnung von 1816/17 (StadtAB1 R 1. 5. 29)
- ⁷⁾ Vgl. Suppenverzeichnis von 1817 (StadtAB1 A1/7060)
- ⁸⁾ Verzeichnis verstorbener Spitaliten von 1817 (StadtAB1 A1/7060)
- ⁹⁾ Vgl. Leichenzettel als Beilage zur Stiftungspflegerechnung von 1817/18 (StadtAB1 R 3.4.4.5)
- ¹⁰⁾ Vgl. Eser, S. F.: Veraltet und verwahrt – Armenpolitik und Arme in Augsburg: Vom Ende der reichsstädtischen Zeit bis zum Ersten Weltkrieg (Historische Forschungen; Bd. 20), Sigmaringen 1996, Seite 223f
- ¹¹⁾ Vgl. Armenkastenrechnung von 1802/02 (StadtAB1 R 3.3.1.7)
- ¹²⁾ Vgl. Armenkastenrechnung von 1812/13 (StadtAB1 R 3.3.1.17)

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Heike Gaiser, Schömberger Str. 114/2, 72336 Balingen

Jürgen Scheff, Im Raidental 66, 72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

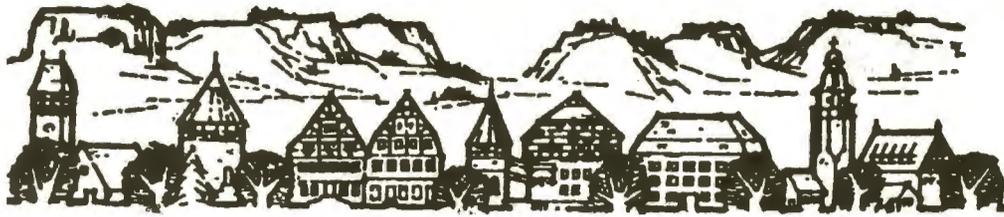
Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (074 27) 910 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 48

31. März 2001

Nr. 3

Ebingen und Umgebung in den Wirren der Französischen Revolutionskriege 1796 und 1800

Ein Rückblick auf die Zeit vor gut 200 Jahren also – Von Florian Ebert, Albstadt-Tailfingen

Die französische Revolution begann am 14. Juli 1789 mit dem Sturm der Pariser Bürger auf die Bastille. Dann ging es Schlag auf Schlag. Am 21. Januar 1793 wurde König Ludwig XVI. von Frankreich auf der Guillotine (dem Fallbeil) hingerichtet. Die Nationen Europas versuchten durch Kriegsgewalt in Frankreich, das alte System wiederherzustellen. Von 1792 bis 1795 waren die Landschaften Belgiens, der Niederlande, Luxemburgs, des Elsass, der Rheinebene und Frankreichs Schlachtfelder der kriegführenden Nationen.

Frankreich führte gegen Österreich, das Deutsche Reich, Preußen, Großbritannien, die Niederlande, Spanien und Sardinien-Piemont einen erfolgreichen Krieg. Frankreichs Hauptgegner Österreich war eine Nation, die an den alten Werten der Monarchie festhielt. Es war der Kampf von „aufgeklärten“ französischen Bürgern in Uniform unter ihren berühmten und tapferen Knabengeneralen gegen zum Teil zwangsrekrutierte junge Männer, Söldner und Adlige eines Vielvölkerstaates. Österreichs Generäle, meistens greisenhaft, zogen noch am liebsten mit der Taktik des Siebenjährigen Krieges von 1756–1763 in die Schlacht. Während der ersten beiden Revolutions- oder auch Koalitionskriege 1792–1797 und 1799–1801 Europas gegen Frankreich überfluteten die Franzosen 1796, 1799 und 1800 unser Land. Sie „verbreiteten“ ihre revolutionären Ideen „Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit“, sei es mit dem Bajonett, dem Gewehrkolben oder durch Vergewaltigungen, Misshandlungen und Brandschatzungen unter der armen Bevölkerung, den Bauern und den Stadtbürgern. Im Jahre 1796 geriet auch die Stadt Ebingen und deren Umgebung in den Sog der Gewalt der Revolutionskriege.

Ende Juni 1796 überschritt die französische Rheinarmee unter dem erst 35-jährigen General Jean Victor Moreau (1763–1813) bei Kehl den Rhein. Moreau drängte die schwache österreichische Armee unter dem Kaiserbruder Reichsgeneralfeldmarschall Erzherzog Karl (1771–1847) zurück und schlug die schwäbischen Kreistruppen, die die Schwarzwaldpässe verteidigten in die Flucht. Zugleich ging eine zweite französische Armee, die Sambre- und Maasarmee unter General Jean Baptiste Jourdan (1762–1833), bei Neuwied über den Rhein. Erzherzog Karl ließ nur ein schwaches Korps unter Feldzeugmeister Graf Maximilian Baillel de Latour (1737–1806) in Schwaben gegen Moreau zurück und wandte sich mit der Hauptmacht gegen Jourdan. Während Moreau zur Isar vordrang, München besetzte und Bayern und Württemberg zum Waffenstillstand zwang, siegte Erzherzog Karl bei Amberg (24. August) und Würzburg (3. September) über Jourdan und trieb ihn über den Rhein zurück. Moreau musste nun ebenfalls den Rückzug antreten, Latour folgte und versuchte, Moreau zum schnelleren Rückzug zu zwingen. Jedoch schlug er am 2. Oktober 1796 bei Biberach seinerseits Latour in die Flucht, um seinen Rückzug in den Schwarzwald ruhig fortzusetzen.

Besondere Ereignisse im Jahre 1796

Am 4. Oktober 1796 ging der französische General Louis-Charles-Antoine Desaix (1768–1800) auf Befehl Moreaus bei Riedlingen über die Donau, um sich zur Beobachtung des bei Hechingen stehenden österreichischen Generalmajors Graf Friedrich August von Nauendorf (1749–1801), einer Vorausabteilung Erzherzog Karls, zwischen Sigmaringen und Vöhringen hinter der Lauchert aufzustellen. Desaix ließ seine Truppen vorwärts streifen und verjagte die feindlichen Vorpostenkette aus Hettingen und Gammertingen. Langsam bewegte sich auch eine größere Kolonne (100. Halbbrigade, 3. Kavallerieregiment, 20. Chasseurs à Cheval und 11. Husaren) unter Brigadegeneral Dominique-Joseph-René Vandamme (1770–1830) ins Schmiechatal vor. Graf von Nauendorf brach am 30. September in Tübingen mit 5815 Infanteristen in Richtung Hechingen auf, 3753 österreichische Reiter rückten etwas früher nach Süden ab.

Ebingen zählte 1796 rund 3900 Einwohner, bis jetzt ging jeder noch ruhig seiner Arbeit nach. Als aber plötzlich der 26. September anbrach. Von Norden her kommend ritten Nauendorfs Kavalleristen in Ebingen ein. Es war das „Motschlitz-Ulanenfregikorps“ (später Schwarzenberg-Ulanen) unter Oberst Anton Vogl, mit 450 Lanzenreitern. Die Ulanen bezogen vor Ebingen, im „Mazmann“ auf der Wiese, im Norden Ebingens entlang der Schmiecha ihr Biwak. Natürlich mussten die Ebinger Bürger die Soldaten versorgen. Andernorts brachen die Ulanen ins Laucherttal auf, um den Franzosen den Rückzug nach Westen abzuschneiden. Aber ohne die in Tübingen noch weilende Infanterie konnten die Ulanen bei Balingen den Franzosen nicht standhalten.

Am Morgen des 3. Oktober brachen die Ulanen ihr Lager ab und ritten nach Balingen. Dafür erschienen am Abend des 3. Oktober wieder österreichische Reiter von Hechingen her. Es waren zwei Eskadronen schwer gepanzerte Reiter des Kürassierregimentes „Anspach“ mit 300 Reitern. Sie bezogen vor Ebingen ihr Lager, als in der Nacht der Rest des Regimentes mit 500 Reitern eintraf. So lag am Morgen des 4. Oktober 1796 das gesamte Kürassierregiment „Anspach“ unter Oberst Peter Anton Graf von Bolza (1749–1817) vor der Stadt. In der Unteren Vorstadt loderten ihre Lagerfeuer, die Soldaten führten ihre Pferde an die Schmiecha zur Tränke. Bis jetzt blieb noch alles relativ ruhig und harmlos. Am Abend des 4. Oktober erreichte die Brigade Vandamme die

Donau an der Lauchertmündung. Am selben Abend erreichte die Schreckensmeldung Ebingen. Franzosen in Vöhringen, Harthausen und Winterlingen! Unter den Ebinger Bürgern breitete sich Panik aus. Am Morgen des 5. Oktober rückte das Regiment „Anspach“ nach Balingen ab. Nur eine Eskadron Kürassiere mit 120 Reitern verblieb in Ebingen, um Vandamme zu beobachten. Es sollte ein schwarzer Tag für Ebingen werden.

Das Reitergefecht von Ebingen, am 5. Oktober 1796

Gegen 11 Uhr morgens ritten die ersten französischen Chasseurs à Cheval von Winterlingen herab ins Ehestetter Tal. Der österreichische Rittmeister stellte seine Eskadron in Linie quer durch das Tal auf, in Richtung Straßberg. Noch wusste der Rittmeister nicht, dass er es mit einer ganzen französischen Brigade zu tun hatte und griff hitzköpfig die scheinbar wenigen Franzosen an. Bald wurde er eines Besseren belehrt. Von allen Seiten stürmten Reiter und Infanteristen der Brigade Vandamme auf die Österreicher ein. Es blieb nur der Rückzug nach Ebingen selber. Zu allem Unglück gelang es ihnen nicht, das Tor zur Unteren Vorstadt schnell genug zu schließen. Mit den letzten Österreichern waren auch schon die ersten Franzosen in der Stadt. Die engen Gassen und Straßen Ebingens wurden für die berittenen Österreicher zur Mause Falle. Schnell versuchten sie nach Norden zu entkommen. Am Neuen Tor auf der Straße nach Tailfingen verbarrikadierten sich die Österreicher und schlugen die Franzosen in einem Kugelhagel zurück. Die Franzosen jedoch ritten an der Außenseite der Stadtmauer vom Unteren Tor den Grüngraben entlang und erschienen den verduztten Österreichern plötzlich im Rücken. Nur einem Teil gelang die Flucht durchs Schmiechatal nach Norden. Die französische Kavallerie verfolgte die Ausbrecher bis weit hinter Onstmettingen ins Tanheimer Tal. In Ebingen selber war ein österreichischer Kürassier gefallen, zwei Offiziere und 59 Gemeine waren teils verwundet in französische Gefangenschaft geraten. Das Gefecht dauerte von 11 bis 14 Uhr.

Gegen 14 Uhr ritten die Generäle Desaix und Vandamme an der Spitze von einer Kolonne von 6000 französischen Soldaten in Ebingen ein. Der Ebinger Oberamtmann Betulius musste beide Generäle, ihre Adjutanten, Ordonnanzen usw. insgesamt 40 Personen bewirten und versorgen. Den restlichen Bürgern Ebingens ging es nicht besser. Überall wurde geplündert und gestohlen. Im Grüngraben ging sogar ein Haus in Flammen auf. Weil die Ebinger Bürger ihre Häuser bewachten, konnte das Haus nicht gelöscht werden. Vandamme unterdessen räuberte kräftig den Oberamtmann Betulius aus: Hemden, Sacktücher, Halstücher, Nachtkappen und Servietten wollte der habgierige General haben, und er bekam sie

auch. Endlich ging die französische Abteilung am 6. Oktober gegen 14 Uhr aus Ebingen nach Meßstetten ab. Die Marschrichtung war Tuttlingen, um sich dort bald mit dem Hauptteil der französischen Armee Moreaus zu vereinigen.

Schon gegen 15 Uhr rückten wieder österreichische Kürassiere in Ebingen ein. Es war eine Kürassiereskadron von 150 Reitern des Regiments „Hohenzollern“ aus Bitz kommend, dazuhin ein Infanteriebataillon und zwei Kanonen. Am Abend endlich rückte das Kürassierregiment „Anspach“ mit 900 Reitern von Hechingen kommend wieder in Ebingen ein. In gebührendem Abstand folgten die Österreicher den Franzosen auf den Heuberg nach. Dem Heuberg sollte es noch schlechter ergehen. Meßstetten, Schweningen überall war der Schaden ganz groß. Am 5. Oktober nahmen Reiter des österreichischen Dragonerregimentes „Lobkowitz“, zum Kommando des österreichischen Feldmarschall-Leutnants Franz Freiherr von Petrasch (1746–1820) in Spaichingen gehörig, in Mühlheim den französischen Brigadegeneral Dominique Joba (1759–1809) und in Irndorf den französischen Oberst Vauban gefangen. Die Heuberger Bauern halfen den österreichischen Truppen, wo sie konnten und waren bestimmt auch bei der Gefangennahme dieser beiden Oziere tätig! So hatten sich am 7. Oktober Irndorfer Bauern an General Desaix „vergriffen“. Als Konsequenz wurden Irndorf und auch der kleine Ort Bärenthal niedergebrannt. Noch am 9. Oktober besetzte Vandamme Rottweil und plünderte es ausgiebig aus. Erst am Abend wurde er durch Generalmajor Graf Nauendorf aus der Stadt vertrieben.

Letztendlich wurde Moreau doch noch gefasst, Erzherzog Karl schlug die Franzosen in den Schlachten von Emmendingen (19. Oktober) und Schliengen (24. Oktober) über den Rhein zurück. Anfang Januar 1797 fielen die Brückenköpfe Hüningen und Kehl in österreichische Hände. Der Feldzug war gewonnen, aber die Schuld und die Verbrechen an der Zivilbevölkerung blieben. Viele Bauern aber auch Bürger lebten durch die dauerhaften Plünderungen und Einquartierungen am Rande ihres Existenzminimums. Es ist mir nicht bekannt, welchen Schaden Ebingen an diesem 5. Oktober davontrug, doch war er bestimmt sehr hoch. Nur einige Schadensbeispiele anderer Orte, die vom 5. bis 7. Oktober von Vandamme und Desaix heimgesucht wurden; Truchteltingen 2421 Gulden und 18 Kreuzer, Tailfingen 403 Gulden und 56 Kreuzer, Onstmettingen 2416 Gulden und 34 Kreuzer, auf dem Heuberg: Meßstetten 3325 Gulden und 22 Kreuzer, Hossingen 29 Gulden und 52 Kreuzer, Tieringen 34 Gulden und Oberdisgisheim 732 Gulden und 51 Kreuzer. Den größten Schaden erlitt Winterlingen mit 1897 Gulden und 16 Kreuzer!

Ein zweites Mal noch sollte General Vandamme durch Ebingen ziehen; es war am 27. März 1799, als er mit seiner Brigade durch Ebingen (auch diesmal auf dem Rückzug nach der verlorenen Schlacht von Stockach-Litpingen am 25. März 1799) zog. Der Ebinger Chronist „Bleicher“ Johannes Jerg beschrieb, dass der Durchmarsch von halb fünf Uhr morgens bis acht Uhr morgens gedauert habe. Ebingen war an diesem Morgen wie eine kleine Geisterstadt. Überall waren Türen und Fenster fest verschlossen. Zum Glück war Vandamme mit seinen Truppen sehr in Eile, in direktem Durchmarsch über Balingen und Rosenfeld, um die rettenden Schwarzwaldpässe zu erreichen!

Besondere Ereignisse im Jahre 1800

Wieder überschritten die Franzosen unter General Moreau den Rhein. Am 25. und am 30. April wurde an vier Stellen der Übergang geschafft und in Richtung Stockach marschiert. Der österreichische Oberbefehlshaber in Deutschland, Feldzeugmeister Baron Paul von Kray (1735–1804),



Brigadegeneral Dominique J.-R. Vandamme (Cassel 5. 11. 1770 – Cassel 15. 7. 1830)

wurde in den Schlachten von Engen-Stockach am 3. Mai und bei Meßkirch am 5. Mai 1800 geschlagen und bis nach Biberach zurückgedrängt. Am 19. Februar 1800 wurden 25 Jungmänner aus Ebingen zum württembergischen Reichskontingent eingezogen, welches sich im Raum Bruchsal sammelte und der kaiserlich-österreichischen Armee unterstellt wurde. Auch an Ebingen gingen diese Kämpfe im Jahre 1800 nicht spurlos vorbei. Seit dem 5. Mai kamen verwundete österreichische Soldaten aus der Schlacht von Meßkirch, welche in Stroh gebettet auf Bahren und Wagen lagen, in die kleine Stadt an der Schmiecha.

Die Schule „Im Hof“ wurde kurzerhand in ein Lazarett umgewandelt, und etliche Ebinger Bürger erklärten sich unter Leitung von Dr. Melchior Riebers bereit, die verwundeten Österreicher zu pflegen und zu versorgen. Es waren damals noch katastrophale Zustände im Medizin- und Sanitätswesen vorhanden. Erst 1859 sollte der Schweizer Henry Dunant das Rote Kreuz gründen. Es ist daher sehr gut vorstellbar, dass es „Im Hof“ auch nicht viel anders ausgesehen haben muss wie in anderen Lazaretten, wie z. B. in Meßkirch oder Schaffhausen. Betäubungsmittel waren kaum vorhanden, so half man sich halt mit einem Schluck Brantwein und dann wurde amputiert und herumgesägt. Nicht selten war es für verwundete Soldaten der damaligen Zeit das Todesurteil, in einem Lazarett behandelt zu werden. Man stelle sich vor: die kleinste Unsauberkeit bedeutete Wundbrand und dies kurzerhand den Tod!

Gegen Abend des 9. Mai (als in Biberach noch eine Schlacht zwischen Moreau und Kray tobte), traf von Winterlingen her eine österreichische Ulanen-Eskadron mit 250 Lanzenreitern in der Unteren Vorstadt ein. Höchstwahrscheinlich gehörte diese Eskadron dem 1. Ulanenregiment „Graf Maximilian von Meerveldt“ an und befand sich gerade auf Erkundungsritt. Die Ulanen bezogen ihr Biwak beim „Siechenhaus“ der Unot gegenüber (also in der heutigen Sigmaringer Straße bei der Metzgerei „Holder“) und ließen sich von den Ebinger Bürgern mit Proviant versorgen. Da ertönte der Schreckensruf „Franzosen auf der Meßstetter Steig!“. Es waren ebenfalls berittene Soldaten – Chasseurs à Cheval – die die Steige nach Ebingen hinunterritten, zweifellos ebenfalls ein stärkerer Aufklärungstrupp. Schnell warfen sich die heißblütigen Ulanen auf ihre Pferde und ritten den Franzosen in Kampfordnung entgegen, Pistolen knatterten, die Ebinger Bürger flüchteten in ihre Häuser und warteten mit Angst auf den bevorstehenden Kampf. Plötzlich lösten sich beide gegnerischen Führer von ihren Trupps und ritten aufeinander zu. Beim Kühweiher trafen sie aufeinander, kurz wird etwas beredet, ein gegenseitiger Kuss auf die Wangen, und schnell darauf befahl der österreichische Rittmeister seinem Trompeter das Signal zum Rückzug. Was war geschehen? Wir werden es wohl nie herausfinden!

Schutzlos wird Ebingen den Franzosen überlassen, welche an der „Degerwand“, der „Holzhalde“ und der „unteren Wiese“ ihr Lager aufschlugen. Dann stürmten die habgierigen Franzosen die Straßen Ebingens, brachen in die Häuser ein und plünderten dieselben regelrecht aus.

Eine Schandtat war die Verhaftung des Ebinger Bürgermeisters Rieber. Erst auf das Lösegeld von 350 Gulden hin, welches von den Ebinger Bürgern aufzubringen war, ließen ihn die Franzosen wieder frei. Bei der Plünderung Ebingens am Abend des 9. Mai zählte der Stadtchronist „Bleicher“ Jerg einen Schaden von 80 Gulden an gestohlenem Salz, Schmalz, Butter, Messern, Löffeln, Gabeln, Leinwand und zerstörtem Gut auf. Am Morgen des 10. Mai zogen die französischen Reiter nach Osten ab. Wieder einmal hatte Ebingen schwer gelitten. Der Stadtpfarrer Auer ließ in der Kapellkirche einen Dankgottesdienst abhalten. Vom Heuberg kam die Kunde nach Ebingen herab, dass herumstreunende französische Soldaten, Deserteure oder Nachzügler einen Hirtenjungen ausgezogen und seiner Schafherde übel mitgespielt haben. So baten die Bauern um wehrhafte und starke Männer zum Schutz von Hirten und Herden.

Die Heuberger Bauern suchten ihre durch Plünderungen erlittene Not dadurch zu lindern oder zu entschädigen, dass sie Gewehre, Kanonenkugeln und andere Gegenstände des Krieges in der Meßkircher Gegend zusammensuchten, um sie dann in Ebingen, das Gewehr für 1–3 Gulden pro Stück zu verkaufen. Manchmal waren die Bürger unserer Gegend aber auch sehr wehrhaft. Im Oktober zogen 20 wahrscheinlich betrunkene französische Soldaten, die ihre Quartiere in Pfeffingen hatten und wohl dem französischen Nachschub angehörten, nach Tailfingen, um dort ausgiebig zu plündern. Ein aufmerksamer Tailfinger jedoch läutete in der Peterskirche die Sturmglocke. Von überall her strömten die Tailfinger Männer wutschnaubend heran und verdroschen die Franzosen mit Stöcken, Knüppeln, Heugabeln und Dreschflügeln. Die Franzosen verschwanden im Eilschritt auf nimmer Wiedersehen!

Jedoch gab es in Ebingen auch Bürger, die offen auf der Seite der Franzosen standen und den großen Korse Napoleon verehrten. Freilich blieben da scharfe Wortgefechte und handfeste Übergriffe mit den deutsch und patriotisch gesinnten Ebingern nicht aus. Die Räubereien und Schandtaten der Franzosen waren den Ebinger Patrioten genug Aspekt und Motiv, den so genannten „Napoleonern“ Saures zu geben!

Anführer der „Napoleoner“ in Ebingen waren der Messerschmied Landenberger und der „Handobel“ Frey, ihr Hauptquartier befand sich im ehemaligen Gasthaus „Zum Hasen“ (heute Kinder- und Lederwaren Postsattler) unter ihrem Gesinnungsgenossen Lehmann. Ab 1805 musste auch Württemberg, von Napoleons Gnaden ab 1806 Königreich, seine Truppen dem Kaiser der Franzosen zur Verfügung stellen. Das württembergische Heer verblutete auf den Schlachtfeldern Europas zum Ruhm und Glanze Napoleons. Allein im Russlandfeldzug von 1812 fielen 13 namentlich erwähnte Söhne Ebingens (Johannes Rehfuß, Jakob Adam Rehfuß, Johannes Ludwig Stierle, Werner Jakob, Jakob Letsch, Gotthard Karr, Johannes Ludwig Kaufmann, Friedrich Ludwig Grundgeiger, Johannes Daiber, Johannes Maurer, Ludwig Friedrich Haux, Johann Jakob Seifert und Andreas Wehinger). Zehn weitere unbekannte Männer kehrten ebenfalls nicht nach Ebingen heim. Zuletzt wurden im Januar 1813 15 junge Ebinger Männer für den napoleonischen Größenwahnsinn eingezogen, um das „Grande Empire“ zu verteidigen. Es bleibt fraglich, ob Männer wie der Messerschmied Landenberger oder der „Handobel Frey“ in den Jahren 1805 bis 1812 und besonders 1813 immer noch „Es lebe Napoleon!“ gerufen haben. Angesichts der hohen Ebinger Opfer und derer aus der Umgebung wohl kaum.

Der Räuber von Ebingen – zur Person Vandammes

General Vandamme war unter allen Generälen Napoleons sein dreistester und auch habgierigster. Vandamme wurden am 5. November 1770 im kleinen Ort Cassel bei Dünkirchen geboren. (Manche Historiker bezeichnen Vandamme als deutschstämmig, da sie den Ort Cassel mit unserem Kassel verwechseln!) Wegen unerfreulicher Damenverbindungen schrieb ihn sein Vater im Alter von 16 Jahren zur Kolonialarmee ein. Vandamme desertierte jedoch von Martinique und schloss sich unter falschem Namen der Brié-Infanterie an. Bereits 1793 wurde Vandamme wegen seiner Tapferkeit auf dem Schlachtfeld zum Brigadegeneral ernannt.

Schon 1799 Divisionsgeneral, brachte er im Frühjahr 1800 die württembergische Festung Hohentwiel zur Kapitulation. Von Napoleon sehr hoch geschätzt, leistete er diesem in der „Dreikaiserschlacht“ von Austerlitz 1805 sehr wertvolle Dienste. Im Feldzug von 1806/1807 nahm Vandamme nicht teil, da Napoleon ihn wegen seiner

Räubereien, Erpressungsgelder und weiterer krimineller Delikte in die Generalsreserve steckte. 1809 erhielt Vandamme jedoch von Napoleon das Feldkommando über das württembergische Heer, um gegen Österreich ins Feld zu ziehen. (Vielleicht kannte ihn noch ein anwesender Ebingener im Heer, ob seiner Schandtaten 1796?) Im Befreiungskrieg von 1813 wurde Vandamme in der Schlacht bei Kulm und Nollendorf im Erzgebirge von den vereinigten Österreichern, Preußen und Russen eingeschlossen und musste kapitulieren.

Bei seiner Gefangennahme bewies er einmal mehr sein freches Mundwerk gegenüber dem russischen Zaren Alexander I. Er nannte diesen in Anwesenheit des gesamten Offizierskorps einen „Vatermörder“, eine Anspielung auf die Mitwisserschaft bei der Ermordung seines Vaters Paul I. im Jahre 1801. Zur Strafe weilte Vandamme von 1813 bis 1814 in Wiätkä im tiefsten Sibirien in russischer Gefangenschaft. 1815 ging Vandamme zu Napoleon über und machte als Korpskommandeur die „100 Tage“ mit. Von 1816 bis 1818 lebte Vandamme im Exil in den USA. Erst 1818 kehrte er zurück und ging in Nordfrankreich in seinen Ruhestand, wo er bei Gent Besitz erwarb. Van-

damme durfte sich erst 1824 in seiner Heimatstadt niederlassen. Er starb dort am 15. Juli 1830, nach einem sehr bewegten „Räuber- und Soldatenleben“.

Erläuterungen:

Chasseurs à Cheval = berittene französische Jägersoldaten, leichte Kavallerie.

Ulanen = Angriffsreiterei mit leichten Pferden und langen Lanzen ausgerüstet.

Kürassiere = schwere Reiterei, durch Helm und Brustpanzer geschützt.

Eskadron = kleinere Reitereinheit, hier: leichte Reiter bis zu 250 Mann, schwere Reiter bis zu 160 Mann

Feldzeugmeister = österreichischer Rang, vergleichbar mit Generaloberst

Feldmarschall-Leutnant = österreichischer Rang, vergleichbar mit Generalleutnant

Quellenangaben:

Gottlob Hummel: „Geschichte der Stadt Ebingen“, Ebingen 1936

„Chronik des Bleichers Johannes Jerg 1771 – 1825“, Ebingen 1952

Roland Kessinger „Die Revolution ist uns Nahel“, Engen 2000

Digby Smith „Actions and losses of the Revolutionary Wars 1792–1801“, Mechanicsburg 1998

Hippolyte Bellangé „Die Soldaten der französischen Republik“, Leipzig 1843

Karl von Martens „Geschichte der innerhalb der gegenwärtigen Grenzen des Königreichs Württemberg vorgefallen kriegerischen Ereignisse“, Stuttgart 1847

Johannes Dorn (1853 – 1925) – Landwirt und Altertumsforscher

2. Folge/Schluss – Von Jürgen Scheff, Albstadt

„... Im Besitze ihres gefälligen Schreibens vom 26. Fbr. theile ich Ihnen mit, daß es mir sehr unlieb ist, daß ich die Reihengräberfunde nicht einzeln getrennt gehalten habe. Bisher wurde dies nicht verlangt. Bei der vorjährigen Ausgrabung in Gammertingen habe ich die hervorragenden Gräber, in welchen besonders schöne Sachen gefunden wurden, getrennt gehalten, bei den gewöhnlichen wurde dies nicht verlangt. So war es ebenfalls mit den Skeletten, höchstensfalls wurde ein Schädel welcher gut erhalten war aufgehoben, u. nachher wollten die betreffenden Herren denselben nicht einmal haben u. somit habe ich die Sache auch so behandelt. Wenn ich wieder eine Ausgrabung eines Reihengräberfeldes mache, so werde ich die Sache so behandeln wie Sie es verlangen. Allerdings kostet das Ausgraben sämtlicher Knochen eines Skelettes viel weiter Zeit, als wenn bloß die Beigaben aufgehoben werden müssen. ...“ (Brief v. 29. 2. 1904).

DORN nahm nicht nur in diesem Fall die aus Berlin geäußerte Kritik an seiner Arbeitsweise auf und befolgte die Anweisungen fortan, auch was die anfangs unzureichende Verpackung der Gegenstände betraf, gelobte er Besserung. Ein schlechtes Bild wirft diese Kritik aber auf die Sammeltätigkeit der Museen in Sigmaringen, aber auch in Stuttgart um die Jahrhundertwende, welche die Funde DORN gerne und kritiklos erworben hatten. Berlin, das zu diesem Zeitpunkt bereits einzigartige Funde aus der ganzen Welt besaß, insbesondere von Troja, aus Ägypten und Mesopotamien, stellte höhere Ansprüche in Hinblick auf die wissenschaftliche Dokumentation als die Museen in der „Provinz“. Das Fehlen von Grabungszeichnungen wurde aber auch in dem umfangreichen überlieferten Schriftwechsel zwischen Berlin und DORN nie als Mangel aufgezählt.

Ein deutlicher Wandel in der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Bestände und im Gedanken des erhaltenden Denkmalschutzes wurde in Stuttgart erkennbar, als der Altphilologe PETER GOESSLER (1872–1956) im Jahre 1905 mit der Leitung der Altertümersammlung und 1909 mit der neu eingerichteten zweiten Konservatorenstelle betraut wurde. Durch Ausgrabungen mit WILHELM DÖRPFELD (1853–1940) im Mittelmeerraum war GOESSLER mit den neuesten Ausgrabungs- und Konservierungstechniken vertraut. WILHELM DÖRPFELD gilt auch heute noch als einer der be-

deutendsten Archäologen weltweit. Zusammen mit HEINRICH SCHLIEMANN (1822–1890) grub er das legendäre Troja aus und führte nach dessen Tod in verfeinerter Form und mit reichlicher staatlicher Unterstützung die aus wissenschaftlicher Sicht bahnbrechenden Forschungen weiter.

Verdienste erwarb er sich ferner als Architekt bei der Ausgrabung in Olympia sowie als Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen von 1887 bis 1911. Ob eines solchen Lehrmeisters mussten PETER GOESSLER, dessen große Verdienste um die Denkmalpflege in Württemberg hervorgehoben werden müssen, die aus eigenen Mitteln vorfinanzierten Grabungen des Laien DORN als antiquiert und barbarisch erscheinen. Mit geradezu leidenschaftlichem Eifer versuchte GOESSLER, ihm das Handwerk zu legen, wie ein Brief vom 27. Februar 1911 an das Schultheissenamt Lautlingen zeigt. „Wie wir hören, hat ein gewisser Dorn aus Weiler Haid in Hohenzollern auf der Markung in letzter Zeit Ausgrabungen vorgenommen. Wir ersuchen um genaue Mitteilung, wie es sich damit verhält, und bitten den Grundeigentümer, auf dessen Feld er gegraben hat, dahin zu veranlassen, nie mehr Dorn, dessen unsachgemäße die Wissenschaft schädigende Ausgraberei wir seit Jahren bekämpfen, diese Erlaubnis zu geben. Der Landeskonservator.“

Solche Aufrufe kümmerten JOHANNES DORN herzlich wenig. Denkmalschutzgesetze heutiger Prägung gab es noch nicht, weder in Württemberg noch in Hohenzollern. Wenn DORN die Erlaubnis des Grundstücksbesitzer besaß, auf dessen Boden zu graben – und die war mit etwas Geld leicht zu bekommen –, so verstieß er gegen kein geltendes Recht und war nicht zu belangen. Ein in der Sache gutgemeinter Erlass des württembergischen Ministeriums des Innern vom 28. März 1902 zum Schutze von Kunst- und Altertumsmerkmalen war so wachweich abgefasst, dass er höchstens die Ausgrabungstätigkeit auf Staats- und Gemeindeeigentum erschweren konnte. Allenfalls der Hinweis, dass die Staatsammlung in der Regel bessere Preise für Altertümer zu zahlen bereit war als gewerbsmäßige Händler, mochte attraktiv erscheinen.

Hingegen war DORN durch sein geselliges Auftreten weithin bekannt und populär und hatte durch seine zahlreichen Grabungsarbeiter, die sich gerne ein Zubrot zur Landwirtschaft verdien-

ten, im Laufe der Jahre überall seine Informanten. Manchmal wurden ihm Untersuchungen geradezu angeboten. Als DORN im Frühjahr 1912 gegenüber vom Bahnhof Burladingen gerade ein Reihengrab aufdeckte, bat ihn ein Landwirt, nach einer ihm beim Pflügen hinderlichen Stelle auf seinem Acker auf der Wasserscheide zum Killertal zu sehen. DORN fand Mauerreste – und hatte das von der Wissenschaft längst vermutete, aber bisher vergeblich gesuchte römische Kastell entdeckt!

Auch die aufgrund des Erlasses von 1902 erkennbaren Ankaufsbeschränkungen der Stuttgarter Altertümersammlung liefen ins Leere, denn das Museum in Sigmaringen und besonders die im Aufbau befindliche Hohenzollerische Landesammlung auf Burg Hohenzollern waren für Neuzugänge stets dankbar. Im württembergischen lässt sich am Beispiel des Reihengräberfriedhofs in Truchelfingen eine neue, effektivere Strategie erkennen, um DORN auszubooten. Hier erfolgte im Frühjahr 1906 eine regelrechte „Gegengrabung“ durch die naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Tübingen unter der Oberaufsicht von Prof. ERNST KOKEN (1860–1912).

Der mit dieser Aktion betraute Student EMIL KÜHN aus Ebingen bemerkt dazu: „... Im Winter 1905/06 gelangte es zu meiner Kenntnis, dass nahe der Mühle von Truchelfingen schon seit mehreren Jahren Herr Dorn aus Haidpost bei Truchelfingen i. H. Reihengräber ausnehme. Er soll dort unzählige Skelette ausgegraben u. die teilweise sehr reichen Funde hierhin und dorthin verkauft haben. ...“. Damit waren die Erwerbungen der Museen in Sigmaringen und Berlin in den Jahren 1904 und 1905 gemeint. ERNST KOKEN, dem der Mangel an Reihengräberfunden in der Sammlung der Universität bekannt war, konnte kurzfristig Geldmittel für eine „Notgrabung“ freimachen. Erst nachträglich (Brief vom 4. April 1906) informierte er den zuständigen ersten Landeskonservator EUGEN GRADMANN (1863–1927) von seinem Unternehmen: „... Wir haben von derartigen Funden fast nichts in Tübingen, und ich entschloß mich auf eine mir gemachte Mitteilung hin rasch zuzugreifen, da auch der Ihnen bekannte Herr Dorn graben wollte und die Sachen dann wahrscheinlich aus dem Lande gegangen wären.“.

Überraschend bot DORN am 19. Juni 1912 der Staatssammlung in Stuttgart erstmals seit Jahren

wieder einen reichen bronzezeitlichen Grabfund von Mägerkingen zum Kauf an. Der Preis wurde von DORN auf 300 M. angesetzt, wobei er anmerkte, dass er den Grundstücksbesitzer sehr teuer bezahlen musste. Die Staatssammlung konnte den mit zwei Bronzeschwertern auch wissenschaftlich bedeutsamen Fund eigentlich gar nicht ablehnen und willigte in den Kauf ein. Dem Eigentümer des Grundstücks wurde in einem gesonderten Schreiben von Landeskonservator GOESSLER geraten, sich bei künftigen Funden direkt mit Stuttgart in Verbindung zu setzen.

Ungebrochener Forschungsdrang noch im hohen Alter

Der Ausbruch des ersten Weltkrieges und die folgenden Notjahre unterbanden jede weitere Forschungstätigkeit DORNs. Es ist ein unerklärliches Phänomen, wie es ihm über Jahrzehnte gelang, seine umfangreiche Landwirtschaft und die Versorgung von neun Kindern mit seinen zeitaufwendigen Forschungen in Einklang zu bringen. Zudem betrieb er unter Mithilfe seiner Söhne eine Lohndrescherei und besaß vor dem Krieg bis zu drei mobile Dampfdreschmaschinen. Nun, nachdem sämtliche Söhne zum Militär eingezogen waren, blieb ihm für seine archäologische Leidenschaft keine Zeit. Doch bereits 1921 war der nun schon betagte JOHANNES DORN wieder voller Tatendrang am Werk. Das Verhältnis zur Staatssammlung in Stuttgart hatte sich offensichtlich verbessert, DORN führte für sie wieder Grabungen auf der Haid durch und trat auch wieder in den Württembergischen Anthropologischen Verein ein.

Im hohenzollerischen Gebiet galt seit dem 26. März 1914 ein restriktives Ausgrabungsgesetz, das mit den erlassenen Ausführungsbestimmungen am 20. Juli 1920 voll in Kraft trat. Es untersagte unbefugten Laien, ohne behördliche Erlaubnis Ausgrabungen vorzunehmen. Für DORN, dessen Ansehen hier – im Gegensatz zu den württembergischen Behörden – nie in Zweifel stand, war das Verhältnis zu Landeskonservator FRIEDRICH LAUR (1858 – 1934) problemlos. Bei der Aufklärung eines Raubgrabungsdelikts von 1921 in Grabhügeln bei Harthausen/Scher durch Bitzer Bürger fungierte er als Kontaktperson zu den Tätern. Wie sein Brief vom 30. Nov. 1921 zeigt, kannte er offenbar alle in diesem Falle beteiligten Personen seit langem persönlich und ermittelte, dass ein Interessent aus Ebingen bereits 800 Mark für die Funde geboten hatte; DORN selbst war bereit, 1000 Mark dafür zu zahlen! Dann bemerkte er noch: "...Es ist schade, daß diese Gruppe von Hügeln so ausgegraben wurde und die Funde zerstört sind. Hätte ich die Erlaubnis gehabt zum Ausgraben für Sie, so wäre jetzt alles beisammen und wenn man alles beim alten läßt, so kommen die Hügel so langsam zum Verschwinden. Wenn Sie meine Hilfe etwa brauchen sollten, so bitte ich um Mitteilung."

Schon am 3. März 1922 schrieb Landeskonservator LAUR an den Preußischen Regierungspräsidenten anlässlich des Fundes eines Grabes, das bei Flurbereinigungsmaßnahmen bei Veringensstadt zutage trat: "...Ich beabsichtige, sofern mir die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt werden, bei dieser Gelegenheit an verschiedenen Stellen Untersuchungen vorzunehmen, um damit einer Verschleuderung oder Verheimlichung von Funden vorzubeugen, und zwar gedenke ich hiermit den Landwirt Dorn von Weiler Haid, der über eine grosse Erfahrung auf diesem Gebiet verfügt, zu betrauen. ...". DORN erhielt im gleichen Jahr noch den Auftrag, beim Römerkastell Burladingen nach dem zugehörigen Gräberfeld zu sondieren. Alle diese Bemühungen, Funde zu sichern, sind mit der Einrichtung der seit langem geplanten Hohenzollerischen Landessammlung zu sehen, die letztendlich 1922 auf der Burg Hohenzol-



Erforschung eines Grabhügels auf dem Degenfeld um 1890

lern eröffnet wurde. Die Tatsache, dass viele der Exponate aus den Grabungen von JOHANNES DORN stammen, verhalfen seinen Nachkommen noch viele Jahre später zum freien Eintritt auf dem Hohenzollern! (Anm.: Seit 1974 befindet sich die Sammlung im Städtischen Museum im „Alten Schloss“ in Hechingen).

In den letzten Lebensjahren beschränkten sich DORNs Grabungen auf die nähere Umgebung der Haid, sein Tatendrang war ungebrochen, wie seine Grabungsberichte und Briefe erkennen lassen. Bei einer Hügelöffnung im Winter 1925 zog sich JOHANNES DORN eine Lungenentzündung zu, der er am 23. März 1925 erlag. In einem Kondolenzschreiben an die Hinterbliebenen würdigt GEORG KRAFT vom Urgeschichtlichen Forschungsinstitut der Universität Tübingen seinen väterlichen Freund, der ihm bis zuletzt bei der Erstellung seiner Doktorarbeit über die Bronzezeit in Süddeutschland stets behilflich war: "...Ich selbst habe in ihm einen treuen und freundlichen Führer in meinen Studien verloren, der aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen mit untrüglicher Sicherheit gerne ausgeteilt hat. Dabei war er ein geselliger Gesellschafter und ein scharfer Beobachter von Mensch und Natur. Sein Tod ist für Wissenschaft und Heimatkunde ein schwerer, unersetzlicher Verlust."

Ein Vermächtnis des JOHANNES DORN: Grabungsfunde des Heimatmuseums Ebingen

Im Oktober 1923 unternahm Hauptlehrer PAUL EITH (1891 – 1968), der gerade mit dem Aufbau des Ebinger Heimatmuseums befasst war, zusammen mit JOHANNES DORN eine zweitägige Exkursion über die Alb zwischen Onstmettingen und Winterlingen. Sinn des Unternehmens war es, sämtliche von DORN ergrabenen Fundstellen aufzusuchen und für das damalige Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart parzellenscharf in Flurkarten einzutragen, was auch für nahezu alle Objekte um Onstmettingen und auf dem Degenfeld gelang. DORN, der über ein phänomenales Gedächtnis verfügt haben muss, konnte EITH weitere verdächtige „Burren“ zeigen, die er seinerzeit nicht geöffnet hatte. In den Jahren bis 1929 erforschte EITH mit Zustimmung des Amtes für Denkmalpflege mehrere dieser Grabhügel auf Ebinger und Truchtelfinger Markung. Diese Grabungen erbrachten, neben neuen Erkenntnissen über die Bestattungssitten in grauer Vorzeit, eine reiche Ausbeute an vorgeschichtlichen Gegenständen: reichverzierte Tongefäße, Bronze- und Bernsteinschmuck und sogar einen goldenen Fingerring. Diese Funde verhalfen dem Ebinger Heimatmuseum bereits damals zum Ruf eines überregional bedeutenden archäologischen Museums. Auch heute zählen sie noch zu den wertvollsten Exponaten in der Abteilung Vor- und Frühgeschichte im Museum im Kräuterkasten in Albstadt-Ebingen.

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Mittwoch, 18. März: Ausstellung „Troja – Traum und Wirklichkeit“ in Stuttgart (Herr Prof. Roller/Frau Hübner). Busfahrt.

Samstag, 21. April: Donaueschingen/Hüfingen (Herr Kraft). Busfahrt.

Ab Donnerstag, 3. Mai (bis 7. Mai): Würzburg (Herr Prof. Roller). Busfahrt.

Samstag, 19. Mai: Tag der Archive 2001, Archiv Stadt Balingen (Herr Schimpf-Reinhardt), 11.00 Uhr.

Archiv Stadt Albstadt (Herr Dr. Lang), 11.00 Uhr

Archiv Zollernalbkreis (Herr Dr. Zekorn), 15.00 Uhr

Sonntag, 20. Mai: Stammland der Stauer (Herr Dr. Foth). Busfahrt.

Quellen:

Archiv des Museums im Kräuterkasten, Albstadt-Ebingen. Fundberichte im Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin. Ortsakten des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen.

HAAG, G.: Vorgeschichtliche Funde von der Haid. Nach Fundberichten von Johannes Dorn. (Nachlass GUSTAV HAAG, Nr. 58. Stadtarchiv Reutlingen).

Literatur:

FÖHR, J.: Hügelgräber auf der Schwäbischen Alb. Stuttgart 1892.

HEDINGER, A.: Neue keltische Ausgrabungen auf der Schwäbischen Alb 1900 und 1901. Braunschweig 1093.

HÖLDER, H. v.: Untersuchungen über die Skelettfunde in den vorrömischen Hügelgräbern Württembergs und Hohenzollerns. – Fundberichte aus Schwaben, 2. Jg., 1894, Ergänzungsheft. Stuttgart 1895.

HÖLDER, H. v.: Neuere Skelettfunde aus vorrömischen Grabhügeln. – Fundberichte aus Schwaben, 3. Jg. 1895, S. 31 – 37. Stuttgart 1896.

KRAFT, G.: Ein Bauer als Altertumsforscher. – Heimatblätter vom oberen Neckar, Nr. 14, Juli 1925. Oberndorf a. N. 1925.

NÄGELE, E.: Am 23. März... – Bl. d. Schwäb. Albvereins, 37. Jg., Nr. 4, Sp. 63. Tübingen 1925.

PARET, O.: Württemberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Stuttgart 1961.

SCHEFF, J.: Vor- und Frühgeschichte der Ebinger Alb. Die Sammlung im „Museum im Kräuterkasten“ in Albstadt-Ebingen. (Hrsg.: Stadtverwaltung Albstadt). Albstadt 1987.

SCHIEK, S.: Die Grabhügel der „Haid“. Zum Untergang einer archäologischen Landschaft. – Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 7. Jg., Nr. 4. Stuttgart 1978.

STEIN, F.: Alamannische Siedlung und Kultur. Das Reihengräberfeld in Gammertingen. Sigmaringen 1991.

ZÜRN, H.: Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern. – Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 25/1 + 2. Stuttgart 1987.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Jens Florian Ebert, Römerstr. 21, 72459 Albstadt

Jürgen Scheff, Im Raidental 66, 72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

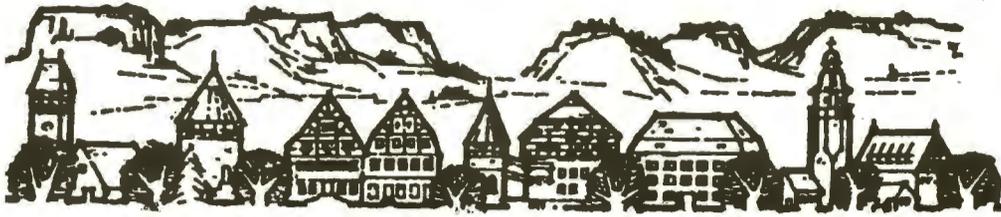
Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (074 27) 91094.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 48

30. April 2001

Nr. 4

Eine kleine Ammoniten-Exkursion

Angeführt und ausgestattet von Anton Georg Grözinger/Schömberg

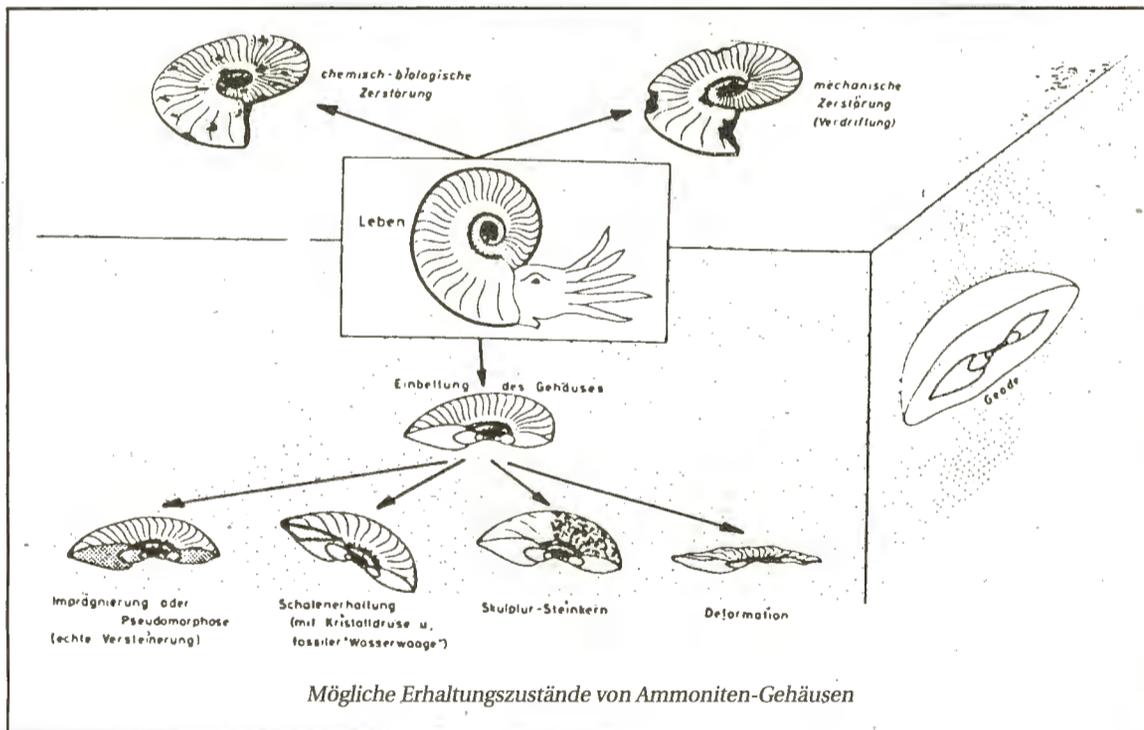
Verglichen mit der Gesamtdauer der Entwicklung des Lebens auf der Erde liegt die Zeit der Ammoniten, die ja auch die Zeit der Saurier war, noch gar nicht weit hinter uns. Das Klima war viel wärmer, und Meere bedeckten große Teile des heutigen Festlandes. Im warmen Wasser lebten unter anderem zahllose Kalkalgen, winzige Pflanzen mit Kalkskeletten.

Sie vermehrten sich stark in den oberen Schichten des Meeres und sanken auf den Meeresboden. Dort bildeten sie zusammen mit Sand des Meeresbodens im Laufe der Zeit dicke Schlammschichten. In den nachfolgenden Jahrmillionen wurde dieser Schlamm allmählich mit samt den eingebetteten Resten der Lebewesen von weiteren Ablagerungen (Sedimenten) überdeckt.

In vielen Schichten des schwäbischen Jura finden sich gut erhaltene interessante Fossilien. Es handelt sich um versteinerte Lebewesen, die vor vielen Millionen Jahren auf den Meeresgrund sanken und dort einem physikalischen Umwandlungsprozess unterlagen.

Die spiralförmig aufgerollten Ammoniten fallen dabei dem Fossilienbegeisterten besonders ins Auge. In vielen Schichten des Jura treten Ammoniten extrem häufig auf, so dass einzelne Arten (als Leitfossilien) eine besondere Bedeutung besitzen.

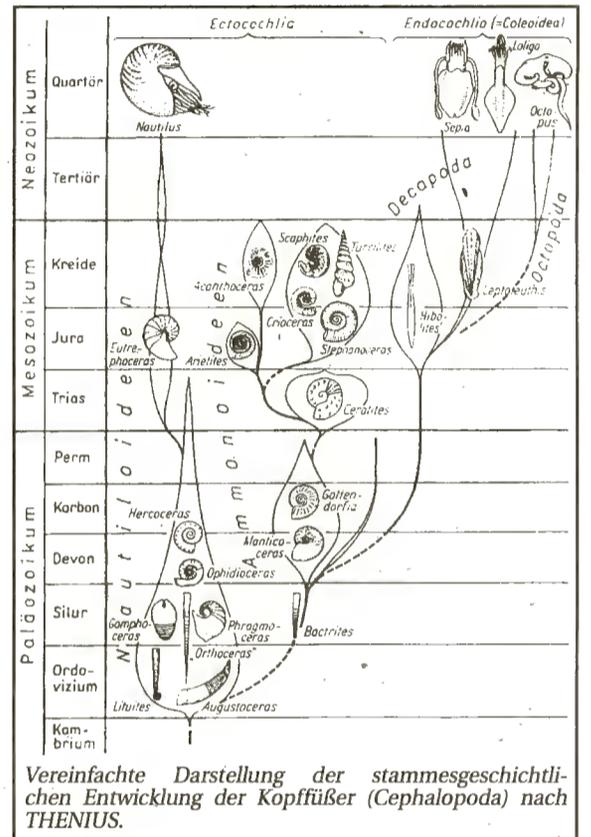
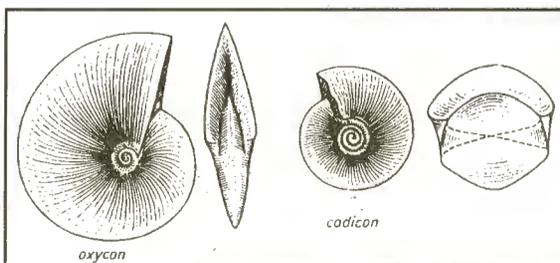
Teilweise finden sich Ammoniten noch in Originalschale verkleidet (z. B. *Leioceras opalinum*) in Perlmuttglanz. Zu finden sind in unserem Raume Ammoniten im schwarzen, braunen und weißen Jura. Das flache Jura-Meer bot hunderten verschiedener Arten einen Lebensraum. Besonders beliebt unter Sammlern sind die mit Schwefelkies (Schwefeleisen Verbindung) verfüllten, pyritisierten Ammoniten.



Obwohl im Pflanzen- und Tierreich ein Reichtum an Formen herrscht, entwickelt sich Leben immer gemäß einem Bauplan, aus dem sich ein genau definierter Aufbau ergibt. Seit jener Zeit, aus der die „ersten Fossilien“ überliefert sind, bewegte sich die Evolution in zwei einander ergänzenden Entwicklungslinien.

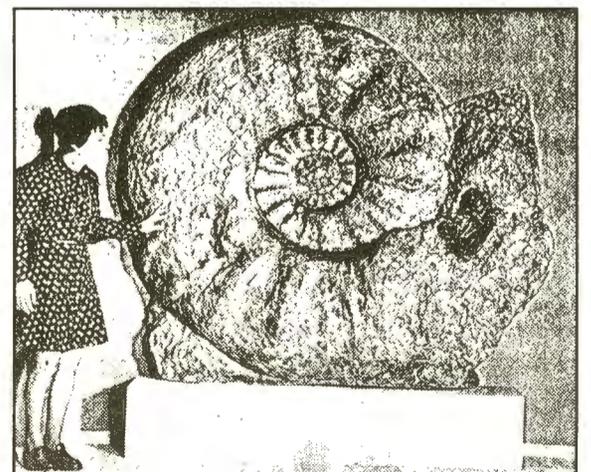
Zunächst entstanden in einem Prozess, der sich im Wesentlichen vor dem Kambrium abspielte, die verschiedenen Grundbaupläne. Diese Grundbaupläne differenzierten sich seit dem Kambrium weiter, entsprechend den wechselnden Umweltbedingungen. Fossile Skelette können also Zeugen eines grundlegenden Bauplanes

sein, zum anderen stehen sie für unzählige Variationen, entstanden durch Anpassung im Verlaufe von hunderten Millionen Jahren.



Bei archäologischen Grabungen fand sich in einer jungpaläolithischen Schicht auch ein Ammonit, der wahrscheinlich als Talisman oder auch als Schmuck getragen wurde. Im Jahre 1602 fertigte der bekannte Arzt Bauhinus die erste genaue Zeichnung eines Ammoniten an.

Wer sich mit Ammoniten befasst, erkennt, dass die Gehäuse ein sehr unterschiedliches Äußeres zeigen und sich im Aufbau deutlich voneinander unterscheiden. Einzelne Gehäuse sind scharfkantig (oxycone Arten), andere dagegen beinahe rund (cadicone Arten).



Parapuzosia seppenradensis (H. Landois). Oberkreide, Seppenrade b. Münster/Westf. Abguss des größten bisher gefundenen Ammoniten. (Erhaltener Durchmesser 1,80 m, ursprünglicher Durchmesser 2,55 m)

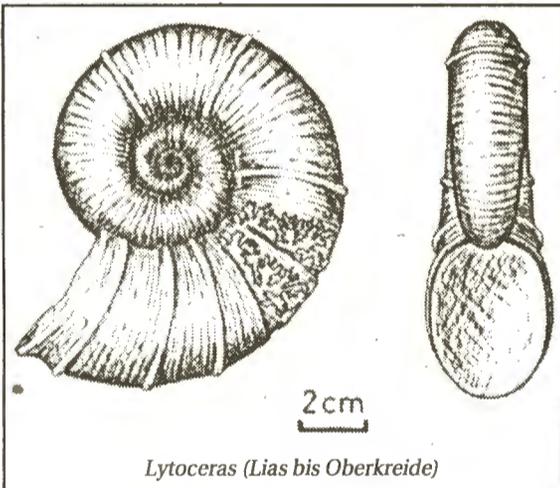
Der größte je gefundene Ammonit, ein Parapuzosia seppenradensis, aus der Oberkreide von Westfalen zeigt einen erhaltenen Durchmesser von 1,80 m. Der ursprüngliche Durchmesser lag vermutlich bei über 2,50 m. Die kleinsten Ammoniten sind nur etwa 2 mm groß.

Ein gewaltiger Ammonit mit einem Durchmesser von ca. 1,50 m wurde in einer der obersten Braunjura delta Schichten gefunden, ein Vertreter der Gattung „Lytoceras“. Eine bemerkenswerte Gruppe des Lytoceras fimbriatum fand ein in Weilstetten wohnender Bergmann namens Dopatka im Jahre 1979 im Felsboden des Schömberger Stausees.

Die besonders auffallenden Wülste am Gehäusemündungsrand dieses „Kragnammoniten“ zeigen Wachstumsunterbrechungen.



Ammoniten (*Lytoceras*) aus dem Schwarzen Jura von Schömberg bei Balingen.



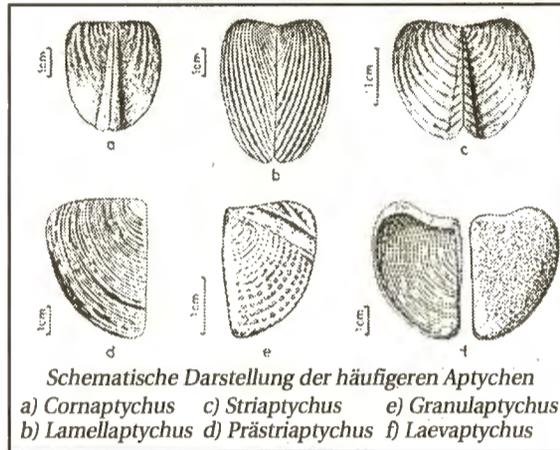
Lytoceras (Lias bis Oberkreide)

Innerhalb der Ammonitenschale lebte ursprünglich ein Meerestier, ein naher Verwandter zu unseren heutigen Tintenfischen. Dieses Lebewesen gehörte zu den Weichtieren, zu den Gehäuse tragenden „Kopffüßern“ (Cephalopoden). Die Ammoniten bildeten die Unterklasse Ammonidea der Klasse Cephalopoda im Stamm Mollusca.

In der Ausgabe Geo 12.99 wird berichtet, dass es einem Paläontologen gelungen sei, Aufnahmen von verfestigten Weichteilen im Innern eines Ammonitengehäuses zu machen. Ob diese Interpretation richtig ist, wird jedoch in Fachkreisen stark bezweifelt.

Normalerweise sind die einzigen erhaltenen Relikte des tintenfischähnlichen Tieres die kalkzischen Unterkiefer, die so genannten Aptychen.

Diese Unterkiefer finden wir in der Gestalt einer Muschelklappe einzeln oder paarweise einander



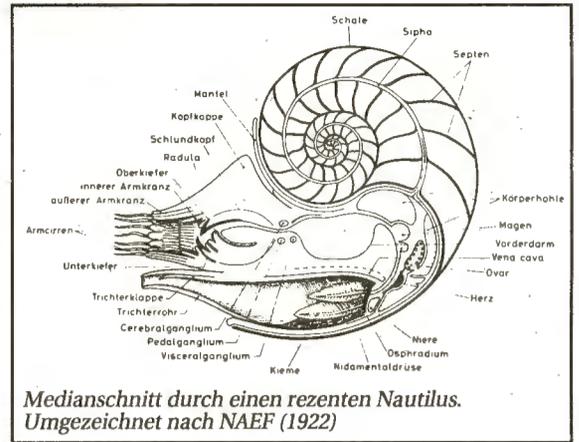
Schematische Darstellung der häufigeren Aptychen
a) Cornaptychus c) Striaptychus e) Granulaptychus
b) Lamellaptychus d) Prästriaptychus f) Laevaptychus

zugeordnet. Allerdings liegen sie, wenn sie überhaupt paarweise gefunden werden, dann meist nicht wie Muscheln zusammengeklappt, sondern auseinandergeklappt nebeneinander, die geraden Scharnierseiten einander berührend.

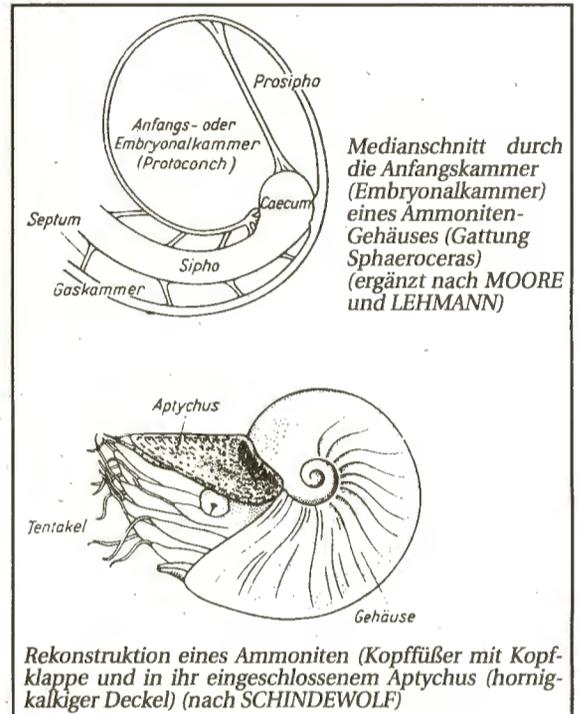
Wenn das Ammoniten-Tier sich in Gefahr in seine Wohnkammer zurückzog, wurden die Aptychen vermutlich wie ein Visier vorgeklappt und dadurch die Wohnkammer verschlossen. Heute noch lebt im Pazifik ein entfernter Verwandter der Ammoniten, ein lebendes Fossil, der „Nautilus“. Sein Verbreitungsgebiet ist der südwestliche Pazifik, die Umgebung der ostindischen Inseln zwischen Südostasien und Australien. Neuerdings sind Funde auch von der ostafrikanischen Küste bekannt geworden.

Wir wissen ziemlich genau, dass das gekammerte Ammonitengehäuse als Auftriebsorgan diente. Etwas modern interpretiert handelt es sich um ein U-Bootsystem. Die kleinste Kammer findet sich im Zentrum des gewundenen Gehäuses. Es handelt sich um die Embryonalkammer.

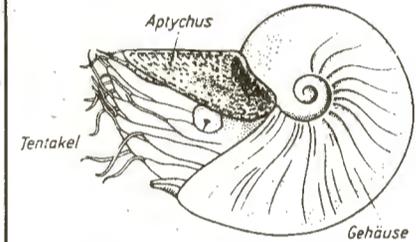
(Fortsetzung in der nächsten Ausgabe)



Medianschnitt durch einen rezenten Nautilus. Umgezeichnet nach NAEF (1922)



Medianschnitt durch die Anfangskammer (Embryonalkammer) eines Ammonitengehäuses (Gattung Sphaeroceras) (ergänzt nach MOORE und LEHMANN)



Rekonstruktion eines Ammoniten (Kopffüßer mit Kopfklappe und in ihr eingeschlossenem Aptychus (hornigkalkiger Deckel) (nach SCHINDEWOLF)

Deutschland über – das Bürgertum wollte sich nicht länger von den Fürsten gängeln lassen und forderte allenthalben mehr Demokratie. Dabei wurden natürlich auch die bestehenden Autoritäten in Frage gestellt oder sogar auch mitunter scharf angegriffen, wie das bei einer richtigen Revolution eben so zu sein pflegt.

In Ebingen äußerte sich dies dadurch, dass in der Nacht vom 12. zum 13. März 1848 dem Stadtschultheißen die Fensterscheiben eingeworfen wurden. Dieser, eine nicht eben übermäßig beherrschte Natur, sah darin das erste Anzeichen von Aufruhr, Gewalttätigkeit und Umsturz, und er glaubte, nun ernstlich um sein Leben fürchten zu müssen. Da er den seiner Einschätzung nach bevorstehenden Neuerungen ohnehin wenig Geschmack abgewinnen konnte, reichte er kurzerhand am 21. März sein Gesuch um Amtsenthebung ein. Wenig später, am 3. April, fanden Neuwahlen statt, bei welchen der 25-jährige Daniel Ludwig Glanz zum Nachfolger gekürt wurde.

Trotz alledem blieb Johannes Grotz bei seinem erlernten Beruf und betätigte sich als Verwaltungsaktuar in den umliegenden Gemeinden Onstmettingen, Tailfingen, Truchtelfingen, Winterlingen und Bitz. Außerdem setzte er sich engagiert für die konservative Partei ein, wie es seinem Wesen ja auch voll entsprach. Daneben waren ihm zahlreiche Pflugschaften und Vermögensverwaltungen übertragen, ein äußerst vielseitiges Tätigkeitsfeld also, dem er sich zu jedermanns Zufriedenheit widmete. Der allseits hochgeachtete Mann starb am 7. Mai 1888.

Ebinger Stadtoberhäupter (1):

Johannes Grotz

Von Dr. Peter Thaddäus Lang



Johannes Grotz, geb. 1810, gest. 1888, Schultheiß von Ebingen

Er war erst 27 Jahre alt, als die Ebingen den am 8. März 1810 geborenen Verwaltungsmann zum Stadtschultheißen wählten. Keine schlechte Entscheidung war das, wie das Urteil des Balingen Oberamtmanns aus dem Jahre 1841 beweist. Dieser lobte ausdrücklich die „tätige, umsichtsvolle und gewissenhafte Amtsführung“ des jungen Ebinger Stadtchefs. Und trotzdem gab er sein Amt vorzeitig auf. Warum dieses?

Der Grund lag in den politischen Zeitläufen. Als nämlich im Februar 1848 der französische Bürgerkönig Louis Philippe gestürzt wurde, griff die revolutionäre Begeisterung alsbald auch auf

Wer war arm?

Armut und Armutspolitik in Balingen im 19. Jahrhundert 2. Folge: Armenunterstützung / von Heike Gaiser

Im Mai 1846 wurde im Balingen Gemeinderat ein Erlass der Königlichen Kreisregierung in Reutlingen betreffs der Unterstützung von hilfsbedürftigen Gemeindeangehörigen eröffnet und beschlossen, „die Unterstützung nach Vorschrift dieses Erlasses eintreten zu lassen“.¹⁾ Laut diesem Erlass hatte die Gemeinde ihren hilfsbedürftigen Angehörigen „die durch die Umstände gebotene Unterstützung für sie und ihre Familien zukommen zu lassen, so lange das Bedürfnis dauert“.²⁾ Diese „durch die Umstände gebotene Unterstützung“ konnte sowohl Unterstützung in Form von Almosen als auch Naturalunterstützung z. B. in Form von Suppe aus der Suppenanstalt sein, falls zum betreffenden Zeitpunkt gerade eine betrieben wurde. Zur Saatzeit konnte eine Unterstützung für Arme auch in Form von Saatfrüchten sein oder im Winter eine Holzgabe, um die Wohnung zu beheizen. In schweren Fällen von Armut konnte eine Unterstützung auch eine Unterbringung der betreffenden Personen im Spital bedeuten.

Ein anderer Punkt des Erlasses betraf Personen, die arbeitsfähig und dennoch arm waren und Unterstützung benötigten. Diese „arbeitsfähige(n) Personen sind durch Darbietung von Gelegenheit zur Arbeit und zum Verdienst zu unterstützen; solche arbeitsfähige, welche nicht arbeiten wollen, haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie Noth leiden“.³⁾ Um der seit Beginn des 19. Jahrhunderts bedrohlich gewachsenen Beschäftigungslosigkeit und Armut Herr zu werden, wurden Arme von der Stadt deshalb zu Straßenbauarbeiten herangezogen. Bedenkt man jedoch, dass die kommunale Armenpflege in Süddeutschland bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein als einziges gesetzlich etabliertes System sozialer Sicherung überall dort einzutreten hatte, wo erst am Ende des 19. oder gar erst im 20. Jahrhundert Sicherungssysteme geschaffen wurden – bei den Witwen und Waisen, den Kranken und Alten, den Beschäftigungslosen und Invaliden –, dann lässt sich ermessen, dass ihr im Zeitalter des Pauperismus mancherorts Überlastung drohte.

So musste auch die Stadt Balingen im Sommer 1847 Geld aufnehmen, um den Geldbedarf für die Armenunterstützung zu decken. Zu dieser Zeit wurden von 3362 Einwohnern der Stadt 1192 aus öffentlichen Mitteln unterstützt, d. h. 35 Prozent der Bevölkerung Balingens war hilfsbedürftig.

Für den Grad dieses Notstandes wurde eine Anhäufung vieler einzelner Ursachen angeführt: „Dass die hiesigen Einwohner seit dem großen Brand von 1809 sich nie mehr recht erholen konnten, ... worauf dann die Kriegsjahre folgten, ... und dann das Hungersjahr 1817... Hinzu kamen die zwei Missjahre 1845 und 1846. Ersteres forderte besonders große Opfer, da der Hagel einen großen Theil der Felder, besonders aber die Dächer stark verhagelte und durch das Eindringen des Regens selbst Schaden in den Häusern anrichtete; und letzteres wegen des gänzlichen Fehlschlagens der Kartoffelernte.“ Auf Grund dieser extremen Notlage musste die Not der Menschen zu lindern versucht werden, was dadurch geschah, dass Arme „theils durch Beschäftigung an Wegen und Waldungen, theils durch Abgabe von warmen Speisen und Mehl unterstützt wurden“.⁴⁾

Suppenanstalten

Suppenanstalten zur Unterstützung bedürftiger Armer der Stadt durch öffentliche Speisung waren in Balingen in den Notjahren 1817/18, 1847, 1852 und 1854 eingerichtet, um die durch Missernten entstandene Not bis zur nächsten Ernte zu lindern.

Über die Suppenanstalt 1817/18 wie auch über die Missernte und daraus resultierende Hungersnot ist wenig Quellenmaterial vorhanden, so dass diese Anstalt kaum detailliert untersucht werden kann. Die Suppenanstalt wurde vom 11. Februar 1817 bis zum 22. April 1818 betrieben. 170 Personen waren berechtigt, Suppe zu erhalten, was bedeutete, dass ca. 6 Prozent der damaligen Bevölkerung Balingens durch Suppe unterstützt wurde. Über die Berechtigung zum Erhalt von Suppe entschied der Magistrat des Armenfonds, bei dem um diese angefragt werden musste. Daraufhin untersuchte der Magistrat, ob die betreffenden Personen „der Suppenanstalt würdig seyen“ und bestimmte dann bei einem positiven Ergebnis die an diese Personen abzugebende Anzahl von Suppenportionen sowie eine eventuelle Bezahlung für diese. Der Großteil der Suppen wurde jedoch unentgeltlich abgegeben.⁵⁾

Finanziert wurde die Suppenanstalt durch wöchentliche Beiträge, die die Einwohner der Stadt im Verhältnis zu ihren Steueransätzen leisten mussten. Die zur Unterstützung der Armen getroffenen Maßnahmen scheinen jedoch nicht ausgereicht zu haben, da ein Beitragszahler zum Armenfonds seinen Beitrag so lange verweigern wollte, „als dass er von Bettlern beunruhigt werde“.⁶⁾ Die Not, die zum Betteln zwang, war offensichtlich zu groß, um durch Abgabe von Suppen gelindert zu werden.

Mit dem Ende der Suppenanstalt im April 1818 wurden dem Spitalaufseher sieben Personen in Kost gegeben, da sie sich nicht selbst versorgen konnten. Von diesen sieben Personen waren zwei blind, zwei befanden sich in Einzelhaft, zwei waren Kinder sowie eine Witwe. Als Kostgeld erhielt der Spitalaufseher wöchentlich 40x pro Person sowie das zum Kochen benötigte Holz von der Stadt.⁷⁾

Auf Grund einer besseren Quellenlage lässt sich die Suppenanstalt von 1847 hinsichtlich ihrer Finanzierung, ihres Lokals und vor allem der Speisen selbst genauer beleuchten. „Um bey der damaligen außerordentlichen Theuerung der Lebensmittel und dem ungewöhnlichen Nothstand der Armen der hiesigen Stadt für die nothwendige Nahrung zu sorgen, zu welchem Ende eine Suppenanstalt in Antrag gebracht ist“, wurde im Dezember 1846 ein Privatarmenverein gegründet.⁸⁾

Die Mitglieder des Armenvereins verpflichteten sich zu wöchentlichen Beiträgen in einer selbst zu bestimmenden Höhe, wobei diese zwischen 4x und 32x lag. In einem Bericht an das Oberamt betreffs der Unterstützung der Armen der Stadt wurde über diese Beiträge gesagt, dass „die Beiträge von Privaten ihren Kräften angemessen erscheinen, ja von mehreren beitragenden Personen kann sogar gesagt werden, dass sie selbst Unterstützung nötig hätten“.⁹⁾

Die Kosten der Suppenanstalt sollten vom Armenverein getragen werden, „jeder Mehraufwand fällt bey der Unvermögenheit der Stiftung auf die Stadtkasse“.¹⁰⁾ Des Weiteren wurde von der Stadt als Lokal für die Suppenanstalt das städtische Waschhaus mit Kocheinrichtung gestellt sowie das für die Suppenanstalt benötigte Holz aus dem Stadtmagazin unentgeltlich abgegeben.¹¹⁾ Die Bezahlung der beiden Köche mit insgesamt 1 f 48x pro Woche wurde ebenfalls von der Stadtkasse übernommen.¹²⁾

Zu Beginn der Suppenanstalt im Januar 1847 waren 133 Personen zum Empfang von Suppe berechtigt und erhielten täglich zur Mittagszeit die ihnen zugestanden Portionen.¹³⁾ Im März wurde vom Stadtrat beschlossen, „bei der sehr gestiegenen Noth, welche bei dem Stoken der Gewerbe besonders den Mittelstand sehr drücke“, die minderbemittelten Familien dadurch zu un-

terstützen, „dass ihnen das Abholen von Suppe die Portion à 1½ Schoppen zu 2x freistehe“.¹⁴⁾

Da die Zahl der der Suppe bedürftigen Menschen immer mehr zunahm, wurde der Stadtkasse ein Beitrag von der Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins in Höhe von 200f verwilligt.¹⁵⁾

Die Zahl der täglich abgegebenen Suppenportionen stieg von anfänglich 133 Portionen rapide an, im Februar, einen Monat nach Einführung der Suppenanstalt, hatte sie sich bereits mehr als verdoppelt und erreichte im Juni/Juli mit 375 täglich abgegebenen Portionen ihren Höhepunkt. Im Schnitt wurden über die gesamte Dauer der Suppenanstalt vom 5. Januar bis zum 8. August 1847 täglich ca. 300 Portionen Suppen abgegeben. Insgesamt betrug die Menge der in diesem Zeitraum ausgeteilten Suppe 70851 Portionen, von denen 8469 zu 2x verkauft worden waren. Die anderen 62382 Portionen waren unentgeltlich abgegeben worden.¹⁶⁾

Für die Speisen selbst war ein Speiseplan erstellt worden, der wöchentlich wieder von vorne anfang und nach dem die ganzen sieben Monate gekocht wurde. Wie schon der Name Suppenanstalt vermuten lässt, waren die abgegebenen Speisen alle in Suppenform. Sonntags gab es Reis- oder Erbsensuppe, montags und freitags Hafersuppe, dienstags Gerstensuppe, mittwochs gebrannte Suppe, donnerstags Grießsuppe und samstags Riebelensuppe.¹⁷⁾ Diese Suppen wurden nach den folgenden Rezepten gekocht.¹⁸⁾

7. März 1847, Reissuppe, 320 Portionen:	
45 Pfund Reis	9f
25 Pfund Fleisch à 7x	2f 55x
3 Pfund Butter	54x
5 Pfund Salz	15x
Grünes	6x
	13f 10x

8. März 1847, Hafersuppe, 320 Portionen:	
51 Pfund Hafermehl	5f 57x
7 Pfund Schmalz	3f 16x
5 Pfund Salz	15x
Zwiebeln	6x
	9f 34x

9. März 1847, Gerstensuppe, 320 Portionen:	
48 Pfund Gerste	6f 24x
3 Pfund Butter	54x
5 Pfund Salz	15x
Grünes	6x
Brühe von 25 Pfund Fleisch	0x
	7f 39x

10. März 1847, Gebrannte Suppe, 320 Portionen:	
45 Pfund Mehl	5f 15x
Wecken	3f
7 Pfund Schmalz	3f 16x
5 Pfund Salz	15x
Zwiebeln	6x
Kümmel	2x
	11f 54x

11. März 1847, Grießsuppe, 320 Portionen:	
48 Pfund Grieß	6f
25 Pfund Fleisch	3f 21x
6 Pfund Salz	18x
Grünes	6x
	9f 45x

12. März 1847, Hafersuppe, 320 Portionen:	
48 Pfund Hafermehl	5f 12x
7 Pfund Schmalz	3f 16x
6 Pfund Salz	18x
Zwiebeln	6x
	8f 52x

13. März 1847, Riebelensuppe, 320 Portionen:	
48 Pfund Mehl	5f 15x
30 Eier	32x
6 Pfund Salz	18x
Grünes	6x
Brühe von 25 Pfund Fleisch	0x
	6f 11x

Betrachtet man den Nahrungsgehalt dieser Suppen, so kann der Sättigungsgrad nicht allzu hoch gewesen sein. Selbst bei den Suppen, die nicht mit Wasser, sondern mit Fleischbrühe verflüssigt wurden, wurde das Fleisch zweimal abgesotten, um Brühe für zwei Tage zu erhalten. Am zweiten Verwendungstag wurde das Fleisch nach dem erneuten Absieden in Stücke geschnitten und als Suppeneinlage mitverwendet. Angesichts der Menge der zubereiteten Portionen kamen auf eine Portion etwa 40 g Fleisch. Auch der Nährgehalt der Teigwaren in den Suppen war recht gering, so beinhaltete eine Portion Riebelensuppe gerade 75 g Mehl und 1/10 Ei.

Da die Suppe aus der Suppenanstalt für die Empfänger die einzige warme Mahlzeit am Tag darstellte, wird die Notlage dieser Menschen sehr deutlich, denn von diesen Suppen wird kaum jemand richtig und anhaltend satt geworden sein.

So wurde z. B. die 70-jährige Anna Maria Girgis im Laufe des Jahres 1847 wiederholt beim Betteln festgenommen und mit bis zu 24-stündigem Arrest bestraft. Obwohl sie täglich aus der Suppenanstalt unentgeltlich eine Portion Suppe erhielt, wurden im Stadtschultheißenamtsprotokoll als von ihr vorgebrachte Entschuldigungen für ihr Betteln vermerkt, „dass sie auf den Abend nichts zu essen gehabt habe“¹⁹⁾, und ein anderes Mal, dass sie „aus Hunger bloß ein Stückchen Brod erbettelt haben will“²⁰⁾.

Auf Grund einer erneuten Hungersnot musste bereits fünf Jahre später, 1852, wieder eine Suppenanstalt eingeführt werden, trotz der Bedenken des Stadtrats, dass „bei Errichtung einer Suppenanstalt die sich anbietende Gelegenheit zur Arbeit nicht ergriffen und infolge dessen ein gemächliches Leben gefördert wird“²¹⁾.

Im Februar 1854 wurde im Stadtrat erneut die „Frage wegen Unterstützung der hiesigen Ortsarmen zur Erwägung und Beschlussfassung vor-

gelegt, da mehrere der hiesigen Ortsarmen mit dringenden Gesuchen um irgend eine Unterstützung an ihn in neuester Zeit getreten seien und dass ein untrügliches Zeichen des eingetretenen Notstandes in dem über Hand nehmenden Bettel“²²⁾ zu erkennen sei. Es würde allgemein anerkannt, „dass die Noth der Armen der hiesigen Gemeinde in einem solch hohen Grad vorhanden ist, wie sie diesen in der letzten schweren Zeit noch nicht erreicht habe, ... und daß die Verschaffung von Arbeit heilsamer wäre, um die Noth der arbeitsfähigen Armen einigermaßen zu ändern, als die bloße Unterstützung derselben, ohne ihre Thätigkeit gleichzeitig in Anspruch zu nehmen“²³⁾. Da jedoch den Armen von Seiten der Stadt keine angemessene Tätigkeit verschafft werden konnte, wurde diese Überlegung wieder fallengelassen und beschlossen, die Armen der Stadt durch eine Suppenanstalt zu unterstützen. Die dafür erforderlichen Mittel sollten auf die Grund-, Gewerbe- und Gebäudesteuer umgelegt werden.

Als dann die Suppenanstalt eröffnet worden war, umfasste die Armenliste mit den Personen, die durch unentgeltliche Abgabe von Suppe unterstützt wurden, 268 Kinder und Erwachsene²⁴⁾, was 8 Prozent der Gesamtbevölkerung Balingens entsprach.

Fußnoten:

¹⁾ Vgl. Stadtratsprotokoll von 1846 (StadtABI B 72 Seite 176 b §4)

²⁾ Erlass der Kreisregierung betreffs der Unterstützung hilfsbedürftiger Gemeindeangehöriger von 1846 (StadtABI B 242)

³⁾ Erlass der Kreisregierung betreffs der Unterstützung hilfsbedürftiger Gemeindeangehöriger von 1846 (StadtABI B 242)

⁴⁾ Vgl. Armenbericht des Stadtrats von 1847 (StadtABI B 72 Seite 349 f §4)

⁵⁾ Vgl. Unterlagen zur Suppenanstalt von 1817/18 (StadtABI A1/7060)

⁶⁾ Vgl. Einzugsregister der steuermäßigen Ansätze zur Unterhaltung der hiesigen Armen von 1817/18 (StadtABI A1/7060)

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Ab Donnerstag, 3. Mai (bis 7. Mai): Würzburg (Herr Prof. Roller). Busfahrt.

Samstag, 19. Mai: Tag der Archive 2001, Archiv Stadt Balingen (Herr Schimpf-Reinhardt), 11.00 Uhr.

Archiv Stadt Albstadt (Herr Dr. Lang), 11.00 Uhr
Archiv Zollernalbkreis (Herr Dr. Zekorn), 15.00 Uhr

Sonntag, 20. Mai: Stammland der Staufer (Herr Dr. Foth). Busfahrt.

⁷⁾ Vgl. Oberamtsgerichtsprotokoll von 1818 (StadtABI B 58 Seite 155)

⁸⁾ Vgl. Stadtratsprotokoll von 1847 (StadtABI B 72 Seite 266 b §4)

⁹⁾ Stadtratsprotokoll von 1847 (StadtABI B 72 Seite 349 b)

¹⁰⁾ Stadtratsprotokoll von 1847 (StadtABI B 72 Seite 349 b)

¹¹⁾ Vgl. Stadtratsprotokoll von 1846 (StadtABI B 72 Seite 266 b §4)

¹²⁾ Vgl. Stadtratsprotokoll von 1847 (StadtABI 72 Seite 291 §3)

¹³⁾ Vgl. Suppenverzeichnis von 1847 (StadtABI A1/7090)

¹⁴⁾ Stadtratsprotokoll von 1847 (StadtABI B 72 Seite 337 b §3)

¹⁵⁾ Vgl. Stadtratsprotokoll von 1847 (StadtABI B 72 Seite 363 b §5)

¹⁶⁾ Vgl. Suppenverzeichnis von 1847 (StadtABI A1/7090)

¹⁷⁾ Vgl. Speiseturnus der Suppenanstalt von 1847 (StadtABI A1/7090)

¹⁸⁾ Vgl. Suppenverzeichnis der Suppenanstalt von 1847 (StadtABI A1/7090)

¹⁹⁾ Stadtschultheißenamtsprotokoll von 1844 - 1850 (StadtABI B 9 Seite 113)

²⁰⁾ Stadtschultheißenamtsprotokoll von 1844 - 1850 (StadtABI B 9 Seite 117 b)

²¹⁾ Stadtratsprotokoll von 1852 (StadtABI B 73 Seite 341 b §1)

²²⁾ Stadtratsprotokoll von 1854 (StadtABI B 74 Seite 142 §3)

²³⁾ Stadtratsprotokoll von 1854 (StadtABI B 74 Seite 142 §3)

²⁴⁾ Vgl. Tabellarische Übersicht über Notstand von 1854 (StAS Wü 65/4 Bd. 1 Bü 90)

Das war vor 200 Jahren

Ebinger und Rosenfelder Bürger von König Friedrich I. von Württemberg und Kaiser Napoleon I. persönlich ausgezeichnet

Von Jens-Florian Ebert, Albstadt

Gerade jetzt in den Jahren zwischen 1992 bis 2015 wird aller Orten der 200-jährigen Wiederkehr der verheerenden Französischen Revolutions- und Napoleonischen Kriegen (auch Koalitionskriege genannt) gedacht, welche mit kurzer Unterbrechung von 1792 bis 1815 dauerten. Dieses Jahr wird z. B. besonders dem Frieden von Lunéville (Stadt in Lothringen) am 9. Februar 1801 gedacht, welcher den 2. Koalitionskrieg 1799 bis 1801 beendete. Wenn man wie der Lautlinger Napoleon-Forscher Jens-Florian Ebert in alten Akten des Hauptstaatsarchives Stuttgart nachblättert, stößt man auf Erstaunliches aus dem heutigen Zollernalbkreis: längst vergessene Bürger, welche für ihren Einsatz und Mut vor rund 200 Jahren von bedeutenden Persönlichkeiten ausgezeichnet wurden. Ein Ebinger Bürger wurde von König Friedrich I. von Württemberg und gleich zwei Rosenfelder Bürger von Kaiser Napoleon I. persönlich ausgezeichnet!

Der Bürger Johann Jakob von Schlagenhauff, geboren am 23. September 1783 in Ebingen, trat am 7. September 1798 in die württembergische Armee ein und durchlief als Unteroffizier die Feldzüge der Kriege von 1799 bis 1801, 1809 in Bayern und Österreich sowie die Befreiungskriege gegen Napoleon 1813 bis 1815. In Anerkennung seiner Verdienste bekam von Schlagenhauff von König Friedrich I. persönlich das Ritterkreuz des württembergischen Militär-Verdienst-Ordens und das Dienst-Ehrenzeichen für Oziere in Gold verliehen. Am 19. März 1832 wurde von Schlagenhauff zum Major befördert. Am 24. Februar 1834 trat von Schlagenhauff in die wohlverdiente Pension, welche mit 1020 Gulden pro Jahr gewährt wurde.

In Rosenfeld wurden zwei Bürger von Kaiser Napoleon I. persönlich ausgezeichnet: Adam von

Landenberger, geboren am 28. April 1778 in Rosenfeld, trat am 13. Oktober 1802 in das württembergische Heer ein. Als Veteran machte von Landenberger die Feldzüge von 1805 in Böhmen, 1806/07 in Schlesien, 1809 in Bayern und Österreich, den Russlandfeldzug von 1812 und die Befreiungskriege von 1813 bis 1815 mit. In der Zeit von 1805 bis 1813, als das Königreich Württemberg an der Seite von Napoleon foht, wurde von Landenberger persönlich für seinen Mut von Kaiser Napoleon I. mit dem Ritterkreuz der französischen Ehrenlegion ausgezeichnet. Ab Ende 1813 foht von Landenberger gegen seinen alten Ordensgönner, verdiente sich vom König von Württemberg noch vier weitere Orden, und sogar vom Kaiserreich Russland den St.-Annen-Orden 2. Klasse dazu. Am 24. November 1815 ernannte König Friedrich I. von Württemberg Adam von Landenberger zum Oberst. Erst am 16. März 1835 ging von Landenberger in die Staatspension, mit 1920 Gulden jährlich.

Zuletzt sei noch das Bruderpaar von Breuning, ebenfalls aus Rosenfeld, genannt: Friedrich von Breuning, geboren am 5. Januar 1789, diente als junger Unteroffizier der württembergischen Kavallerie in den Feldzügen von 1806/07, 1809 und von 1812 bis 1814 und wurde von Kaiser Napoleon I. für Leistungen und Anerkennungen im Russlandfeldzug von 1812 mit dem Ritterkreuz der Ehrenlegion und von König Friedrich I. von Württemberg mit dem Ritterkreuz des Militär-Verdienstordens ausgezeichnet. Friedrich von Breuning ging als Rittmeister am 19. Januar 1817 in Staatspension. Sein jüngerer Bruder Wilhelm von Breuning, geboren am 3. Februar 1794, trat in die Fußstapfen von Friedrich und ging ebenfalls zur Kavallerie. Immerhin konnte Wilhelm von Breuning auf drei vom württembergischen

König verliehene Orden zurückblicken. Wilhelm von Breuning ging am 11. April 1836 ebenfalls als Rittmeister (Rang von 1828) in die Staatspension, welche mit 800 Gulden pro Jahr gewährt wurde.

Anmerkung zur Ehrenlegion: Der Orden der Ehrenlegion (franz. Légion d'Honneur) wurde am 19. März 1802 von Napoleon Bonaparte gestiftet, und konnte allen militärischen Rängen und Zivilpersonen verliehen werden. Der Orden teilt sich in fünf Klassen auf: Großkreuz, Großoffizierskreuz, Kommandeurskreuz, Offizierskreuz und Ritterkreuz. Im Jahre 1814 zählte der Orden bereits 32 000 Mitglieder.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

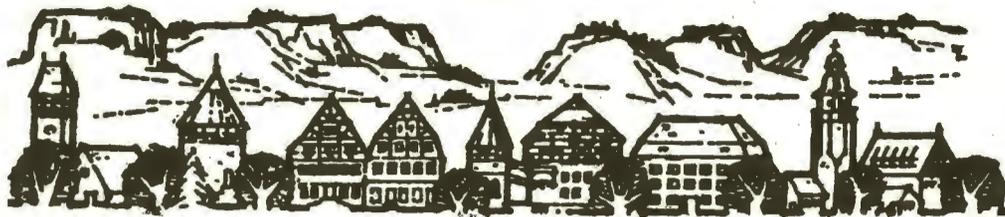
Jens-Florian Ebert, Römerstr. 21, 72459 Albstadt
Heike Gaiser, Schömberger Str. 114/2, 72336 Balingen
Dr. Peter Thaddäus Lang, Johannesstr. 5, 72422 Albstadt

**Herausgegeben von der
Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.**

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (07427) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16. Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollernalb-Kuriers“.



Eine kleine Ammoniten-Exkursion

Angeführt und ausgestattet von Anton Georg Grözinger/Schömberg – 2. Folge (Schluss)

So wie dieses Lebewesen heranwächst, wird das Gehäuse nach und nach erweitert und spiralförmig verlängert, und zwar in sehr genauen Abmessungen. Das Tier bildet vorne am Mundsaum mit Hilfe des Mantels Schalensubstanz und baut hinter sich Trennwände ein, die so genannten Septen. Dieser Kammerteil im Innern der Schale wird Phragmokon genannt. Der Weichkörper befindet sich im letzten vordersten Schalenabschnitt, in der so genannten Wohnkammer. Ein die Septen durchbohrender Kanal, „Siphonalröhre“ genannt, verbindet die Kammern des Phragmokons untereinander und mit der Wohnkammer. Dieses Organ ist typisch für Cephalopoden – ein häutiger, von einer kalkigen Hülle umgebener Gewebestrang, der von der Wohnkammer rückwärts durch alle Kammern des Phragmokons reicht.

Im Jahre 1980 wurde im Malm-Bereich der plänierten Seemulde in Oberdigisheim ein Ammonit, ein *Taramelliceras trachinotum* Ø 5 cm gefunden, an dem dieser Siphon noch zu erkennen ist, und zwar im Kiesbereich, wie mit Tusche aufgezeichnet. Deutlich zeichnet sich ab, dass es sich dabei um ein Hohlorgan handelt. Der Gewebestrang ist phosphatisiert. Leider lässt sich dieser Ammonit nicht genau bestimmen. Die Rippen und Knoten sind nur noch sehr schwach zu er-

darunter aller Ammoniten und Saurier führte. Dieser Meteoriteneinschlag habe eine Flutwelle gigantischen Ausmaßes, mit etwa 300 m Höhe, ausgelöst. Riesige Landmassen wurden überflutet. Die Flutwelle überquerte ganze Meere mit rasender Geschwindigkeit. Einzelne Wissenschaftler vermuten, dass eine Veränderung des Meeresspiegels um etwa 150 m den Tod vieler Meereslebewesen am Ende der Kreidezeit herbeiführte.

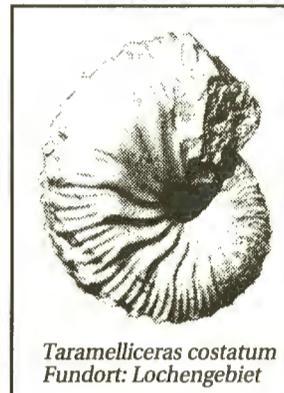
Im (Weißen Jura Alpha)-Unter- bis älteren Ober-Oxfordium findet sich zum Beispiel das *Taramelliceras cordatum*, im (Weißen Jura-Beta)-Jüngeren Ober-Oxfordium ebenfalls das *Taramelliceras cordatum*. Im (Weißen Jura Gamma)-Unter-Kimmeridgium das *Taramelliceras trachinotum*. Im (Weißen Jura Delta)-Mittelkimmeridgium dagegen das *Taramelliceras compsum* und -klettgoavianum.

Im (Weißen Jura Epsilon)-Älteren Ober-Kimmeridgium, das *Taramelliceras pugile*. Im (Weißen Jura Zeta)-Jüngeren Ober-Kimmeridgium bis ältestem Unter-Tithonium liegt das *Taramelliceras wepferi*. (Jura Alpha bis Zeta) – entsprechen geologischer Quenstedtscher Benennung.

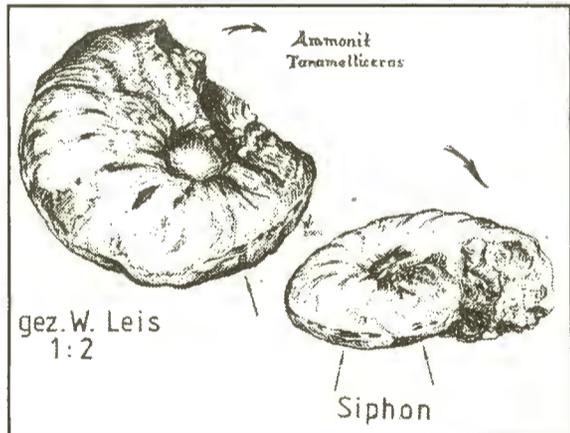
Im Malm ist ein anderes Verhalten der Ammoniten zu beobachten, das die Abgrenzung und Kennzeichnung der einzelnen geologischen Stufen schwieriger gestaltet als dies im Lias und Dogger zutrifft. Es existieren im Malm langlebige For-

weißjura vor. Ihr engnabliges, hochnabliges, hochmündiges Gehäuse kennzeichnet die mäßige Wölbung der Windungsflanken, daraus resultiert eine etwas geblähtere Scheibenform mit gerundeter Außenseite. Auf dieser finden sich meist drei Knotenreihen, eine mittlere und zwei seitliche. Die Flanken haben eine wechselnd kräftige oder schwache Berippung durch sich unregelmäßig gabelnde Sichelrippen mit einem deutlichen Knick auf der Flankenmitte.

Dem „*Taramelliceras trachinotum*“ sehr ähnlich ist das *Taramelliceras costatum*, weist jedoch noch kräftigere Knoten auf.



Taramelliceras costatum
Fundort: Lochengebiet



kennen.

Der Siphonalstrang verläuft nur bei den Nautiliden im Zentrum des Gehäuses. Bei allen Ammoniten, bekannt sind etwa 1500 verschiedene Gattungen, liegt der Siphonalstrang dagegen an der Außenseite des Gehäuses.

Mit den teilweise Gas und Flüssigkeit gefüllten Kammern konnte das Ammonitentier, wahrscheinlich etwas gemächlich, den Auf- und Abstieg im Gewässer regulieren. Zur Rückwärtsbewegung diente dagegen ein muskelartiger Trichter, aus dem stoßweise Wasser gepresst wurde.

Es ist nicht bekannt, weshalb die Ammoniten vor etwa 65 Millionen Jahren, am Ende der Kreidezeit (Ende des Mesozoikums), ausgestorben sind. Wahrscheinlich ist, dass der Einschlag mehrerer Meteoriten, davon der bedeutendste im Golf von Mexiko zum Aussterben vieler Arten,

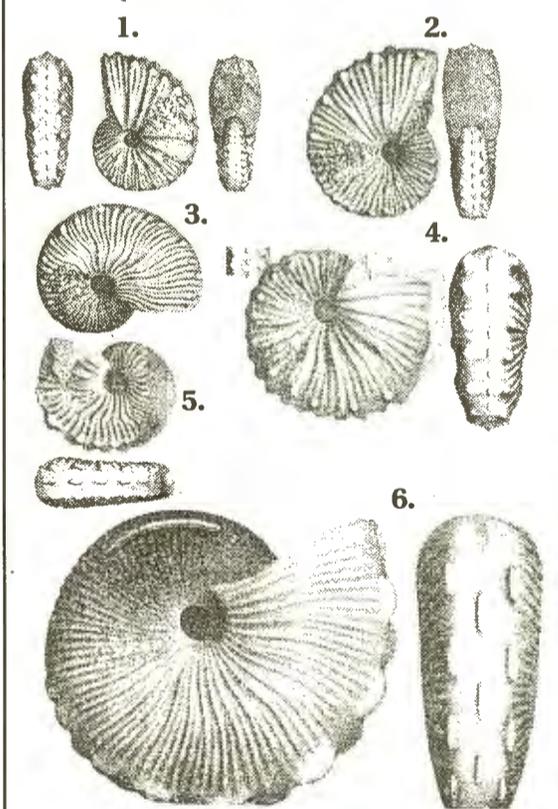


menkreise, die nebeneinander durch den ganzen Malm hindurchgehen. Es sind dies die Perisphincten und Haploceraten oder die Asphidoceraten. Wir treffen langlebige Gattungen an, darunter u. a. den *Taramelliceras*, deren Arten vom unteren bis zum oberen Malm eine lückenlose Abwandlungsreihe bilden.

Die Gattung *Taramelliceras* wird in jurazeitlichen Ablagerungen von England bis nach Vorderasien gefunden.

Mit mehreren, wegen ihrer Variabilität nur schwer zu unterscheidenden Arten kommt die Gattung *Taramelliceras* fast im gesamten

Nachstehende Bildtafel zeigt einige *Taramelliceras*-Arten nach F. A. Quenstedt II. und III. Band Tafel 97.



1. *T. costatum - costatum*
2. *T. costatum - costatum - Lectotypus*
3. *T. pseudoflexuosum (FAVRE)*
4. *T. costatum*
5. *T. costatum - rivale (HÖLDER) Holotypus*
6. *T. costatum - pingue*

(Siehe Revision der Gattungsnamen und Untergattungsnamen.) Bearbeitet von der Deutschen Subkommission für Jura - Stratigraphie.

Mit dieser kleinen Ammoniten-Exkursion verbinde ich den Wunsch, dass der Leser einen ansprechenden Weg und Verbundenheit zu dieser versunkenen Tierwelt findet. Abschließend eine Übersicht über bekannte Taramelliceras-Arten:

Taramelliceras, -compsum, -costatum, -falcula, -hauffianum, -klettgovianum, -litocerum, -pichleri, -pseudoflexuosum, -pugile, -strombecki, -subnereum, -trachinotum, -wepferi, -wenzeli.

Nach heutigen Kenntnissen gehören die Arten: -anar, -callicerum, -externodosum, -fischeri, -tristatum, -tenuinodosum, entgegen früherer

Artbestimmungen nicht zur Gattung Taramelliceras, auch nicht zu eng verwandten Gattungen.

Ein ganz besonderer Dank gilt Herrn Dr. Günter Schweigert, Mitarbeiter des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart, für seine Unterstützung.

Literaturhinweise:

Ammoniten von Ulrich Lehmann, Enke Verlag, Stuttgart 1976, ISBN 3-432-88531-8
Führer durch das Museum am Löwentor, Stuttgart, Stuttgarter Beiträge zur Naturkunde, Serie C Nr. 27-1988
Die Ammoniten des südd. Lias, von Rudolf Schlegelmilch, Gustav Fischer Verlag, Stuttgart, ISBN 3-437-30240
Paläontologisches Wörterbuch, von Ulrich Lehmann, Enke Ver-

lag, Stuttgart, ISBN dtv 3-432-83572-8

Fossilien, von Günter Krumbiege & Harald Walther, Enke Verlag, Stuttgart, ISBN 3-432-89441-4

Die Alb und ihre Fossilien, von Beurlen, Gall, Schairer, Francksche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1978, ISBN 3-440-0554-4
Die Schwäbische Alb und ihr Vorland, von Prof. Geyer + Prof. Gwinner, Sammlung Geologischer Führer 67, Gebr. Bornträger, Berlin - Stuttgart 1984, ISBN 3-443-1504-1

Geologie von Baden-Württemberg, von Prof. Geyer + Prof. Gwinner, Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 19, ISBN 3-510-65126

Fossilien - Versteinertes Leben aus Jahrmillionen, von Pajaud-Burian, Francksche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1978, ISBN 3-440-04651-6

Die Ammoniten des Schwäbischen Jura, Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1973

Gustav Werner als Reiseprediger in Heselwangen

Für den Bruderhaus-Gründer von Reutlingen setzten sich treue Anhänger ein / von Adolf Klek, Balingen-Heselwangen

Man konnte nach Heselwangen noch im 19. Jahrhundert nur auf beschwerlichem Weg von Balingen über die Anhöhe „Neige“ gelangen, aber doch wurden geistige Strömungen der Zeit offenbar aktuell in das versteckt gelegene Dorf getragen.

Um die Zeit des Kirchenbaues 1830 war es der zweite Pfarrer von Balingen, der als Gemeindepfarrer für den Filialort die Gedankenwelt und Kunstvorstellungen der aufklärerischen Klassik in das Bauerndorf mit seinen rund 500 Einwohnern brachte. Aber von der Pfarrerschaft unerwünscht und ganz misstrauisch beobachtet, kam bald darauf der Theologe Gustav Werner aus Reutlingen hierher und fand offene Ohren für seine mitreißenden Predigten von der Neugestaltung der Welt als Gottesreich durch tätige christliche Nächstenliebe.

Dass er in Heselwangen durch zwei Jahrzehnte treue Anhänger hatte, war bisher nicht bekannt, ließ sich aber neuerdings aus Protokollen des Kirchenkonvents feststellen. Der damalige Kirchenkonvent entspricht etwa dem heutigen Kirchengemeinderat, musste aber stärker über das „ehrbare“ Verhalten der Gemeindeglieder wachen und gegebenenfalls sogar Strafen verhängen.

Predigt im Bauernhaus in der Neujahrsnacht

An der Jahreswende 1855/56 haben sich in Heselwangen um Gustav Werner sogar „in der Neujahrsnacht in später Nachtstunde“¹⁾ Zuhörer für seine Predigt versammelt. Im Bauernhaus des Martin Eppler trafen sie sich, weil die Kirchenleitung in Stuttgart das Auftreten in Kirchen Gustav Werner verboten hatte. Aus dem Familienregister im Pfarramt²⁾ lässt sich entnehmen, dass dieser Martin Eppler ein 30-jähriger Mann aus angesehener Familie war, mit einer Heselwangerin seit sieben Jahren verheiratet, Vater von zwei Kindern. Zeitweise hatte er in späteren Jahren für die Kirchengemeinde das Amt des Stiftungspflegers inne.

Offensichtlich haben Person und Lehre des Predigers Werner gerade jüngere Leute in Heselwangen begeistert. Schon 1849, also sechs Jahre vorher, hatte Jacob Schöller, Bauer und Schneider, 24 Jahre alt und frisch verheiratet³⁾, vor dem Kirchenkonvent sich zum Sprecher solcher Bürger gemacht, die um Genehmigung für „religiöse Versammlungen und Erbauungsvorträge durch den Reiseprediger Gustav Werner baten. Die Genehmigung war mit bestimmten Einschränkungen erteilt worden.

In der Konventsitzung wegen der Versammlung an Silvester 1855 kam zur Sprache, dass Gustav Werner „in neuerer Zeit nur alle acht bis zwölf Wochen“ nach Heselwangen komme, vormals also noch öfter. Stein des Anstoßes war für den Konvent nicht sein Auftreten an sich, sondern die späte Nachtstunde der Versammlung. Zusammenkünfte in der Nacht waren grundsätzlich nicht gestattet. Dies bekam der vorgeladene Martin Eppler vom Kirchenkonvent zu hören. Das Verbot richtete sich natürlich vor allem gegen die „Lichtstuben“, in denen die Mädchen zum Spin-

nen zusammenkamen und dabei von jungen Männern häufig in ausgelassener Weise unterhalten wurden.

Person und Werk beeindrucken stark

Der große, schlanke Gustav Werner wird von seinen Zeitgenossen als eine Person mit besonnener und bescheidener, ehrlicher und gütiger Wesensart geschildert. Freiheit des Denkens und Würde des Menschen bedeuteten ihm viel, was auf junge Menschen anspornend wirken konnte. Geboren 1809 als Sohn eines Verwaltungsbeamten, der bis zum Finanzkammerpräsidenten in Reutlingen aufstieg, hatte Gustav Werner den üblichen Ausbildungsweg zum Pfarrdienst in Württemberg durchlaufen.

Schon als Vikar in Walddorf bei Tübingen predigte er aber im Unterschied zu damals gewohnten verstandesmäßigen Kanzelreden in lebensbezogener, zu Herzen gehender Weise. Es ging ihm mit packenden, oft visionären Worten um ein Christentum der Tat. Häufig wurde er als Redner auch in Privathäusern auswärts gebeten und brachte von dort Spenden für die von ihm gegründete „Kleinkinderschule“ mit. Aber damit geriet er in Konflikt mit der Kirchenleitung.

Als er in Walddorf eine arme Mutter von sechs Kindern zu beerdigen hatte, forderte er die Trauergäste auf, die Waisenkinder aufzunehmen. Weil sich niemand meldete, ging er mit gutem Beispiel voran und nahm zusammen mit seiner Haushälterin das kleinste der Kinder in seinen Junggesellen-Haushalt auf. Bald kamen noch mehr Waisenkinder dazu. Ein Umzug nach Reutlingen mit zehn Kindern und zwei Helferinnen im Jahre 1840 stellte dort den Beginn eines immer größer werdenden Liebeswerkes zu Gunsten hilfsbedürftiger Mitmenschen mit so vielen Einrichtungen dar, dass es schließlich ein ganzes Stadtviertel und 28 auswärtige Zweigstellen weit verstreut im Lande umfasste, darunter auch einige Fabriken.

Der Ehe mit einer Reutlinger Kaufmannstochter blieben eigene Kinder versagt, aber allgemein wurde er „Vater Werner“ genannt. Unzählige Freunde auch über die Landesgrenzen hinaus unterstützten seine Arbeit auf vielfältige Weise. Oft war er mehrere Wochentage zu Fuß zu Freundesgruppen unterwegs, da und dort predigend oder Vorträge haltend, in bis zu vier Veranstaltungen an einem Tag. Im Jahr 1855, das Gustav Werner mit der Versammlung in Heselwangen beschloss, hatte an Pfingsten in Reutlingen ein erhebendes Treffen der Mitarbeiter und Freunde darin eingemündet, dass in einem Verein sich 350 Mitglieder dazu verpflichteten, von ihrem Einkommen den zehnten Teil in Geld oder Erzeugnissen zur gegenseitigen Unterstützung bei Hilfsbedürftigkeit abzugeben. Zunehmend flossen solche Spenden den Anstalten Gustav Wer-



Die Scheunenpredigt, Gemälde von R. Heck 1862

ners zu, für die der Name „Bruderhaus“ gewählt worden war. Die häufigen Besuche Vater Werners in Heselwangen lassen vermuten, dass auch hiesige Bürger solche Vereinsmitglieder waren. Es gab hier ohnedies immer wieder kleine Kapitalstiftungen, deren Zinsen zu Gunsten armer Ortsbewohner zu verwenden waren.

Mit dem Industriezeitalter das Reich Gottes?

Der Leitgedanke in Gustav Werners diakonischem Wirken und in seiner Lehre war seine Auffassung, mit dem Anbruch des Industriezeitalters sei jetzt die Stunde dafür gekommen, durch Verwirklichung echter christlicher Bruderliebe eine neue Weltordnung herbeizuführen, dem Kommen des Reiches Gottes Bahn zu brechen. Er hatte die Vision, die vielen Hausgemeinschaften seines Bruderhauses mit den Landwirtschaftsbetrieben, Werkstätten oder Fabriken könnten als Keimzellen für eine neue Wirtschaftsreform und Lebensform dienen, aus denen eine Umgestaltung der Gesellschaft im Geiste Christi erwachsen könnte.

Es finden sich prophetische Worte zur entstehenden „Sozialen Frage“ bei ihm: „Entweder geht die aufblühende Industrie mit ihren die Volksgemeinschaft schädigenden Grundsätzen der freien Konkurrenz, der Lohnsklaverei, der rücksichtslosen Durchsetzung kapitalistischer Erwerbsgesetze einem totalen Materialismus entgegen, was die Verarmung breiter Volksmassen zur Folge haben könnte, oder es ist möglich, die Industrie mit christlichen Grundsätzen zu durchdringen, die Fabriken zu einem Tempel Gottes auszubauen, die Arbeit dem Dienste Gottes unterzuordnen.“⁴⁾

Mit dem Beginn neuer gesellschaftlicher Verhältnisse wollte Gustav Werner auch eine Erneuerung der Kirche erwarten. Sein rastloser Tätigkeitsdrang mit seinem Wahlspruch „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert“ gründete in einer tiefen Frömmigkeit und Liebe zu allen Kindern Gottes. Seit seiner Studentenzeit beschäftigten ihn die Fragen nach dem Glaubenkönnen, nach dem Angenommensein des Menschen durch Gott, nach den Chancen der Gemeinde und der Kirche als Institution. In Verbindung mit seiner Offenheit für das gesellschaftliche und politische Zeitgeschehen sind daraus die Inhalte für seine ständige Rednertätigkeit und seine gedruckten Rundbriefe erwachsen.

Das Anbrechen eines neuen Gottesreiches erwarteten übrigens in jener Zeit auch andere Theologen wie Joh. Albr. Bengel, Phil. Matth. Hahn, Joh. Tob. Beck aus Balingen, Chr. Blumhardt. Auswanderer zogen in der Erwartung nach Russland, beim Kommen des Heilandes ihm dort im Osten früher zu begegnen.

Darf der Reiseprediger in die Kirche?

In den Protokollen des Heselwanger Kirchenkonvents spiegelt sich die Entwicklung wider, die das Verhältnis von Gustav Werner zu seiner vorgesetzten Kirchenbehörde genommen hat.

Drei Jahre nachdem der Vikar mit seiner Kinderschar in Reutlingen eingezogen war und den pfarramtlichen Dienst zunächst vorläufig verlassen hatte, schreibt Pfarrer Lempp im August 1843 im Heselwanger Sitzungsprotokoll: „Dem Reiseprediger Werner soll die Erlaubnis gegeben werden, Vorträge in der gesetzlichen Form auch fernhin zu halten.“ G. Werner war also schon vorher hier aufgetreten, aber jetzt musste man auf die Einhaltung bestimmter Formalitäten achten. Wahrscheinlich trat der Prediger zunächst in kleinem Kreise, nicht in der Kirche auf. Aber das Interesse für seine Reden wird im Ort gewachsen sein.

Sechs Jahre später wird am 21. Dezember 1849 der schon erwähnten Bitte, die Jacob Schöller im Namen mehrere Bürger vorbringt, zustimmend entsprochen und die Benützung der Kirche für die „religiösen Versammlungen und Erbauungsvorträge“ von Gustav Werner gestattet, „wie es an mehreren andern Orten auch der Fall sei“. Zum Beginn soll sogar mit einer der beiden Glocken „ein Zeichen gegeben“ werden.

Aber diese Genehmigung wird unter dem Vorsitz von Pfarrer Hermann nur erteilt „unter nachstehenden Bedingungen: 1.) Solange Werner in seinen Vorträgen mit der Lehre unserer evang. Landeskirche nicht in Widerspruch tritt. 2.) Solange von Seiten der Zuhörer keine Störungen und Unordnungen in der Kirche vorkommen. 3.) Sollen die Vorträge in der Kirche nur zur Tageszeit, nie bei Nacht gehalten werden.“ (In der Kirche, 1830 erbaut, gab es damals noch keine Beleuchtungsmöglichkeit.)

Auftreten in Kirche und Schulhaus doch noch verboten

Weil gewichtige Stimmen aus dem Pietismus im Lande der obersten Kirchenbehörde meldeten, Werner verlasse bei seinen Predigten und Vorträgen mit bestimmten Aussagen den Boden der offiziellen Lehre der Landeskirche, wurde er 1851 aufgefordert, eine Verpflichtung auf das Bekenntnis der württembergischen evangelischen Landeskirche zu unterschreiben. Das verweigerte er. Von der Kirchenleitung wurde er deshalb von der Liste der Pfarramts-Kandidaten endgültig gestrichen.

Im Heselwanger Kirchenkonvent hatte Pfarrer Hermann im Mai 1851 den Erlass des Consistoriums (der obersten Kirchenbehörde) vorzulesen, „wonach dem Kandidaten G. Werner die evangelischen Kirchengebäude zu seinen Vorträgen nicht ferner eingeräumt werden sollen“. Unter Berufung auf diesen Erlass beschloss der Kir-

chenkonvent sodann „auch die Einräumung der Schule oder des Ratszimmers für die Vorträge G. Werners zu untersagen“. (Das Ratszimmer befand sich im Schulhaus.)

Aber die Schar der Heselwanger Anhänger blieb Vater Werner dennoch treu – wie aus der Versammlung im Bauernhaus in der Neujahrsnacht fünf Jahre später zu ersehen ist. Weitere sieben Jahre später, am 18. Mai 1862, bittet in der Sitzung des Pfarrgemeinderats (wie der Kirchenkonvent jetzt heißt) Pfarrer Gundert seine Heselwanger Ratsmitglieder, „die Gemeindeglieder darauf aufmerksam zu machen, das sie sich mit Werner von Reutlingen nicht zu tief einlassen“.

Der Pfarrer warnt, der König bewundert

Pfarrer Gundert ist nun der dritte der aufeinander folgenden Gemeindepfarrer aus Balingen, für die Gustav Werners Auftreten und Anhängerschaft in Heselwangen ein Problem darstellt. Er warnt davor, sich auf ihn tief einzulassen, obwohl in eben diesem Jahr 1862 König Wilhelm I. von Württemberg als Freund und Förderer Gustav Werners ein großes Bild in Empfang nimmt, das den Titel „Die Scheunenpredigt“ trägt. Im Kronprinzenpalais wird es aufgehängt. Heute befindet es sich als staatliche Leihgabe im Bruderhaus Reutlingen. Auf Bestellung des Königs hatte das Bild Robert Heck gemalt, der zunächst aus Begeisterung im Bruderhaus organisatorisch leitend mitarbeitete, später sich aber ganz der Malkunst zuwandte. Das Bild zeigt realistisch und zugleich symbolisch, wie zu dem Prediger Werner die Zuhörer aus allen Altersstufen und Bevölkerungsschichten sogar in die Scheunen folgen. Der König muss das bewundernswert empfunden haben, nicht tadelnswert. Er verlieh später Gustav Werner das Ritterkreuz des Friedrichsordens.

Eine Zusammenstellung ebenfalls aus dem Jahre 1862 gibt an, dass in den Bruderhaus-Anstalten insgesamt 437 Kinder und 216 erwachsene behinderte Menschen untergebracht sind und die Gesamtzahl aller Versorgten 1748 beträgt.

In Heselwangen scheint keine weite, offene Scheune für Werners Auftritte erforderlich gewesen zu sein. In den hiesigen Protokollen findet sich in späteren Jahren keine Aussage mehr zum Thema „Reiseprediger Gustav Werner“. Sein Bruderhaus hatte mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Einzelne Anstalten mussten verkauft werden, aber dennoch wagte Vater Werner immer wieder Neugründungen. Im Jahre 1887 starb er hoch geachtet und verehrt in Reutlingen. Dem Sarg gaben 2000 Menschen unter dem Geleit aller Reutlinger Kirchenglocken das Geleit zum Friedhof. Ob auch Heselwanger Leute dabei waren?

Verwandtschaft in Balingen

Angesichts der Tatsache, dass Reiseprediger Werner „in der Neujahrsnacht in später Nachtstunde“ in Heselwangen in einer Versammlung sprach, lässt sich fragen, ob er danach auch hier für den Rest der Nacht ein Bett bekommen hat. Auch wenn bekannt ist, wie ausdauernd und ohne Rücksicht auf die Tageszeit er weite Strecken zu marschieren pflegte, wird er von Heselwanger Zusammenkünften kaum bis Reutlingen zurückgewandert sein, sondern anderswo nachmals Station gemacht haben.

In den Jahren 1850 bis 1859 gab es für ihn in Balingen sogar ein verwandtschaftliches Absteigequartier. Seine Schwester Marie war mit dem Juristen Fritz Stein verheiratet, der in dieser Zeit Oberamtsrichter in Balingen war. Die Familie Stein wohnte in einer „behaglichen Amtswohnung“ mit Garten am Haus. Hier kamen nacheinander sechs Kinder zur Welt. Die Mutter erzählte davon, dass ihr Bruder Gustav Werner alle mal zu Besuch kam, wenn er im Balingen Bezirk tätig war.⁵⁾ Ein anderer Bruder, Hermann Werner, bewirtschaftete in diesen Jahren als Pächter die Domäne Kloster Kirchberg und kam auch ab und zu nach Balingen.

Die besagte Neujahrsnacht-Versammlung in Heselwangen fiel in die Balingen Jahre des Schwagers. Man kann sich leicht vorstellen, wie Heselwanger Freunde den Prediger nach der Veranstaltung den Neige-Weg hinauf zu Fuß begleiteten, nachdem sie ihm Spenden für sein Bruderhaus zugesteckt hatten. Als Balingen unten zu sehen war, wird nach einem Abschiednehmen Gustav Werner allein weitergewandert sein und noch vor Anbruch des neuen Jahres die Wohnung der Schwester im Balingen Amtsgericht erreicht haben.

Anmerkungen:

- 1) Alle wörtlich und sinngemäßen Protokollzitate sind entnommen dem Kirchenkonvents-Protokollbuch 1832 – 1875, bzw. dem Pfarrgemeinderats-Protokollbuch 1852 – 1876, beide im Archivbestand des Ev. Pfarramts Heselwangen.
- 2) Familienregister II im Archivbestand des Ev. Pfarramts Heselwangen.
- 3) ebenfalls laut Familienregister II
- 4) Gustav Werner Stiftung zum Bruderhaus (Hrsg.): Damals und heute, Reutlingen 1987, Seite 13.
- 5) Die Informationen zur Familie Stein stammen aus einem Gedenkblatt für Mutter Stein, das als Privatdruck eine Ur-urenkelin, Frau Monika Naidu im Kloster Kirchberg, freundlich zur Verfügung stellte.

Außerdem benützte Literatur:

- Bruderhaus-Journal 3. Quartal 1999: Die Vision einer sozialen Reformation (Buchrezension)
Paul Krauß, Gustav Werner – Werk und Persönlichkeit, 1959
„Gott im Maschinensaal“ – Der Christ Gustav Werner, Pfullingen 1980
Immanuel Steudle, Der Prediger in der Dorfscheuer.
In: Kurt Rommel (Hrsg.), Mörikes
Känzele und andere Kirchengeschichten, Stuttgart 1995

Armut und Armutspolitik in Balingen

3. Folge: Maßnahmen gegen Armut im 19. Jahrhundert / Von Heike Gaiser

Da reine Unterstützungsmaßnahmen Armut allenfalls lindern, aber nicht beseitigen konnten, wurden Maßnahmen ergriffen, um Bettel und Armut gezielt zu bekämpfen. Arbeitsfähige arme Erwachsene sollten mit Straßenbauarbeiten und Feldarbeiten¹⁾ beschäftigt werden, um sich ihre Unterstützungen abzuverdienen, ein Arbeitshaus für arme Erwachsene bestand jedoch nicht.²⁾ In Form von Industrieschulunterricht für Kinder wurde Armenziehung betrieben, während durch gesetzliche Ehebeschränkungen die Armenlasten für die Gemeinden begrenzt und ver-

mindert werden sollten. Insbesondere nach der Krise von 1846/47 bis in die 1850er Jahre wurde durch finanzielle Auswandererunterstützung armer, auswanderungswilliger Ortsangehöriger seitens der Behörden versucht, permanenten Unterstützungsbelastungen durch die Bezahlung eines „Oneway Tickets“ nach Amerika zu entgehen.

Industrieschule

Die Erziehung armer Kinder in Industrieschulen erhielt eine wichtige Funktion im Rahmen der

württembergischen Armenpolitik, da die Erfahrungen der Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins gezeigt hatten, dass „es außerordentlich schwer, und häufig ganz unmöglich ist, junge Leute, welche von Kindheit auf dem Müßiggang, Vagieren und Betteln überlassen, und nicht frühzeitig an Arbeitsamkeit, Fleiß, Ausdauer und Pünktlichkeit bey der Arbeit, so wie an Ordnung und gute Sitten gewöhnt worden sind, später noch daran zu gewöhnen“³⁾.

Deshalb kam es vordringlich darauf an, den Prozess sozialer Desintegration noch rechtzeitig zu stoppen und massiven Einfluss auf die Lebensweise armer Kinder zu nehmen, um sie vom Betteln ab- und zur Arbeit anzuhalten. Beiden Zwecken entsprach der Industrieschulunterricht, da er die Kinder einerseits auch außerhalb des gewöhnlichen Schulunterrichts unter strenge Aufsicht stellte, sie andererseits frühzeitig zur Arbeit erzog und ihnen Aussichten auf einen späteren Verdienst eröffnete, der besser als erbettelte Almosen zur Unterstützung der Familie beitragen konnte. Die Etablierung von Industrieschulen galt deshalb als geeignetes Kampfmittel gegen den Kinderbettel und als wichtiges Element der Armenerziehung.

In einem Erlass der Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins an die Oberamtsleitung des Wohltätigkeitsvereins in Balingen im Januar 1821 als Reaktion auf die Armenzustandstabelle des Vorjahres wurde als positiv hervorgehoben, „daß in den meisten Orten des Oberamts sowohl die erwachsenen Armen als deren Kinder durch Wolenspinnen und Striken Beschäftigung und Unterhaltung finden. Da es aber bey den letzteren und vorzüglich den Mädchen nicht bloß an der Beschäftigung genügt, sondern bey diesen der Unterricht in den nöthigsten weiblichen Arbeiten ein großes Bedürfnis ist, so muß die Zentralleitung bedauern, daß die mehrfältigen Aufforderungen zur Errichtung von Industrieschulen für Kinder in dem Oberamt Balingen bis jetzt ohne Erfolg gewesen sind, daß sogar in der Oberamtsstadt selbst noch keine solche Anstalt besteht“⁴⁾.

Aufgrund dieser Aufforderung zur Einrichtung einer Industrieschule sollte in Balingen eine solche gegründet werden, die sich allerdings auf das weibliche Geschlecht beschränkte. Alle Mädchen von 6 bis 14 Jahren sollten der Industrieschule angehören, wobei jedoch der Grundsatz gelten sollte, „daß diejenigen Kinder, bei welchen man überzeugt ist, daß sie zu Hause nach dem Zweck der Anstalt beschäftigt und erzogen werden, zur Theilnahme an der öffentlichen Anstalt nicht genöthigt werden können“⁵⁾.

Der Zweck der Anstalt sollte sein, „unter die Jugend anhaltende Thätigkeit und Liebe zur Arbeitsamkeit zu verbreiten, dieselbe vom Müßiggange und besonders den armen Theil vom Bettel und allen daraus entstehenden Lasten abzuhalten und überhaupt auf eine den Bedürfnissen ihres Standes und ihren künftigen Bestimmungen moeglichst angemessene Weise zu erziehen und auszubilden“⁶⁾.

Die Industrieschule sollte die drei Arbeitszweige Stricken, Nähen und Spinnen, die „weiblichen Handarbeiten“, praktizieren und für den Eigenbedarf der Kinder und ihrer Familien produzieren. Hierfür hatten die Eltern das Material selbst anzuschaffen und den Kindern in die Schule mitzugeben, wogegen sie dann auch die fertigen Fabrikate erhalten sollten. Für arme Kinder sollte das benötigte Material auf öffentliche Kosten angeschafft werden. Eine organisatorische Verbindung von Volksschule und Industrieschule wurde nicht vorgesehen, auch wenn die Schulzimmer für den Industrieunterricht genutzt werden sollten.⁷⁾ Im Januar 1822 wurde nach obigen Überlegungen die Einrichtung einer Industrieschule endgültig beschlossen, welche so rasch als möglich beginnen sollte. Von dem zentralen Wohltätigkeitsverein erhaltenen Startkosten für die Industrieschule in Höhe von 80 f konnten

Gerätschaften, Arbeitsmaterialien für arme Kinder sowie das Gehalt der Lehrerin in Höhe von 25 f jährlich bezahlt werden.

Am 17. Juni 1822 wurde die Industrieschule in Balingen schließlich eröffnet. Das Lehr- und Aufsichtspersonal der Industrieschule war heterogen zusammengesetzt. Als Lehrerin fungierte Regina Huzel, die Ehefrau des Secklers Peter Huzel, um zu dem Verdienst ihres Mannes etwas beizutragen, während die Frauen von Honoratioren freiwillig im Unterricht mitwirkten. Der Unterricht fand im Sommer montags, donnerstags und freitags am Nachmittag je zwei Stunden statt, im Winter an gewöhnlichen Vakanztagen.⁸⁾

Die Teilnehmerzahl von Mädchen an der Industrieschule reduzierte sich von 30 im Juni 1822 auf 23 im Juni 1824 und erreichte ihren Tiefpunkt mit 12 bis 15 Teilnehmerinnen im Juni 1825, was auch ein vorläufiges Ende der Industrieschule bedeutete.

Als Begründung für das Ende der Industrieschule wurde angegeben, dass „ihr Nutzen dem Kostenaufwand nicht entsprochen, und den vorhandenen Fonds gänzlich erschöpft hat“.⁹⁾ Als Ursache für den Mangel an Teilnahme an der Industrieschule kommen die im Oberamt Balingen verbreitete Kinderarbeit und Heimindustrie in Frage, die gerade bei armen, auf Verdienst angewiesenen Kindern als Konkurrenz zur Industrieschule wirkten. Laut Bericht des gemeinschaftlichen Oberamts vom 12. Juni 1833 über Kinderindustrieanstalten stickten in Balingen viele Kinder privat für Schweizer Handelshäuser.¹⁰⁾

Führten bei der armen Bevölkerung vor allem finanzielle Erwägungen zur Ablehnung des Industrieschulunterrichts, so bevorzugten „vermögliiche Eltern, ihren Kindern auf eigene Kosten in den nöthigen Arbeiten hinlänglichen Unterricht geben zu lassen“.¹¹⁾ Zehn Jahre nach dem Ende der Industrieschule wurde zum 1. November 1835 erneut eine öffentliche Industrieschule in Balingen gegründet, da sich Klagen über Kinderbettel in Balingen gehäuft hatten und „daraus hervorging, dass die Betteley in dieser Stadt einheimisch seyn möchte“.¹²⁾

Durch die Industrieschule sollten „verwahrloste Kinder Gelegenheit erlangen, unentgeltlich sich im Striken, Häkeln u. s. w. fertig zu machen“.¹³⁾ Die Industrieschule war wiederum auf Mädchen beschränkt, da eine allgemeine Industrieschule wegen dem geringen Stiftungsvermögen nicht möglich war.

Der Industrieschulunterricht fand zweimal in der Woche, Mittwoch- und Samstagnachmittags, statt. Doch bereits im August 1839 wurde über einen Fortbestand der Industrieschule vom Stiftungsrat diskutiert, da die Zahl der Schülerinnen von anfangs 70 auf 55 herabgesunken war.

Der Stiftungsrat beschloss deshalb eine zeitliche Beschränkung der Industrieschule auf die vier Wintermonate von Mitte November bis Mitte März, da in den Sommermonaten „der größere Theil der Schulkinder zu den Feldarbeiten verwendet, oder von Eltern, welche den Feldgeschäften nachgehen, zu Hause für die Aufsicht auf kleinere Kinder behalten wurden“.¹⁴⁾ Zugleich sollten verwahrloste Kinder auf amtlichem Weg zum regelmäßigen Besuch der Industrieschule angehalten werden, worüber der Kirchenkonvent zu wachen hatte.

Bereits 1835 hatte die königliche Armenkommission einen förmlichen Schulzwang für alle Kinder almosenempfangender Eltern für die Industrieschule eingeführt, der ebenso für verwahrloste Kinder und solche, denen nach Auffassung des Kirchenkonvents Verwahrlosung drohte, Geltung besaß.¹⁵⁾

Eine Maßnahme bei Widerstand gegen den Schulzwang bestand darin, den Familien derjenigen Kinder, die der Industrieschule fern blieben,

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Ab Montag, 4. Juni (bis 6. Juni): Leipzig (Herr Kraft). Busfahrt.

Samstag, 23. Juni: Biberach Aulendorf mit Lesung (Roller-Dannenhaus). Busfahrt.

Donnerstag, 19. Juli (bis 22. Juli): Graubünden (Herr Willig). Busfahrt.

Samstag, 28. Juli: Zeppelinmuseum Friedrichshafen, Meersburg (Prof. Roller). Busfahrt

jegliche Armenunterstützung zu entziehen. Mit dieser Maßnahme wurde die ökonomische Abhängigkeit der Eltern und Kinder bewusst ausgenutzt.¹⁶⁾

Die Industriellehrerin, die Ehefrau des Bäckers Jakob Wagner, wurde im Unterricht von der Vorsteherin des Frauenvereins der Industrieanstalt, Catharina Roller unterstützt. In ihrem Bericht vom April 1841 über ihr erstes Tätigkeitsjahr an der Industrieschule wies Catharina Roller auf einen elementaren Misstand der Schule hin, und zwar das Fehlen von Arbeitsmaterial bei mittellosten Mädchen. Das Arbeitsmaterial musste von zu Hause mitgebracht werden, doch viele Eltern konnten die Kosten dafür nicht aufbringen. Catharina Roller lobte den Beschluss des Stadtrats, die Kinder von bedürftigen Bürgern bei Strafe dazu anzuhalten, die Industrieschule zu besuchen. Aber sie wies zugleich darauf hin, dass bei fehlendem Arbeitsmaterial „die Armen ohne Arbeit, auch bei dem fleisigsten Besuche, nichts lernen können“.¹⁷⁾

Laut Jahresbericht über die Industrieschule vom Frühjahr 1844 wurden gewöhnlich Werkzeug und Arbeitsmaterial für die ärmeren Kinder auf Kosten der Anstalt angeschafft, doch in einer Mitteilung Catharina Rollers im April 1844 an den Kirchenkonvent beklagte sie erneut den Mangel an ausreichenden Arbeitsmitteln für die ganz Armen. Über dieses objektive Hindernis hinaus wies sie aber auch auf das Fehlen des guten Willens gerade bei den Bedürftigsten hin, weshalb diese „dann natürlich zu keiner Arbeit von Werth verwendet werden können“.¹⁸⁾

(Schluss folgt)

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Heike Gaiser, Schömberger Straße 114/2, 72336 Balingen

Anton Georg Grözinger, Schillerstraße 17, 72355 Schömberg.

Adolf Klek, Wolfsbühlstraße 6, 72336 Balingen.

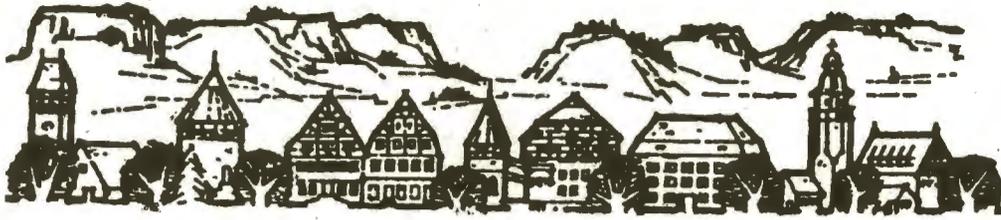
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (074 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16. Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 50

30. Juni 2001

Nr. 6

200 Jahre Musik in Ebingen

Eine zusammengefasste Darstellung von Peter Thaddäus Lang / Albstadt

Wenn der Ebinger Bleichermeister Johannes Jerg nicht vor 200 Jahren eine Chronik geschrieben hätte, dann hätte das Städtische Orchester Albstadt in diesem Jahr wohl kein Jubiläum zu feiern. Am Pfingstmontag des Jahres 1801, so schreibt es unser wackerer Handwerksmann, da „war Musik auf dem Obern Tor, wo eine schöne Lob- und Dankmusik gespielt wurde“.

1801 – Friede von Lunéville

Mit dieser etwas vagen Aussage hat uns Johannes Jerg unabsichtlich den frühesten Hinweis auf die Existenz eines Städtischen Orchesters in Ebingen geliefert. Unabsichtlich deshalb, weil es ihm in erster Linie darauf ankam, von der Freude zu berichten, die damals in Ebingen herrschte – die Freude über den Friedensschluss von Lunéville. Dieser Friedensschluss markiert eine der vielen Episoden aus den Kriegen, mit denen Frankreich seit 1792 ganz Europa überzogen hatte. Der Friede von Lunéville beschloss jenen Abschnitt, in welchem Österreich besiegt wurde. Die Jahre zuvor hatten unserem Ebingen viele Durchzüge und Einquartierungen gebracht – teils waren es die feindlichen Franzosen, teils die verbündeten Österreicher. Über die Verbündeten stöhnt Johannes Jerg mehr als über die Feinde, denn die Österreicher galten, wie Jerg schreibt, als große Fresser.

Musizier-Anlässe

Wie dem auch sei – der Bleichermeister Jerg benennt in seiner Chronik auch einige der Anlässe, bei welchem die Stadtmusik in Aktion zu treten pflegte. Solche Gelegenheiten boten sich bei den Festen im Jahresverlauf, wie Neujahr, Ostern, Erntedank und Weihnachten, aber auch am Reformationstag. Dazu dürften weiterhin staatstragende Ereignisse gehört haben, wie die Geburten, Eheschließungen und Todesfälle im württembergischen Herrscherhaus, die Krönung des Königs oder auch dessen Besuch in Ebingen. Musiziert wurde natürlich auch zum Geburtstag von Mitgliedern des Orchesters wie auch bei jedem Todesfall in Ebingen – jeweils dreimal täglich bliesen sie dann vom Turm der Martinskirche, so lange der Verstorbene zu Hause aufgebahrt lag. Das bedeutete freilich nicht, dass die Bläser jeden Tag tätig sein mussten – dazu war Ebingen damals mit deutlich unter 4000 Einwohnern viel zu klein. Aber so ein- bis zweimal pro Woche dürfte es schon gewesen sein.

Bei Hochzeiten scheinen die Musiker besonders gern tätig geworden zu sein, denn hierbei ließen sie sich ihre musikalischen Dienste bezahlen. Das selbe gilt für die Fasnet – es lohnte sich, zu diesem Zweck mit der Kutsche nach Sigmaringen zu fahren, um bei den (wohl vergleichsweise) lebenslustigen Katholiken mit der Tanzmusik Geld zu verdienen. Ein oder zwei Gulden pro Mann und Veranstaltung – das war damals nicht wenig, denn für fünf Gulden konnte man einen guten Wintermantel erstehen und für zwei Gulden ein Paar neue Stiefel.

Das Repertoire im 19. Jahrhundert

Die Ebinger Musiker von anno 1801 – sie waren nicht nur begabt, sondern sie übten auch fleißig und ließen es sich nicht an Ehrgeiz fehlen – die anspruchsvollste Musik war ihnen gerade gut genug. Und da konnten sie damals aus dem Vollen schöpfen – Musik war allgegenwärtig, klassische Musik zumal. Die großen Komponisten waren nicht, wie aus unserer heutigen Perspektive, zeitlich in grauer Vorzeit angesiedelt, sondern sie standen gewissermaßen ganz in der Nähe, sie lebten ja teilweise noch und waren damit sozusagen brandaktuell: Bach war erst 51 Jahre zuvor gestorben, Händel hatte erst vor 42 Jahren und Telemann vor 34 Jahren das Zeitliche gesegnet – das heißt, diese Komponisten standen den alten Ebinger Musikern um 1801 näher als wir heute dem Zweiten Weltkrieg.

Bach, Telemann und Händel waren jedoch beileibe nicht die Einzigen: Christoph Willibald Gluck war erst 14 Jahre tot und Wolfgang Amadeus Mozart gerade mal zehn Jahre. Joseph Haydn hingegen lebte noch; Beethoven war 1801 eben dabei, seine berühmten Fantasie-Sonaten zu komponieren; Carl Maria von Weber, damals 25 Jahre alt, stand ganz am Anfang seiner musikalischen Laufbahn, und der seinerzeit vierjährige Franz Schubert musste noch sieben Jahre warten, bis sein außergewöhnliches Talent entdeckt wurde.

Und wie das neue Jahrhundert weiter ins Land zog, da schien es, als würde die Glücksgöttin aus einer unerfindlichen Laune heraus der Menschheit gleich dutzendweise begnadete Komponisten schenken, die während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in großer Zahl nur so auf die Erde purzelten: Vitor Berlioz 1803, Johann Strauß Vater 1804, Felix Mendelssohn-Bartoldy 1809, Frédéric Chopin und Robert Schumann 1810, Franz Liszt 1811, Richard Wagner und Giuseppe Verdi 1813, Jacques Offenbach und Franz von Suppé 1819, Smetana und Bruckner 1824, Johann Strauß Sohn 1825 und Johannes Brahms 1833.

Innerhalb des überreichen Angebots zog es die Ebinger Instrumentalisten zeitweise vor allem dorthin, wo sich Melodienreichtum und künstlerisches Niveau besonders eng verbunden hatten: in die Welt der italienischen Tonkünstler, in die Welt von Donizetti und Rossini, von Puccini und Bellini, und natürlich allen voran, von Giuseppe Verdi, der seit seinem unvergesslichen „Nabucco“ 1842 uns eine Überfülle wunderschöner Melodien geschenkt hat.

Wenn aber die Ebinger Musiker bei Hochzeiten und zur Fasnet zum Tanz aufspielten, da waren eher Musikstücke gefragt, die nicht nur das Herz

anrührten, sondern die vor allem mit Wucht in die Glieder fuhren: Seit dem Wiener Kongress drehte sich hier alles um den Walzer, ein Tanz, der mehr als ein Jahrhundert lang ganz Europa im Dreivierteltakt hielt, der darüber hinaus alle Gesellschafts-Schichten gleichermaßen in eine unbändige, ekstatische Tanzwut versetzte, und der schließlich von Komponisten wie Chopin, Liszt oder Brahms zur anspruchsvollen Kunstform emporgehoben worden war. Walzer, das heißt für ein Blasorchester: Josef Lanner, Johann Strauß und Karl Millöcker, das heißt Leo Fall, Franz Léhar und Carl Zeller, das heißt Bettelstudent, Vogelhändler, Fledermaus, Donauwellen und Kaiserwalzer. In der zweiten Jahrhunderthälfte setzte sich die Operette durch, deren schmissige und leicht eingängige Melodien häufig zu Gassenhauern wurden.

Blasmusik und Politik

Die Tanzmusik – für unsere Ebinger Instrumentalisten musste sie eine der schönsten Nebensächlichkeiten bleiben, denn vornehmlich und in erster Linie hatten sie ihre Heimatstadt musikalisch auf würdige Weise zu repräsentieren, und das war durchaus eine ernste Angelegenheit.

Sicherlich war es im Königreich Württemberg ein festlicher Anlass, wenn ein neuer König sein Amt antrat. Solches wurde stets mit Glockenklang und Blasmusik feierlich gebührend kundgetan. Da die württembergischen Könige durchweg mit langem Leben gesegnet waren, trat dieser Fall nur zweimal ein, nämlich 1816 und 1864. Da kam es schon häufiger vor, dass ein Regent die Stadt Ebingen aufsuchte. Dies geschah erstmals 1811, dann wieder 1878 anlässlich der Eröffnung der Eisenbahnlinie – ein besonders festliches Ereignis, bei welchem die Ebinger mit einer Gewerbe-Ausstellung auf ihre kräftig anwachsende Wirtschaftskraft aufmerksam machten.

Noch ein drittes Mal kam ein württembergischer König in die Stadt, freilich aus einem recht traurigen Anlass. Eine schlimme Hochwasserkatastrophe hatte im Juni 1895 verheerende Schäden im Schmiechialtal, aber mehr noch im Eyachtal angerichtet. Zwei Tage nach Rückgang der Wassermassen traf der König mit der Eisenbahn in Ebingen ein, um sich selbst vor Ort ein Bild von den Schäden machen zu können. Zwar ist es nicht in allen Einzelheiten überliefert, wie der Empfang des Königs am Ebinger Bahnhof ablief. Aber die städtischen Musiker werden es sich bestimmt nicht haben nehmen lassen, ihren Landesherrn musikalisch willkommen zu heißen.

Ein Schlaumeier mag vielleicht vermuten, es sei damals aus gegebenem Anlass Händels Wassermusik zum Besten gegeben worden. Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass die Ebinger den hierzu erforderlichen Galgenhumor nicht aufgebracht haben.

Aber nicht nur königliche Begebenheiten wirkten sich musikalisch aus – auch sonst zeigte sich hin und wieder, wie politische Ereignisse und

Entwicklungen in der städtischen Musik Reaktionen auslösten. So zum Beispiel bei der Revolution von 1848, die in Ebingen weiß Gott keine großen Wellen schlug. Aber immerhin mussten sich missgeliebte Politiker damals eine besondere Art der akustischen Kritik gefallen lassen, nämlich in Form einer Katzenmusik. Einzelheiten sind aus Ebingen nicht überliefert, aber es ist kein Grund ersichtlich, weshalb gerade die Ebinger Lokalpolitiker vor allen anderen hätten verschont werden sollen. Sicherlich ist das Städtische Orchester hierbei keinesfalls als ganze Formation offiziell aufgetreten. Aber der eine oder andere Musiker wahrscheinlich schon, zumal den Ebingern immer wieder eine große Hinneigung zu freiheitlichem Gedankengut nachgesagt wurde.

Wesentlich einschneidender und massiver als der eingangs erwähnte Friede von Lunéville dürfte die Schlacht von Sedan am 2. September 1870 gewirkt haben – in dieser Schlacht wurde der deutsch-französische Krieg zu Gunsten der Deutschen entschieden, was wenig später zur Gründung des Deutschen Reiches führte. Besagter Sieg über die Franzosen löste in ganz Deutschland einen nationalen Freudentaumel aus – Grund genug für eine nachhaltige Tätigkeit des Städtischen Orchesters.

In der Folge machte sich im neu gegründeten Deutschen Reich mehr und mehr eine übertriebene Verehrung des Militärs breit: Fortan wurde alles angehimmelt, was eine Uniform trug. Das Ebinger Blasorchester hätte da gewiss auch gerne mitgetan, aber die Musiker konnten sich einen derartigen Luxus nicht leisten. Wie das älteste Foto aus dem Jahr 1888 zeigt, mussten sich die Männer mit militärisch wirkenden Kopfbedeckungen begnügen; für ein einheitliches Erscheinungsbild sorgte ansonsten der schlichte, dunkle Sonntagsanzug. Zweifellos wirkte sich die Verherrlichung des Militärischen auch auf das Repertoire aus: Marschmusik war angesagt; an prunkvollen Aufmärschen hatte man damals allenthalben seine Freude.

Als dann im Sommer 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, herrschte zunächst noch Hochstimmung: Am 4. August wurden die Ebinger Reservisten auf ihrem Weg zum Bahnhof mit dem Alte-Kameraden-Marsch begleitet. Freilich sollte die Begeisterung in den Folgejahren gewaltig dahinschwinden; auch blieb von der Verherrlichung des Militärs bis zum Kriegsende nicht mehr viel übrig.

Die Goldenen Zwanziger

Nach dem Krieg brach in vieler Hinsicht eine neue Zeit an, auch auf dem Gebiet der Unterhaltungsmusik. Mit dem Aufkommen des Radios und der zunehmenden Verbreitung des Gramophons war es ein Leichtes geworden, eingängige Melodien rasch zu verbreiten. Der Walzer büßte seine Vorherrschaft auf dem Tanzboden allmählich ein – exotische Rhythmen wurden zunehmend mehr geschätzt – der Tango aus Südamerika und der Charleston aus Nordamerika. Die ganz heißen Jazzrhythmen eines King Oliver, eines Louis Armstrong oder eines Jelly Roll Morton fanden eine eher kleine Anhängerschaft in den großen Städten, doch wurden nun stark synkopierte Melodien populär: Der Schlager war geboren worden. Witzige und bisweilen reichlich schräge Texte fanden allenthalben Gefallen – hier einige Beispiele:

- Meine Oma fährt im Hühnerstall Motorrad, 1922
- Ausgerechnet Bananen, Bananen verlangt sie von mir, 1923
- Ich hab das Fräun Helen baden sehn, das war schön, 1925
- Wer hat denn den Käse zum Bahnhof gerollt, 1926
- Mein Papagei frisst keine harten Eier, 1927
- Mein Bruder macht beim Tonfilm die Geräusche, 1930
- Mein kleiner, grüner Kaktus, 1934.



Stadtkapelle Ebingen, 1888



Städtisches Orchester Ebingen, Jubiläum 1928



Jugendorchester des Städt. Orchesters Ebingen, 1993



Städtisches Orchester Albstadt, 2001

Das Dritte Reich

Spätestens in diesem Jahr, 1934, sollte es mit den irren Synkopen und mit den wirren Texten ein Ende haben. Dafür sorgten die Nationalsozialisten. Felix Mendelssohn-Bartoldy und Jacques Offenbach verschwanden aus dem Repertoire, an deren Stelle trat Wagner, Wagner und nochmals Wagner. Das Militärische feierte ein braunes Comeback: unter den Märschen erklang besonders häufig der „Badenweiler“, Hitlers Lieblingsmarsch. Die Ebinger Musiker mussten braune Uniformen anziehen, militärische Disziplin war angesagt, und aus war's mit dem Vereinswesen: Man musste sich mit der SA-Kapelle zusammenschließen und firmierte fortan als NS-Kapelle, in der es weder Ausschüsse noch Wahlen gab, sondern nur noch das Führer-Prinzip mit Befehl und Gehorsam.

Die Nachkriegszeit

April 1945: An Stelle der Hakenkreuzfahne flattert nun die Trikolore auf dem Ebinger Rathaus. Die braune Uniformen verschwinden, die Vereins-Strukturen kehren wieder zurück. Von kriegerischem Gebahren haben die Musiker vorerst genug; die Marschmusik tritt somit zunächst etwas in den Hintergrund, dafür nehmen Walzer und Operette einen etwas breiteren Raum ein. Bei der Auswahl einer neuen Uniform vermeidet man dann auch tunlichst alle militärischen Reminiszenzen wie etwa Schulterklappen oder aufgesetzte Taschen. Im Gegenteil: Alle nach Kriegsende getragenen Uniformen des Städtischen Orchesters erinnern eher an legere Straßenanzüge als an soldatische Tracht. Dabei hoben sich die Ebinger Musiker von anderen Musik-Formationen durch ein besonderes Accessoire ab: Sie spielten nämlich mit Hut. Was die weiblichen Mitglieder des Orchesters auf dem Kopf getragen haben, möge man sich nun fragen, doch erübrigt sich diese Frage, denn die ersten Frauen traten dem Orchester erst in den Sechzigerjahren bei.

Sobald es wirtschaftlich wieder aufwärts ging in den Fünfzigerjahren, fand eine Big Band als Teil des Städtischen Orchesters zusammen; daneben entstand eine Bauern-Kapelle. Das waren die Formationen, die dafür sorgten, dass Stimmung aufkam, dass sich das Tanzbein bewegte. Geradezu begierig saugten die Musiker alles auf, was musikalisch in der Luft lag:

- erstens, die Musiker der amerikanischen Swing-Orchester – ich denke an Tommy Dorsey, an Benny Goodman und vor allem an Glenn Miller –
- zweitens, das Musical – wer erinnert sich nicht gern an die Melodien aus Porgy and Bess, aus My Fair Lady oder aus der West Side Story; dann,
- drittens, die europäischen Dixieland-Bands, wie die von Chris Barber, von Mr. Acker Bilk oder die Dutch Swing College-Band,
- viertens, der Rock'n'Roll mit den Heulbojen Bill Haley, Roy Orbison und Elvis Presley, und schließlich,
- fünftens, der deutsche Schlager.

Und mit dem deutschen Schlager hatte es so seine Bewandnis. Er war seit den Dreißigerjahren immer sentimentaler, immer rührseliger geworden. Bis dann Ende der Vierzigerjahre das treuende Wort für die damaligen Schlager aufkam: „Schnulze“.

Wenn man von dem deutschen Echo auf den Rock'n'Roll einmal absieht, also von Ted Herold, von Peter Kraus und von Conny Froboess – dann ging es in den Fünfzigerjahren so richtig schnulzig weiter: Von Mondlicht, Sternenschein und Rosen war das schlagermäßig zuallermeist die Rede, von Heimat, von Fernweh, von Liebe und von gebrochenen Herzen.

Hierfür ein paar Kostproben:

- Übers Jahr, wenn die Kornblumen blühen, 1951

- Rote Lippen, rote Rosen, roter Wein, 1953
- Heimweh, 1956
- Solang die Sterne glühn, 1957
- Der weiße Mond von Maratonga, 1957
- Mandolinen und Mondschein, 1959
- Wenn die Glocken hell erklingen, 1959 und als letztes Beispiel der Gipfel all dessen, was man unter „Schnulze“ verstehen kann
- Wir wollen niemals auseinandergehn, 1960.

Bei allem Herz, bei allem Schmerz: Es fehlte dem deutschen Schlager doch weitgehend an Vielfalt. Kein Wunder also, dass in dieser Zeit zahlreiche ausländische Interpreten in Deutschland Erfolg hatten: Aus den skandinavischen Ländern waren es Wencke Myhre und Siw Malmkvist, aus Italien Rocco Granada und Caterina Valente, aus Griechenland Vicki Leandros und Nana Mouskouri, aus Amerika Bill Ramsey und Gus Backus, aus Jugoslawien Slavko Avsenik und aus der Schweiz Vico Torriani – um nur einige Beispiele zu nennen.

Trotz dieser kräftigen Unterstützung war es dann Anfang der Sechzigerjahre höchste Zeit für eine grundlegende Erneuerung. Und diese kam – kräftig, radikal und alles beiseite fegend – aus England und aus den USA: das waren die Beatles und die Rolling Stones, was waren Protest-Sänger wie Jimi Hendrix, Joan Baez und Bob Dylan, das waren die Blumenkinder und zuletzt auch vielleicht noch die rebellischen Studenten. Sie haben zwar – alle zusammen – die Welt nicht so umgekrempelt, wie sie es beabsichtigt hatten, aber auf lange Sicht gesehen ist doch seitdem allmählich ein neues, anderes Lebensgefühl entstanden, das sich heute noch – auch in musikalischer Hinsicht – unüberhörbar und unübersehbar auswirkt.

Chronik des Städtischen Orchesters Albstadt

- 1801 Ersterwähnung in der Chronik des Ebinger Bleichers Johannes Jerg
- 1817 Ebinger Stadtmusik sechs Mann stark
- 1886 Gründung des „Musikvereins Harmonie“ in Ebingen durch Friedrich Stoll. Noch im selben Jahr Vereinigung beider Orchester
- 1888 Wilhelm Großmüller erster städtischer Musikdirektor. Mitgliederzahl: 18 Mann
- 1893 Musikdirektor Albert Beck; noch im selben Jahr Musikdirektor Wilhelm Hauser
- 1898 Richard Strecker, Musikdirektor
- 1903 Erstes Wertungsspiel in Tuttlingen
- 1907 Gaumusikfest badischer und württembergischer Musikvereine in Ebingen
- 1914 letztes Standkonzert vor dem Krieg. 24 Mitglieder
- 1917 Richard Strecker zum Kriegsdienst eingezogen; Karl Schaudt übernimmt die Leitung
- 1918 Am 31. 12. erste Generalversammlung nach Kriegsende
- 1919 Gründung des Orchestervereins Ebingen, bei welchem auch Mitglieder der Stadtkapelle mitwirkten
- 1923 Bezirksmusikfest in Ebingen
- 1926 Erste Teilnahme an einem Wertungsspiel in der neu gegründeten Kunststufe

- 1928 40-jähriges Bestehen mit einem großen Fest gefeiert. Die Stadtkapelle besteht zu diesem Zeitpunkt aus 36 Mann
 - 1934 18. 2. letzte Generalversammlung der Stadtkapelle Ebingen
 - 1934 28. 2. zwangsweise Vereinigung der Stadtkapelle Ebingen mit der SA-Kapelle. Neuer Name: NS-Kapelle. 16 Mann treten daraufhin aus. Einstellen des Turmblasens bei Todesfällen
 - 1935 Musikdirektor Richard Strecker jun, bis 1936
 - 1936 Musikdirektor Gustav Müller, bis 1938
 - 1938 Musikdirektor Thomas Althaus, bis 1948. Zusammenschluss des Orchestervereins mit der NS-Kapelle
 - 1945 10. 6. erste Musikerversammlung nach dem Krieg
 - 1948 Musikdirektor Wilhelm Langheinrich
 - 1960 Landesmusikfest in Ebingen
 - 1964 Ausrichtung des Landesmusikfestes Südwürttemberg
 - 1974 Musikdirektor Josef Reitmeier. Im selben Jahr Ausrichter des Bundesmusikfestes in Ebingen, Onstmettingen und in Tailfingen
 - 1976 Verleihung der Bundesehrenmedaille in Gold
 - 1989 Teilnahme von Orchester und Bigband am Wertungsspiel beim Bundesmusikfest in Trier
 - 1997 Musikdirektor Thomas Nell
 - 1998 Umbenennung des Städtischen Orchesters Ebingen in „Städtisches Orchester Albstadt“
 - 2001: Feier des 200-jährigen Jubiläums
- Die Chronik beruht auf den Ausarbeitungen der Ausstellungs-Vorbereitungsgruppe des Städtischen Orchesters. Frau Christine Mücke danke ich an dieser Stelle sehr herzlich für das Überlassen der Unterlagen.

Quellen:

- (Josef Halm), Chronik des Bleichers Jerg 1771 – 1825, Balingen 1952 (dort die Ersterwähnung des Städtischen Orchesters S. 66; weitere Erwähnungen S. 145 und 149 (Erntedank), 155 (Reformationstag)
- Orchester-Chronik. In: 175 Jahre Städtisches Orchester Ebingen. Einladung
- Stadtarchiv Albstadt, Stadt Ebingen, Inventuren und Teilungen 1800 (Preise für Wintermantel und Stiefel)

Literatur:

- Gerald Abraham, Geschichte der Musik, 2 Bände (Das große Lexikon der Musik Bd. 9 u. 10), Freiburg/Breisgau 1983
- Matthias Bardong u. a. (Hrsgg.), Lexikon des deutschen Schlagers, Ludwigsburg 1992
- Joachim-Ernst Berendt, Das Jazzbuch. Von New Orleans bis in die achtziger Jahre. Überarbeitet von Günther Huesmann, Frankfurt/Main 1992
- Rüdiger Bloemke, Roll Over Beethoven. Wie der Rock'n'Roll nach Deutschland kam, St. Andrä-Wördern 1996
- Marc Honegger/Günther Massenkeil (Hrsgg.), Das große Lexikon der Musik, 8 Bände, Freiburg/Breisgau 1978 – 1982
- Gottlob Friedrich Hummel, Geschichte der Stadt Ebingen, 2. Auflage 1936
- Peter Thaddäus Lang, Die Auswirkungen des Hochwassers von 1895 im Bereich der heutigen Stadt Albstadt. In: Heimatkundliche Blätter Mai 1997
- Gustav Rieber, Laufen. Geschichten aus der Eyachtalgemeinde, Horb/Neckar 1993
- Walter Stettner, Ebingen. Geschichte einer württembergischen Stadt, Sigmaringen 1986
- Karl Weller/Arnold Weller, Württembergische Geschichte im süddeutschen Raum, 8. Auflage Stuttgart 1975

Armut und Armutspolitik

Schluss der 3. Folge: Maßnahmen gegen Armut im 19. Jahrhundert in Balingen / Von Heike Gaiser

Im Winter 1843/44 wurde die Industrieschule von durchschnittlich 60 bis 70 Mädchen besucht, weit mehr als in den Jahren zuvor. Catharina Roller führte dies darauf zurück, dass sie zusammen mit der Lehrerin neben „Leibweiszzeug, Kleidungsstücken aller Art und gewöhnlicher Strickelei feinere Arbeiten als Hosenträger, Tabaksbeutel,

Geldbeutel, Manschetten und Nähetuis“ herstellen ließ, welche durch eine Lotterie verwertet wurden. Die Lotterie, bei der 240 Lose á 6x verkauft wurden, brachte 24 f ein, wovon Catharina Roller für die von ihr vorgestreckten Kosten für die Materialien 21 f 4x zurückerhielt. Der Überschuss in Höhe von 2 f 56x wurde für Prä-

mien an die 15 fleißigsten und geschicktesten Mädchen, von denen die Gegenstände für die Lotterie hergestellt worden waren, verwendet.¹⁹⁾

Wegen dem persönlichen Engagement der Lehrkräfte stieg die Zahl der Teilnehmerinnen an der Industrieschule an. Im Winter 1844/45 nahmen 70 bis 80 Mädchen am Industrieschulunterricht teil, davon wurden 40 Mädchen als arm und 30 bis 40 als nicht arm bezeichnet.²⁰⁾ Dieses recht ausgeglichene Verhältnis zwischen armen und nicht armen Mädchen zeigt, dass es sich bei der Industrieschule keineswegs um eine reine Armen-erziehungsanstalt handelte.

Die Einführung der Stickerei im Jahr 1850 führte zu einem abnehmenden Besuch der Industrieschule, da sich mit der „Musselinstickerei, bei der sich hauptsächlich Kinder armer Leute beteiligten“, Geld verdienen ließ.²¹⁾

Die Industrieschule wurde im Winter 1854/55 von 50 – 60 Mädchen besucht, die sich weiterhin mit Nähen, Stricken und Häkeln beschäftigten,²²⁾ im Winter 1862/63 waren es noch 50 Teilnehmerinnen.²³⁾ Dann wurde es ruhig um die Industrieschule; sie taucht in keinem Bericht mehr auf, was auf ihren Bedeutungsverlust hinweist.

Auswandererunterstützungen

Im Oktober 1852 packte Jakob Steinle seinen Koffer und verließ seine Heimatstadt Balingen auf Nimmerwiedersehen. Die Obrigkeiten Balingens werden dem 25-jährigen, ledigen Schuster wohl keine Träne nachgeweiht haben, hatten der Stadtrat und der Bürgerschaft doch am 2. Oktober 1852 einstimmig beschlossen, den Jakob Steinle, „welcher den öffentlichen Cassen zur Last fällt und einen tadelswerten Lebenswandel führt“, seinem Antrag entsprechend „auf Kosten der Stadtcasse nach Amerika zu befördern und für seine Auswanderung Sorge zu tragen“.²⁴⁾

Jakob Steinle hatte im Spital gelebt, und über seine finanzielle Situation wurde notiert, dass er „nicht das mindeste an Vermögen besitze, auch keines zu hoffen habe; dieser im Hospitalgebäude sich aufhalte und ihm von Seite der Stadt Arbeit angewiesen wurde (...) und nur mittels dieses Verdienstes er seinen Unterhalt teilweise bestreiten könne“.²⁵⁾

Der „tadelwerte Lebenswandel“ des Jakob Steinle beinhaltete sicherlich auch sein vom Spitalaufseher häufig beklagtes Verhalten im Spital. Neben Wutausbrüchen, bei denen er „im Zorn ein Ein-Kreuzer-Brod vertreten hat“, beklagte der Spitalaufseher seine Rücksichtslosigkeit bei einer nächtlichen Rückkehr in den Spital, „als Steinle auf den Spital zu mit Pfeifen und Gepolter bis in das Schlafzimmer hinein ist“. Auch das Verhalten des Jakob Steinle während eines Gottesdienstes, „da Mutter und Sohn miteinander gerauft haben“, musste gerügt werden, ebenso seine Ausdrucksweise während dem Streit mit seiner Mutter, als „wie schon oft der Sohn zu der Mutter gesagt hat halt dein Maul“.²⁶⁾ Wegen „Unfolgsamkeit gegen den Spitalaufseher und Beleidigung desselben“ wurde Jakob Steinle im Mai 1846 vom Stadtrat mit einem dreitägigen Arrest bestraft.²⁷⁾

Wie von Stadtrat und Bürgerschaft beschlossen, sollte die Auswanderung auf Kosten der Stadtpflege erfolgen. Da Jakob Steinle gänzlich unbemittelt war, musste er vor Reiseantritt zunächst mit der nötigsten Kleidung ausgestattet werden. Als er seinen ebenfalls von der Stadtpflege erstandenen Koffer für seine Abreise packte, konnte er eine Kappe, eine Weste, zwei Hemden, ein Paar wollene Strümpfe, ein Paar Unterhosen, ein Paar Hosen, ein Halstuch und ein Paar Stiefel einpacken, die er von der Stadtpflege erhalten hatte.²⁸⁾ Viel war es nicht, was er nun sein Eigen nennen konnte, und selbst hatte er gewiss auch nicht allzu viel dazu beizusteuern.

Die Obrigkeiten der Stadt kümmerten sich auch um seine Überfahrt und die Bezahlung derselben, und mit 10 Gulden Reisegeld in der Tasche

startete Jakob Steinle über Heilbronn, Mannheim und Antwerpen in Richtung Amerika, um dort ein besseres Fortkommen zu finden.²⁹⁾

Im Hintergrund dieser Auswanderung sind die in den 1850er Jahren herrschende wirtschaftliche Notlage und das soziale Elend zu sehen, die viele Menschen aus ihrer Heimat trieben. Völlig arme Menschen konnten jedoch nicht auswandern, da sie die dazu erforderlichen Mittel nicht hatten. Um zu gewährleisten, dass diese besitzlosen Personen auswanderten, „deren Entfernung dem Mutterland unschädlich und selbst nützlich ist“³⁰⁾, wurden von den Gemeinden finanzielle Auswanderungsunterstützungen bewilligt. Die Voll- und Teilfinanzierung der Auswanderung verarmter oder von Armut bedrohter Personen aus öffentlichen Kassen nach Amerika stellt einen Aspekt der präventiven Armenfürsorge dar.³¹⁾ Die Expedierung armer Bürger auf öffentliche Kosten wurde als Entlastung für die Gemeinde betrachtet, da die einmalige Unterstützung für Reisekosten nach Amerika auf Dauer billiger war als eine eventuelle über Jahre hinweg andauernde Unterstützung in der Heimat. Menschenexport entlastete somit langfristig die öffentlichen Kassen.

In Balingen war die Vollfinanzierung einer Auswanderung, wie am Beispiel des Jakob Steinle dargestellt, eher eine Ausnahme, während die Teilfinanzierung von Auswanderungen eine vor allem in den 1850er Jahren häufiger ergriffene Maßnahme zur Bekämpfung von Armut darstellte.

Ende des 19. Jahrhunderts war die vorindustrielle Massenarmut überwunden, was sich daran erkennen lässt, dass Institutionen wie Suppenanstalten zur Linderung akuter Not sowie Maßnahmen zur Bekämpfung von Armut in Form von Industrieschulen, gesetzlichen Ehebeschränkungen und Auswanderungsunterstützungen nicht mehr existierten. Die Belastungen durch den Stadtbrand und die Napoleonischen Kriege waren überwunden, und durch Missernten bedingte Krisen blieben aus. Die in den 1860er Jahren einsetzende und rasch fortschreitende Industrialisierung wirkte sich für Balingen günstig aus, da die Lücke zwischen Arbeitskräftepotenzial und Arbeitsplatzangebot durch den Aufbau industrieller Erwerbszweige geschlossen werden konnte. Im Zeitalter der aufkommenden Industrien setzte das Gewerbe, und nicht mehr die Landwirtschaft Löhne und Preise fest.

Nicht vergessen werden darf indessen, dass die Not und das Elend in Balingen noch weit schlimmere Ausmaße angenommen hätten, wenn nicht in der Zeit zwischen dem Hungerjahr 1816/17 und der Reichsgründung von 1871 an die 1000 Männer, Frauen und Kinder ihre Heimat verlassen hätten und ausgewandert wären.

Heute erinnert nur noch wenig an die soziale Not der vielen Menschen in den ersten beiden Dritteln des 19. Jahrhunderts, denn das meiste von den Armen ging und geht auch heute noch mit ihrem Tode unter: „Das Dunkel des Lebens findet seine Entsprechung im Vergessen“³²⁾

Fußnoten:

- 1) Vgl. Übersicht über Beschäftigung für Arme von 1817 (StAL E 191 Bü 4560)
- 2) Vgl. Bericht über den Zustand des Armenwesens von 1824 (StAL E 191 Bü 3342)
- 3) Rechenschaftsbericht des Wohltätigkeitsvereins von 1841 (StAS Wü 65/4 Bd. 2 Bü 1308)
- 4) Erlass an die Oberamtsleitung des Wohltätigkeitsvereins in Balingen 1821 (StAL E 191 Bü 3342)
- 5) Vorschläge zur Einrichtung einer Industrieschule in Balingen 1821 (StadtAB1 A1/7060)
- 6) Vorschläge zur Einrichtung einer Industrieschule in Balingen 1821 (StadtAB1 A1/7060)
- 7) Vgl. Vorschläge zur Errichtung einer Industrieschule in Balingen 1821 (StadtAB1 A1/7060)
- 8) Vgl. Berichte über den Fortgang der Industrieschule in Balingen von 1822, 1824 und 1825 (StAL E 191 Bü 3342)
- 9) Bericht über den Fortgang der Industrieschule in Balingen von 1826 (StAL E 191 Bü 3342)

Ausblick

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Donnerstag, 18. Juli: (bis 22. Juli): Graubünden (Herr Willig), Busfahrt.

Samstag, 28. Juli: Zeppelinmuseum Friedrichshafen, Meersburg (Prof. Roller), Busfahrt.

Mittwoch, 8. August: Balingen, Ausstellung Paul Klee (Frau Hübner).

Mittwoch, 19. August: Eugen Tengen, Blumenfeld (Wittschorek, Willig), Busfahrt.

- 10) Vgl. Verzeichnis der Kinderindustrieanstalten im Königreich Württemberg von 1831 bis 1835 (StAL E 191 Bü 6690)
- 11) Stiftungsratsprotokoll von 1835 (StadtAB1 B 354 Seite 114 b \$2)
- 12) Bericht über Oberamt Balingen 1835 (StAL E 191 Bü 3342)
- 13) Stiftungsratsprotokoll von 1835 (StadtAB1 B 354 Seite 114 b \$2)
- 14) Stiftungsratsprotokoll von 1839 (StadtAB1 B 354 Seite 178 \$2)
- 15) Vgl. Militzer-Schwenger, L.: Armenziehung durch Arbeit. Eine Untersuchung am Beispiel des württembergischen Schwarzwaldkreises 1806 – 1914, Tübingen 1979, Seite 47
- 16) Vgl. W. A. Boelcke: Sozialgeschichte Baden-Württembergs 1800 – 1989 (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs; Bd. 16), Stuttgart 1989, Seite 46
- 17) Notizen über die Industrieschule von 1841 (StadtAB1 A1/7060)
- 18) Notizen über die Industrieschule von 1844 (StadtAB1 A1/7060)
- 19) Notizen über die Industrieschule von 1844 (StadtAB1 A1/7060)
- 20) Bericht über die Industrieschule von 1845 (StadtAB1 A1/7060)
- 21) Stadtratsprotokoll von 1850 (StadtAB1 B 74 Seite 107 b \$6)
- 22) Jahresarmenbericht von 1854 (StAL E 191 Bü 3343)
- 23) Pfarrbericht von 1863 (Landeskirchliches Archiv Stuttgart)
- 24) Vgl. Stadtratsprotokoll von 1852 (StadtAB1 B 74 Seite 22 b)
- 25) Vgl. Stadtratsprotokoll von 1848 (StadtAB1 B 72 Seite 307 \$6)
- 26) Vgl. Beilage zum Stadtratsprotokoll von 1846 (StadtAB1 B 242 Nr. 90)
- 27) Vgl. Beilagen zum Stadtratsprotokoll von 1846 (StadtAB1 B 242 Nr. 138)
- 28) Vgl. Beilagen zum Stadtpflegerechnung von 1852 (StadtAB1R 1.5.51 Nr. 308)
- 29) Vgl. Beilagen zum Stadtpflegerechnung von 1852 (StadtAB1R 1.5.51 Nr. 308)
- 30) Bassler, G. P.: Auswanderungsfreiheit und Auswandererfürsorge in Württemberg 1815 – 1855. Zur Geschichte der südwestdeutschen Massenauswanderung nach Nordamerika. In: ZWLG 33. Stuttgart 1974, Seite 150 f
- 31) Vgl. Hippel, W. v.: Auswanderung aus Südwestdeutschland. Studien zur württembergischen Auswanderung und Auswanderungspolitik im 18. und 19. Jahrhundert (Industrielle Welt; Bd. 36), Göttingen 1982, Seite 271 – 276)
- 32) Sapori, A.: Studi di economica (secoli XIII – XIV – XV), Bd. I, Firenze: Sansoni 1955, Seite 165. Zitiert nach Fischer, W.: Armut in der Geschichte. Erscheinungsformen und Lösungsversuche der „Sozialen Frage“ in Europa seit dem Mittelalter, Göttingen 1982, Seite 7

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Heike Gaiser, Schömberger Straße 114/2, 72336 Balingen

Dr. Peter Thaddäus Lang, Johannesstraße 5, 72422 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 50

31. Juli 2001

Nr. 7

Unsere Toten gehören uns mehr, als unsere Lebenden, denn sie zwingen uns, das Erbe an Erinnerungen, das sie uns hinterlassen, zusammenzustellen und seinen Stand zu ermitteln." (Natalie Clifford Barney)

Emma Linder – Gründerin der Ebinger Frauenarbeitsschule

Von Studiendirektor Hans Schuler / Albstadt



Emma Linder

Im Jahre 1898 hat die Ebingerin Emma Linder in ihrer Heimatstadt mit der Gründung der Privaten Frauenarbeitsschule das erste Kapitel einer nunmehr über 100-jährigen Schulgeschichte aufgeschlagen. Die daraus entstandene heutige Hauswirtschaftliche Schule ist zu einer anerkannten und wertvollen Ausbildungsstätte insbesondere für unsere Jugendlichen und natürlich vor allem für Mädchen geworden.

Was war das für eine Frau, die in der Männerwelt des Kaiserreiches so viel Mut und Initiative entwickelte? In einem ersten Versuch wird hier das Lebensbild von Emma Linder nachgezeichnet. Die Anregung hierzu kam mit der Beschäftigung der Schulgeschichte anlässlich des 100-jährigen Jubiläums im Jahre 1998.

Ihr Leben

Emma Linder wurde am 17. November 1874 als zweites Kind des Johannes Linder und seiner Frau Mathilde geb. Fischer in Ebingen geboren. Insgesamt hatte das Ehepaar Linder sechs Kinder, von denen zwei, Thalita die Erstgeborene und Hermann das zweitjüngste Kind schon im ersten Lebensjahr starben. Im Kreis von vier Geschwistern ist sie aufgewachsen und war die Älteste. Ihr folgte Bruder Ernst 1876, dann Schwester Dora 1879 und Bruder Hermann 1889. Zeitlebens bestand zwischen den Geschwistern ein inniges Verhältnis.

Ihr Vater war Handwerker, zunächst Gerber, später Gipsmüller. Er war ein ausgesprochenes Naturtalent im Beobachten und Beschreiben der Natur, im Besonderen der heimischen Pflanzen und muss viel Geschick besessen haben, sein Wissen an seine Kinder weiterzugeben. Zudem war er sehr belesen und hatte einen gewandten Umgang mit der Feder.

Er durfte es gewesen sein, der der jungen Emma ein wertvolles Rüstzeug mit auf den Weg gegeben hat, in dem Sinne nämlich, im Selbststudium und Selbsterlernen zu einer hohen Reife zu kommen. Noch deutlicher wird dies bei Bruder Hermann, der ein bundesweit bekannter Biologe wurde.

Doch auch die Großmutter von Emma Linder ist erwähnenswert. Sie muss in den damaligen feinen Handarbeiten wie Nähen und Sticken perfekt gewesen sein. Ihre hauswirtschaftlichen Fähigkeiten erlernte sie bei Beate Paulus, einer Tochter des bekannten Pfarrers und Ingenieurs Philipp-Matthäus Hahn. Emma Linder erwähnt die Großmutter mehrmals in ihren Aufzeichnungen.

Die Schulzeit von Emma Linder dauerte von 1880 bis 1887, das heißt, die junge Emma besuchte eine siebenjährige Volksschule. Weiterführende Schulen waren für Mädchen in jener Zeit in Ebingen nicht gegeben. So wuchs sie unter verständigen und liebevollen Eltern in einfachen,

gleichwohl aber geordneten Verhältnissen auf. Die Eltern gaben unter großen Opfern dem Bedürfnis nach Weiterbildung Raum und ermöglichten einen vierjährigen Unterricht in der französischen Sprache. Darüber hinaus sandten sie Emma in die Stuttgarter Frauenarbeitsschule zum Erlernen des Kleidernähens.

Mit diesem Rüstzeug besuchte Emma Linder wiederholt Kurse an der Frauenarbeitsschule in Heilbronn mit dem Ziel, die LehrerInnenprüfung für weibliche Handarbeiten abzulegen. Ihr Ausbildungsgang war also keinesfalls ein geradliniger Weg in Form einer Lehrerausbildung, sie musste sich vielmehr das Ziel, Lehrerin zu werden, in mehreren Schritten selbst erkämpfen.

Ihre jüngere Schwester Dorothea, genannt Dora, war in Handarbeiten genauso versiert, wie sie selbst und taucht in den Akten der Frauenarbeitsschule ebenso als Lehrerin auf.

1897 waren die Voraussetzungen zum Ausüben des Lehrerberufs in der Weiterbildung und Erächtigung der Frauen geschaffen. Bemerkenswert ist, dass Emma Linder sich im Alter von nur 23 Jahren selbstständig machte, um dann die Frauenarbeitsschule in Ebingen im Februar 1898 zu gründen. In 38 langen Berufsjahren hat sie maßgeblichen Anteil an der Ausbildung der Mädchen und jungen Frauen des Talganges im Bereich Handarbeitsunterricht, Handnähen, Kleidernähen, Maschinennähen, Sticken, Stricken, Häkeln und Bügeln. Sie trug auch so viel dazu bei, dass weibliche Arbeitskräfte in die aufstrebende Textilindustrie aufgenommen werden konnten.

Als Mitbetroffener zweier Weltkriege soll an dieser Stelle zunächst etwas zum Ersten Weltkrieg gesagt werden:

Emma Linder hatte in jener Zeit Großeinsatz im Anfertigen von Wäsche für die in Ebingen stationierten Lazarette, im Anfertigen von Unterwäsche für die Soldaten und von Kleidungsstücken für die in Not geratenen Familien gefallener Soldaten. Auch die Herstellung von Schuhersatz gehörte zu ihren Aktivitäten, ebenso das Anlernen der Frauen nach der Devise „aus alt mach neu“. So wurden vielfach aus ausgedienten Uniformröcken Kleider genäht. Damit nicht genug: Emma Linder organisierte auch mehrmals Sammelaktionen.

Diese besonderen Aufgaben sollten sich, wenn auch in abgeschwächter Form, in der Inflations-

zeit der 20er Jahre noch einmal wiederholen.

Nach ihrer Pensionierung zum Monatsende des Januar 1936 erwartete sie kein geruhvoller Feierabend. Die Tagesinhalte verliefen jetzt allerdings anders, aber immer waren sie ausgefüllt mit vielerlei Tätigkeiten in Haus und Hof zusammen mit Schwester Dora. Darüber hinaus machte sie sich mit ihrer zupackenden Einstellung nützlich in einem großen Familien- und Bekanntenkreis. Ihre Gabe, mit einfachen Mitteln Brauchbares herzustellen, war in den folgenden Kriegsjahren des Zweiten Weltkrieges sehr gefragt. Kriegsbedingte Hilfe war auch in der unmittelbaren Familie angesagt, da alle ihre Neffen sowie die Männer der Nichten gefallen waren und Not und Leid im engsten Familienkreis Einzug hielt. Diese Hilfe übte Emma Linder wie immer mit hohem Pflichtbewusstsein aus, und selbst in hohem Alter setzte sie sich in den schwierigen Nachkriegsjahren ein, wo sie nur konnte. Ein Schlaganfall und anschließendes Siechtum setzten am 31. März 1955 ihrem Leben ein Ende.

Emma Linder war eine Persönlichkeit, die gut zwei Generationen prägte. Dieses Zeugnis wurde und wird ihr nicht nur von der Familie, sondern von noch lebenden Schülerinnen mit großem Respekt bescheinigt.

Ihr familiäres Umfeld

Durch den frühen Tod ihrer Mutter im Jahre 1901 übernahm sie als die Älteste den Haushalt. Ihr jüngster Bruder war damals zwölf Jahre alt. Erschwerend kam hinzu, dass die Familie im Vorgriff auf eine wirtschaftliche Neuorientierung ein Haus baute. Leider ließ sich der gedachte industrielle Verwendungszweck nicht umsetzen, so dass die Handwerkerfamilie neben einem an sich schon schwierigen wirtschaftlichen Umfeld angesichts der voranschreitenden Industrialisierung zusätzlich noch mit hohen Schulden zu kämpfen hatte. Emma Linder hat durch ihre Berufsarbeit maßgeblich zur Stabilisierung und Befriedung dieser schwierigen Situation beigetragen. Diese enorme Familienverpflichtung wird wohl der Grund dafür gewesen sein, weshalb sie keine eigene Familie gegründet hat.

In der Großfamilie war sie die Führende und diese Position behielt sie bis ins hohe Alter bei. In späteren Jahren unterstützte sie die Familien ihrer beiden auswärtigen Brüder. Auch war das Ebinger Haus jahrzehntelang Anlaufstelle für die nachwachsenden Familienmitglieder, sei es um in Ebingen eine Ausbildung zu absolvieren oder einfach nur in der Schulvakanz das großzügige und angenehme Haus der Tante zu erleben. Be-

sondere Fürsorge und Liebe verwandte sie auf die zahlreichen Nichten und Neffen. Immer zeigte Emma Linder Verständnis, Hilfsbereitschaft und Einfühlungsvermögen, blieb auch für die übernächste Generation bis ins hohe Alter der geachtete Mittelpunkt der Familie.

Das berufliche Umfeld

Die pädagogischen Fähigkeiten von Emma Linder könnten ein Familienerbstück sein. Über fast 200 Jahre hinweg lassen sich in dieser Familie immer wieder Lehrer nachweisen.

Der unternehmerische Weitblick von Emma Linder hat seine Wurzel zu einem guten Teil in der Familie, die über Generationen hinweg selbstständige Handwerker, also Unternehmer, hervorbrachte. Selbstständig zu sein entsprach der Familientradition. Dies mag in gewisser Hinsicht eine Hilfe gewesen sein, doch muss an dieser Stelle ihr persönlicher Mut nochmals hervorgehoben werden, sich als Frau im letzten Jahrhundert im jugendlichen Alter von 23 Jahren selbstständig zu machen. Auch die Art der Selbstständigkeit zeugt von Entschlossenheit und Wagnis, da eine Schule naturgemäß eine öffentliche Angelegenheit ist und somit viel stärker im Rampenlicht steht als eine gewerbliche oder handwerkliche Selbstständigkeit.

Ferner ist anzunehmen, dass die damalige Männerwelt wahrscheinlich kein allzu großes Verständnis für Emma Linder an den Tag legte. Von Fürsprechern gegenüber den städtischen Entscheidungsträgern ist nichts bekannt. Auch die Familie weiß darüber nichts zu berichten. Emma Linder muss also ihre Sache praktisch allein durchgefochten haben. In Betracht ziehen müssen wir ebenso, dass eine Schulgründung zur Jahrhundertwende vom 19. ins 20. Jahrhundert ganz im industriellen Umbruch und Wandel stand. Die damalige Bevölkerung erlebte zwar die erfolgreiche Industrialisierung ab der Gründerzeit um 1870, doch wusste damals niemand zu sagen, wie erfolgreich die Industrialisierung schlussendlich sein würde.

Emma Linder wurde mit ihrer Schule mehreren Bedürfnissen gerecht:

a) Die Textilindustrie benötigte zu allen Zeiten nicht nur Hilfskräfte, sondern gut ausgebildete Fachkräfte für gehobene Aufgaben. Es wäre interessant, nachzuprüfen, ob es in Ebingen bzw. im Talgang in der damaligen Zeit noch andere Ausbildungsstätten für Frauen im Textilbereich gab, als die Linder'sche Frauenarbeitsschule.

b) In den Haushalten und Familien verloren die alten Funktionen und Traditionen durch die Industrialisierung an Einfluss. Doch „nur in die Fabrik gehen“, ließ die handwerklichen Fähigkeiten der Frauen schnell verkümmern. Auch hier wollte Emma Linder mit ihrer Wissensvermittlung entgegensteuern.

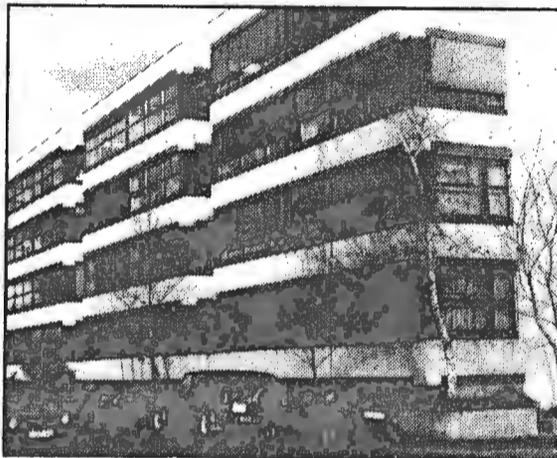
c) Nach der Hundertwende und noch viel stärker nach dem Ersten Weltkrieg nahm auch die Technisierung des Haushalts enorm zu. Das Bedienen von Maschinen, beispielsweise Nähmaschinen, setzte eine andere und komplexere Ausbildung als bei der reinen Handarbeit voraus. Hier hatte Emma Linder ebenso als Pionier gewirkt.

Die Lehrerpersönlichkeit

Emma Linder muss als Lehrerpersönlichkeit aufgefallen sein. Vielfach ist in den Akten hochrangiger Besuch bei Schulprüfungen vermerkt bzw. bei Ausstellungen, die sie veranstaltet hat. Ihre Schule muss sich unter ihrer tatkräftigen und umsichtigen Leitung sehr bald einen guten Ruf erworben haben, denn sie durfte zur Damenschneiderin ausbilden, ebenso wie zur „niederen Handarbeitslehrerin“. Immer wieder liest man in den noch vorhandenen Jahresberichten eine Bemerkung hierzu. Offensichtlich hat die Schulvorsteherin der Ausbildung junger Mäd-



Altes Schulgebäude – heute: Akademie des Handwerks



Schulgebäude heute

chen zu Handarbeitslehrerinnen viel Zeit gewidmet und dabei guten Erfolg gehabt und sie verschweigt auch nicht, dass ihr dies große Freude bereitet habe. Weiterhin ist festzustellen, dass Emma Linder in vielfältigen Prüfungskommissionen mitarbeitete und auch schulübergreifend prüfen konnte. Bekannt ist, dass sie den Schulrat auf Inspektionsreisen zu den Schulen des Amtsbezirkes begleitete, um die Visitation der Handarbeitslehrerinnen zu übernehmen. Bekannt ist auch, dass diese Reisen vielfach Fußreisen waren. Emma Linder war ferner für die Fortbildung dieser Lehrerinnen im jährlichen Turnus eingesetzt.

Ihre Einstellung zum Nationalsozialismus

Das Dritte Reich brachte erhebliche Umstellungen im Schulbetrieb. Es setzte eine durchdringende Reglementierung ein, mit der Emma Linder innerlich nicht einverstanden sein konnte. Ihr geradliniger Charakter, ihr Verständnis von Recht und Gerechtigkeit sowie ihre überkommene Haltung zu Religion und Kirche ließen sie auf Abstand zu der aufkommenden und dann alles ergreifenden Bewegung gehen. Sie distanzierte sich, musste aber doch manchen Anordnungen nachkommen.

Inwieweit Krankheit ihre Pensionierung beeinflusste, ist nicht nachzuvollziehen, aber mehr Licht in ihre persönliche Situation wirft ihr Schlusswort in ihrem Aufsatz Geschichte und Stand der Frauenarbeitsschule Ebingen 1898 bis

1935. Sie schreibt dort: „Herbst 1935: Nun habe ich meine Arbeit, die mir so unendlich lieb gewesen ist und die ich von 1898 bis 1935 gehabt habe, an junge Hände abgegeben. Mir düngt für unsere jungen Mädchen der jetzigen Zeit gehören Lehrerinnen her, die unverbraucht und begeistert mitten drin stehen in der vielfach geänderten Arbeit der Schule und Bewegung der neuen Zeit.“

Emma Linder wird als ein Mensch mit einer langen Lebenserfahrung gemerkt haben, dass sie im Grunde keine Chance gegen die neuen Machthaber hatte und haben würde. Großmut, auch der neuen Situation gegenüber, kommt in ihrem Schlusswort deutlich zum Ausdruck.

Ihre Persönlichkeit

Emma Linder hatte vielseitige Interessen und Begabungen. Sie malte, meist in Öl und meistens Landschaftsmotive. Darüber hinaus war sie auch schriftstellerisch tätig und hatte zahlreiche Begehrten und Geschichten aus der eigenen Familie und Alt-Ebingen zu Papier gebracht, teilweise auch in schwäbischer Mundart bzw. Gedichtform.

Mit dem Gedankengut der Frauenrechtlerinnen Helene Lange (1848 – 1930) und Gertrud Bäumer (1873 – 1954) befasste sie sich eingehend. Sie las deren Veröffentlichungen und besuchte gelegentlich ihre Vorträge. Die Gleichstellung der Frau in Bildung, Ausbildung und Beruf entsprach ihrem eigenen Denken ganz und gar. In diesem Sinne galt ihr Interesse auch manchem neu aufkommenden Gedankengut wie zum Beispiel der Frauenbewegung des Gustav-Adolf-Vereins sowie der Bewegung Bern-Euchner und anderer Erneuerer. Ihre Ferien verbrachte sie viele Jahre lang in der Schweiz in einem Ort namens Menndorf, vermutlich eine Begegnungsstätte. Es ist allerdings nicht bekannt, mit welchem Hintergrund.

Wer sich mit der Person Emma Linder beschäftigt, dem wird deutlich, dass ihr Lebenswerk – die Frauenarbeitsschule – auf einem Fundament hervorragender Tugenden gebaut wurde, die auch uns in heutiger Zeit Zeugnis und Beispiel zugleich sein können:

- > Die Familie als Schicksalsverbund und stabiler Faktor in schwierigen Zeiten. Ohne das aufopfernde und tatkräftige Wirken der Frauen in den Familien wären die damaligen Nöte und Entbehrungen nicht zu bewältigen gewesen und
- > die Frau im Beruf, die sich ihren Platz erkämpft,
- > aber auch die Frau, die durch ihre praxisnahe Ausbildung viele Probleme im Haushalt selber lösen kann.

Emma Linder hatte Recht, wenn sie immer wieder auf die Notwendigkeit einer guten Ausbildung für Mädchen und junge Frauen hinwies. Eine Situation, die der heutigen nicht unähnlich ist.

Quellen:
Archiv der Familien Linder und Sauter
Schularchiv der Hauswirtschaftlichen Schule Albstadt

Ausblick

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind willkommen.

Mittwoch, 8. August: Balingen, Ausstellung Paul Klee (Gray Hübnar).

Sonntag, 19. August: Engen, Tengen, Blumenfeld (Witscherek/Wildig), Busfahrt.

Der langsame Abschied von der französischen Besatzung

Das Ende der Amtszeit des Balinger Kreisdelegierten Jean Gonnet (1. Teil) / von Dr. Andreas Zekorn

Die Jahreswende 1950/51 bedeutete eine weitere Zäsur bei der schrittweisen Beendigung der französischen Besatzungszeit im Landkreis Balingen. Damals, vor fünfzig Jahren, verabschiedete sich Jean Gonnet, Kreisdelegierter von Balingen und damit oberster Repräsentant der französischen Besatzungsmacht auf Kreisebene.

Über die Besatzungszeit im Landkreis Balingen von 1945 bis 1949 sind wir außergewöhnlich gut informiert durch den Schlussbericht Gonnets, der in dem vom Landratsamt Zollernalbkreis herausgegebenen Band „Blau-Weiß-Rot. Leben unter der Trikolore“ (Zollernalb-Profil Bd. 5) veröffentlicht ist. Bemerkenswert ist, wie sich der Abschied Jean Gonnets vom Landkreis Balingen vor fünfzig Jahren vollzog.

Ende 1950 trat Oberst Gonnet in den Ruhestand. Der aus der französischen Armee stammende Kreisdelegierte machte Platz für den Zivilbeamten Merzisen, welcher noch für kurze Zeit die Geschäfte der Kreisdelegation in Balingen wahrnehmen sollte. Dieser Wechsel von Kreisdelegierten aus der Armee zu einem Zivilbeamten fand im übrigen Enden 1950 auch im Landkreis Hechingen statt.¹⁾

Nach dem Einmarsch der Franzosen im Landkreis Balingen war am 28. April 1945 in Balingen eine Militärregierung eingerichtet worden, die vielfältige Aufgaben zu bewältigen hatte. Der Leiter der auf den Kreis bezogenen Militärregierung war der Kreisgouverneur oder Kreisdelegierte. Diese Kreisgouverneure stammten zunächst aus den Reihen der französischen Armee. Von Mai bis Juli 1945 war die gesamte Gewalt in den Händen der Militärkommandanten konzentriert. Von Juli 1945 bis Januar bzw. Juli 1947 besaß die Militärregierung unumschränkte Gewalt über die lokale Verwaltung und die öffentlichen Einrichtungen, die ihr unterstellt waren.

Es war die Phase der direkten Administration. 1947 wandelte sich die Rolle der Militärregierung immer mehr zu der eines Ratgebers und Vorbilds. Die Regierungsgewalt und Verantwortung wurde allmählich den deutschen Behörden zurückgegeben. Mit dem Besatzungsstatut endete im September 1949 die aktive Rolle der Kreisdelegation; sie beschränkte sich fortan auf eine Beobachtungs- und Ratgeberfunktion. 1950/51 fand dann der besagte Wechsel bei der Kreisdelegation zu Zivilbeamten statt. Anfang 1952 wurden die Dienststellen der Kreisdelegationen Balingen und Hechingen schließlich ganz aufgehoben und in Rottweil zusammengefasst.

Seit 1. Februar 1946 war Oberst Jean Gonnet Kreisgouverneur in Balingen. Er beeinflusste an dieser Stelle die Geschichte des Landkreises Balingen maßgeblich. Über die Tätigkeit der Militärregierung und die Geschichte des Kreises Balingen im Zeitraum von 1945 bis 1949 verfassten er und seine Mitarbeiter einen informativen Bericht, der uns auf eindrucksvolle Weise die Leiden und Nöte der Nachkriegszeit, aber auch den beginnenden Wiederaufbau und die führenden politischen Persönlichkeiten des Altkreises Balingen nahe bringt. Die Abschlussberichte der Balinger und Hechinger Kreisdelegierten sind, wie bemerkt, unter dem Titel „Blau-Weiß-Rot“ veröffentlicht (erhältlich im Buchhandel oder beim Kreisarchiv).

Im Dezember 1950 verabschiedete sich der Balinger Kreisdelegierte Jean Gonnet vom Kreistag und im Januar 1951 bei einem Empfang von der Bevölkerung. Die Abschiedsreden Gonnets und die Erwiderungen Landrat Roemers vor dem Kreistag und beim Empfang für die Bevölkerung stellen wichtige Dokumente dar. Im Kreistagsprotokoll und in der Kreischronik sind sie festgehalten und werden im folgenden als Quellen wörtlich wiedergegeben. Die Reden geben nochmals einen knappen Überblick über die Nachkriegs-

zeit, zugleich legen sie aber auch Zeugnisse ab über das Entstehen der deutsch-französischen Freundschaft und zwar nicht abstrakt, auf die hohe politische Ebene bezogen, sondern konkret auf die Ebene des Landkreises.

Obgleich Abschiedsreden in der Regel den Charakter von Fensterreden besitzen, in welchen nichts oder nur wenig Negatives geäußert, sondern nur allseits Lob und Anerkennung ausgesprochen wird, so dürfte Gonnet doch seinen wahren Gefühlen Ausdruck verliehen haben. Dies belegen nicht nur die (selbst-)kritischen Untertöne, die gelegentlich in den Reden zu vernehmen sind, sondern auch sein Abschlussbericht über die Nachkriegszeit im Kreis Balingen, den er sehr engagiert abfasste. In diesem Bericht kommt jedoch Gonnets ablehnende Haltung gegenüber Landrat Roemer zum Ausdruck. Insofern dürfte den Worten Roemers, mit denen er die guten Beziehungen zwischen sich und Gonnet lobt, am ehesten noch der Charakter von Sonntagsreden anhaften. Vermutlich gab Gonnet seine Ansichten über Roemer bei ihren Zusammenkünften jedoch auch nicht zu erkennen, um eine gute Zusammenarbeit nicht zu stören.

Die Verabschiedung im Kreistag²⁾

13. Dezember 1950

§ 1 Eröffnung der Sitzung und Verabschiedung von Oberst Gonnet (im Rathaus Ebingen)

Der Vorsitzende (Landrat Roemer) eröffnet um 10.12 Uhr die heutige Tagung.

Vor Eintritt in die Tagesordnung gibt der Vorsitzende bekannt, dass Oberst Gonnet, der das öffentliche Leben im Kreis Balingen stets mit besonderem Interesse verfolgt und gefördert habe, in den Ruhestand treten und in seine Heimat nach Frankreich zurückkehren werde.

Oberst Gonnet richtet folgende Abschiedsworte an die Versammlung: Zum letzten Mal wohne ich heute Ihrer Arbeit bei, mit der Absicht, mich von Ihnen zu verabschieden. Ich habe das Pensionsalter erreicht und muss nun mein Amt aufgeben.

Nicht ohne Bedauern trenne ich mich von Ihnen und von meinem Amt, in welchem ich 5 Jahre hindurch mein Land vertreten habe. In dieser Zeit bin ich fest mit meinem Amt verwachsen, aber ebenso mit der Bevölkerung, deren gute Eigenschaften, Vernunft, Liebe zur Arbeit und Fleiß ich von Beginn (an) geschätzt habe; die Landschaft des Kreises ist mir zur zweiten Heimat geworden. Ich lernte die Schönheit ihrer Gebirgslandschaft kennen, den Frieden ihrer herrlichen Wälder, die großen Ebenen der Alb, wo Sommer für Sommer die Ernten dank des Fleißes Ihrer Landbevölkerung reicher wurden. Diese Landschaft ruft mir Savoyen, die Heimat meiner Kindheit, ins Gedächtnis. Dort stand die Wiege meiner Familie.

Viel Gemeinsames konnte ich zwischen der schwäbischen und savoy'schen Rasse entdecken. Zwei Stämme rauher Gebirgsleute, geduldig, unermüdlich in ihrer Arbeit haben sie ständig gegen alle Schwierigkeiten eines schwer zu bearbeitenden Bodens zu ringen. Ich ermesse ihre Bemühungen, die Fabriken wieder aufzubauen, der Industrie die verlorene Bedeutung wieder zu geben und die Äcker wieder zu bebauen. Und ich war glücklich, als sie Erfolg hatten. Den Gedanken an diesen Erfolg werde ich mitnehmen in meine Heimat. Aus meinem kleinen Winkel in Frankreich, in welchem ich mich zurückziehe, werde ich, davon können Sie überzeugt sein, die Fortschritte des Kreises Balingen verfolgen.

Aber bevor ich von Ihnen Abschied nehme, habe ich noch eine Pflicht zu erfüllen. Ich muss Ihnen, Herr Landrat und meine Herren, danken für die Hilfe, die Sie mir bei der Erfüllung meiner Aufgaben geleistet haben. Diese Aufgaben waren nicht immer einfach. Besonders am Anfang enthielten sich Notwendigkeiten, die sich aus den Umständen ergaben. Ich weiß, wie schwer die Auflagen und Requisitionen aller Art für die Bevölkerung waren. Soweit es in meiner Macht stand, habe ich mich bemüht, diese Lasten zu erleichtern und ich vergesse nicht, wie Sie selbst und Ihre Bevölkerung es unter diesen Umständen verstanden haben, mit weitreichendem Verständnis diesen schweren Tribut zu ertragen. Den Tribut eines Krieges, in welchem unsere beiden Völker einander so viel Schmerzen zugefügt haben. Dies dürfen wir nicht wieder tun.

Damit möchte ich meine aufrichtigen Wünsche beenden. Unser Glück hängt von dem Verständnis unserer beiden Länder ab, und ich glaube nicht, dass dies unmöglich sein sollte, denn in dem kleinen Land Balingen haben wir uns sehr gut verstanden.

Diesen Wünschen, Herr Landrat, meine verehrten Herren, füge ich meine besten Wünsche für Sie selbst, Ihre Familien, die gesamte Bevölkerung und das Gedeihen des Kreises hinzu, von dem ich mich nur schweren Herzens trenne."

Der Vorsitzende dankt Oberst Gonnet zugleich im Auftrag des Kreistags für die Teilnahme an den Tagungen des Kreistags und führt weiter aus:

"Der Kreistag hat mit Bedauern zur Kenntnis nehmen müssen, dass Sie uns nunmehr verlassen wollen. Ich habe Ihnen besonders dafür zu danken, dass Sie alle Probleme des Kreises mit einem hohen und warmen persönlichen Interesse verfolgt haben. Ich möchte nicht zuletzt sagen, dass Sie es mir selbst nicht schwer gemacht haben, mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Die Besprechungen, die mit Ihnen stattgefunden haben, sind immer gut und freundschaftlich verlaufen. Es freut uns, dass Sie sich im Kreis Balingen wohlfühlten haben und wir hoffen, dass Sie den Kreis Balingen nicht so schnell vergessen werden.

Es ist klar, dass immer nach Kriegen und namentlich für das Volk, das den Krieg verliert, die Besatzung unangenehm wirkt, darüber brauchen wir uns nicht zu streiten. Sie haben es aber immer verstanden, auch die deutschen Belange in ihrer Wichtigkeit zu würdigen.

Es ist nicht unsere Sache, über politische Dinge zu reden, aber ich glaube, zusammenfassend sagen zu können, dass wir mit Ihnen, Herr Oberst, wenn ich so sagen darf, eine glückliche Hand gehabt haben. Es ist in anderen Kreisen viel geklagt worden. In unserem Kreis habe ich hierzu keinen Anlass gehabt. Die Verhandlungen, die wir miteinander zu führen hatten, waren immer angenehm. Sie waren auch, was ich eingangs erwähnt habe, von einem gegenseitigen Standpunkt der Ritterlichkeit und Anständigkeit getragen, und ich glaube sagen zu dürfen, wenn das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich so ist, wie das zwischen Ihnen und mir war, dürfen wir getrost in die Zukunft sehen. Aus all diesen Gründen heraus, Herr Oberst, darf ich im Namen des Kreistags und des ganzen Kreises Balingen den besten Dank für Ihre Arbeit und unsere Anerkennung zum Ausdruck bringen. Wenn Sie nun nach Frankreich zurückkehren, bitten wir Sie, ein gutes Gedenken an diesen Kreis zu bewahren. Diesem Wunsch darf ich auch die Wünsche als Privatmann hinzufügen, indem ich hoffe, dass es Ihnen in Frankreich gut gehen wird und darf auch bitten, Ihrer Familie die Wünsche zu übermitteln."

Der langsame Abschied...

Oberst Gonnet versichert noch, dass er den Kreis Balingen nicht vergessen werde und bittet, dasselbe Vertrauen, das ihm geschenkt worden sei, auch seinem Stellvertreter zu schenken. Danach verabschiedete sich Oberst Gonnet einzeln von den Anwesenden."

(2. Folge/Schluss folgt)

Fußnoten:

- ¹⁾ Vgl. dazu auch im Folgenden: Andreas Zekorn (Bearb.), Blau-Weiß-Rot: Leben unter der Trikolore. Die Kreise Balingen und Hechingen in der Nachkriegszeit, hg. v. Zollernalbkreis, Balingen 1999 (Zollernalb-Profil Bd. 5), besonders Einleitung, hier: S. 16, S. 21f.
- ²⁾ Kreisarchiv Zollernalbkreis, Bl. 2, Kreistagsprotokolle 1946 - 1952, S. 161 - 163. Vgl. auch: Volksfreund Nr. 195, 15. 12. 1950. - Im Kreistagsprotokoll und in der Kreischronik sind die Abschiedsreden Gonnets auf Deutsch festgehalten. Möglicherweise hielt Gonnet die Reden in französischer Sprache, die dann für die Protokolle übersetzt wurden. - Zusätze in eckigen Klammern in der vorliegenden Quellenpublikation stammen vom Verfasser des Beitrags.

Sie starben jung

Russengräber in Ebingen / Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Sie sind alle exakt gleich groß, die 164 quadratischen Steinblöcke auf dem Ebinger Friedhof, Seitenlänge 30 cm. Auf diesen Quadraten russische Namen - von Semen Luschtschik auf dem ersten bis Hochmira Nasarow auf dem letzten. Was für Leute waren das? Wie kamen sie nach Ebingen? Und woran sind sie gestorben? „Russische Zwangsarbeiter“, hört man. Aber kaum jemand scheint Genaueres zu wissen.

Es ist ja auch schon lange her: Bis 1941 reicht diese Geschichte zurück. Damals standen deutsche Soldaten zwischen Frankreich und Russland, zwischen Nordkap und Nordafrika - eine nach Millionen zählende Schar von Männern, die in Deutschland an ihren angestammten Arbeitsplätzen fehlten. Auch wenn häufig Frauen die Plätze der Männer einnahmen, so waren trotzdem 2,6 Millionen offener Stellen zu verzeichnen. Arbeitskräfte wurde also bitter nötig gebraucht - so bitter nötig, dass die Nazi-Machthaber ihre Rasse-Ideologie hintanstellten und schließlich 1942 der Beschäftigung ausländischer Arbeitskräfte zähneknirschend zustimmten. Die enorm großen Menschenmengen, die man brauchte, glaubte man in den eroberten Gebieten Russlands zu finden.

Zunächst versuchten es die zuständigen Behörden mit Aufrufen in russischen Zeitungen - und in der Tat, Tausende meldeten sich. Aber eben bei Weitem nicht genug. Deshalb gingen die deutschen Besatzer in Russland ziemlich rasch dazu über, die Dorfältesten auf dem Lande zu zwingen, größere Kontingente von Arbeitskräften herbeizuschaffen. Wo dies nicht klappte, brannten die Deutschen einzelne Gehöfte oder auch ganze Dörfer nieder - spätestens dann nahm die „Freiwilligkeit“ wieder zu.

Die ersten russischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter trafen in Ebingen zu Beginn des Jahres 1943 ein. Sie wurden in drei Barackenlagern untergebracht und arbeiteten in der Metallindustrie - bei Kriegsende waren es 731 Personen. (Dazu kamen noch polnische Zwangsarbeiter sowie russische und französische Kriegsgefangene, die in weiteren Lagern, in Schulgebäuden und Gasthäusern eine Bleibe fanden.)

Von den in Ebingen bestatteten Personen ist nur etwa die Hälfte auch ebenda verstorben - bei den Übrigen liegen die Sterbeorte häufiger in den näheren (so unter anderem in Balingen, Dormettingen, Dotternhausen, Schömberg), seltener in der weiteren Umgebung (in Metzingen, Reutlingen Tübingen oder auch in Urach). Sie starben jung: Das durchschnittliche Alter beim Eintritt des Todes betrug exakt 28,6 Jahre. 14 Prozent der Verstorbenen hatten noch nicht einmal das Erwachsenenalter erreicht; weitere 50 Prozent waren zwischen 18 und 30 Jahre alt. Bei 76 von ihnen halten die erhaltenen Akten die Todesursache fest - zu 60 Prozent ist Tuberkulose genannt, eine Krankheit, die unter den gegebenen Umständen als Folge von Unterernährung gelten kann.

Kein Wunder, denn allenthalben vernimmt man dieselben Klagen - zum Essen pro Tag eine dünne Suppe, einige Scheiben Brot, vielleicht noch ein paar Gramm Butter. Einige starben jedoch nicht an Krankheiten, sondern bei Luftan-



Zwangsarbeiterinnen im Bleuel-Lager, 1943/44

griffen auf Ebingen. Unter den Opfern befanden sich blutjunge Mädchen: Mety, 19 Jahre alt, Katherina, ebenfalls 19, Anastasia, 20 und Warwara, 21. Sie hatten keine Chance, sich zu retten, denn Zwangsarbeitern war es verboten, eine öffentliche Luftschutzeinrichtung aufzusuchen.

Insgesamt starben im ersten Jahr ihres Aufenthaltes in Ebingen nur wenige; pro Quartal ein oder zwei. Im Laufe des folgenden Jahres stieg die Sterberate von sechs auf neun im Quartal, um

dann bis zum Kriegsende ganz enorm in die Höhe zu schnellen. Allein im April 1945 waren es 32. Als der Krieg sich seinem Ende zuneigte, so scheint es, hatten die Zwangsarbeiter am meisten unter der herrschenden Lebensmittelknappheit zu leiden; ihre hoffnungslose Unterernährung führte zu einem wahren Massensterben - oder war es vielleicht eher so, dass beim Herannahen der Sieger im April 1945 sich die zuständigen Lagerverwalter aus ihrer Verantwortung stahlen und die ihnen anvertrauten Menschen einfach krepieren ließen? Als die Franzosen am 24. April der Nazi-Herrschaft in Ebingen ein Ende bereitet hatten, war der Gesundheitszustand der nunmehr befreiten Russinnen und Russen dermaßen schlecht, dass im Mai 1945 weitere 18 von ihnen verstarben und im Juni noch einmal zehn.

Nach dem Einmarsch der Alliierten wurden die ehemaligen Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen zu „Displaced Persons“, also zu „Verschleppten Personen“, im Verwaltungs-Jargon der Besatzer kurz „DP“ genannt. Die Alliierten sahen ihre Aufgabe darin, diese Menschen umgehend wieder in ihre Heimat zurück zu bringen. Die französische Militärverwaltung des Kreises Balingen gründete zu diesem Zweck bereits am 2. Mai eine französische Mission für die Repatriierung, und schon am 6. Mai verließ der erste Transport mit Heimkehrern den Landkreis, aber viele von ihnen waren zuvor schon auf eigene Faust losgezogen, und bis Ende des Jahres hatten alle im Landkreis beschäftigten Russen Deutschland verlassen.

Quellen:

- Stadtarchiv Albstadt
- Stadt Ebingen, Stadtrechnungen 1943 - 1945
- HR-E 000.03/66
- HR-E 072.32/05
- HR-E 781.32
- Az. 044.47.32 „Fremdarbeiter“.

Literatur:

- Ulrich Herbert (Hrsg.), Europa und der „Reichseinsatz“. Ausländische Zivilarbeiter und KZ-Häftlinge in Deutschland 1938 - 1945, Essen 1991.
- Wolfgang Lederer, Ausländische Arbeitskräfte in Ebingen während des Zweiten Weltkrieges. 2 Bde. Masch.-Schr. Zulassungsarbeit Weingarten 1998.
- Andreas Zekorn (Bearb.), Blau-Weiß-Rot: leben unter der Trikolore. Die Kreise Balingen und Hechingen in der Nachkriegszeit 1945 bis 1949 (Zollernalb-Profil 5), Stuttgart 1999.

Möglichkeiten des Erinnerens

Gedenkstätten-Initiativen bewahren Spuren nationalsozialistischer Lokal-Geschichte

Der Arbeitskreis „Gedenkstätten im Landkreis Rottweil und im Zollernalbkreis“ hat ein Faltblatt erstellt, das sich an bildungswillige Touristen ebenso richtet wie an Schulklassen und Jugendgruppen. Es lädt ein zum Besuch von Erinnerungsorten an die Spuren, die der deutsche Nationalsozialismus vor Ort hinterlassen hat.

„Möglichkeiten des Erinnerens“ gibt es viele. Manche sind verklärend angenehm, andere sind ehrlich, wahrhaft, ungeschminkt - mitunter unangenehm, aber deshalb umso wichtiger. Zur letzteren Gattung zählen die sechs Gedenkstätten im Landkreis Rottweil und im Zollernalbkreis, die lokale Spuren, die der deutsche Nationalsozialismus vor Ort hinterlassen hat, als Mahnung, Würdigung der Opfer und Lernfeld für die heutige Generation bewahren.

Mit dem Faltblatt lädt der Arbeitskreis ein zum Kennenlernen historischer Orte und Schicksale der von den Nationalsozialisten vertriebenen, misshandelten und ermordeten Menschen. Die einzelnen Initiativen bieten nach vorheriger Absprache auch vertiefende Auseinandersetzung durch Gespräche mit Zeitzeugen oder umfassende pädagogische Projekte.

Schriftliches und bildliches Anschauungs- und Unterrichtsmaterial über die Ereignisse an den historischen Orten fasst die 96-seitige Broschüre „Möglichkeiten des Erinnerens“ zusammen, die zum Preis von 10,- DM erworben werden kann.

Als zentrale Kontaktadressen zu den Gedenkstätten-Initiativen fungieren die beiden Kreisarchive in Rottweil (07 41/2 44-332) und im Zollernalbkreis (0 74 33/92-11 45).

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Hans Schuler, Hauswirtsch. Schule, Kantstraße 80, 72458 Albstadt.

Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5/3, 72336 Balingen

Herausgegeben von der
Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

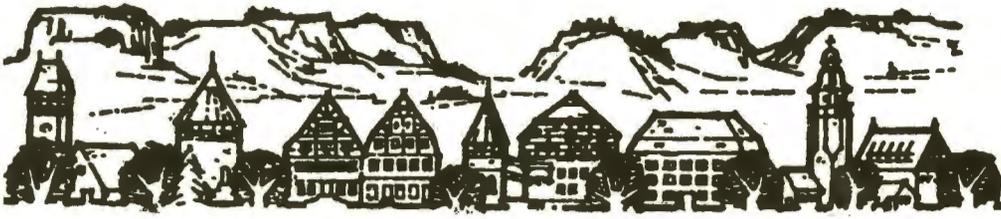
Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollernalb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 50

31. August 2001

Nr. 8

Der langsame Abschied von der französischen Besatzung

Das Ende der Amtszeit des Balinger Kreisdelegierten Jean Gonnet (2. Teil) / von Dr. Andreas Zekorn

Am 5. Januar 1951, an einem Freitagnachmittag, gab Oberst Jean Gonnet seinen Neujahrs- und gleichzeitig Abschiedsempfang im großen Sitzungssaal des Balinger Rathauses. Er lud dazu Vertreter aus Verwaltung, Politik, Kirchen, Gerichtsbarkeit, Wirtschaft, Gewerkschaften, Schulen und Jugend sowie des kulturellen und sportlichen Lebens ein.³⁾

Noch mehr als bei der Verabschiedung vom Kreistag kommt hier die persönliche Verbundenheit Gonnets mit seinem Wirkungskreis zum Ausdruck. Den CDU-Politiker Thomas Schwarz aus Ebingen, Mitglied des Landtags Württemberg-Hohenzollern bis 1952, bezeichnet er beispielsweise als seinen Freund.⁴⁾ Oder er gibt sich als „eifriger Anhänger der Spieler im rosa Trikot der Stadt Balingen“ zu erkennen. Und es war Gonnet wichtig, dass die Vertreter der Schuljugend an dem Empfang teilnahmen, denn auf der Jugend ruhte seine Hoffnung auf eine Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich und auf einen friedlichen Aufbau Europas.

Im Folgenden seien nun die Reden von Jean Gonnet und Friedrich Roemer beim Abschiedsempfang, wie sie in der Kreischronik festgehalten sind, als wichtige zeitgeschichtliche Quellen wiedergegeben.⁵⁾ Sie sind als Ergänzung zu dem vom Zollernalbkreis herausgegebenen Band „Blau-Weiß-Rot: Leben unter der Trikolore. Die Kreise Balingen und Hechingen in der Nachkriegszeit 1945 bis 1949“ gedacht.

„Meine Herren, im letzten Jahr, zur gleichen Zeit, hatte ich das Vergnügen, Sie in der Residenz⁶⁾ zu empfangen und Ihnen dort meine Wünsche auszusprechen. Heute muss ich meinen Wünschen Abschiedsgrüße hinzufügen. Sie wissen, dass ich das Alter des Ruhestandes erreicht habe und meine Tätigkeit am 1. Dezember beenden musste. Aus diesen Gründen empfangen Sie hier. Tatsächlich hatte ich in diesem Saal meine erste offizielle Begegnung mit den Behörden des Kreises, mit denen zu arbeiten ich beauftragt war. Hier habe ich der Eröffnungsversammlung Ihres ersten Kreistages beigewohnt. Hier auch habe ich oftmals die Arbeiten Ihrer Stadtverwaltung verfolgt. So will ich hier ein letztes Mal unter Ihnen sein, die Sie die Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Politik, Gewerkschaften und Wirtschaft des Kreises vertreten. Ich danke Herrn Bürgermeister Maurer, der bereit war, mich gastfreundlich aufzunehmen.“

Meine Herren, jemand hat einmal gesagt: Fortgehen heißt ein wenig sterben. Ohne Zweifel wollte er damit die Trauer ausdrücken, die jeden Abschied umgibt. Und heute sehen Sie mich tief bewegt Abschied von Ihnen nehmen, von einer Bevölkerung und von einer Landschaft, mit welcher ich mich durch fünfjährigen Aufenthalt tief verbunden fühle.

Die Zeiten waren sehr schwer, als ich am 1. Februar 1946 in Balingen ankam, um die Nachfolge des Commandant Wegmann anzutreten. Die Geister waren verwirrt. Die Rationierung war hart. Viele Dinge fehlten der Bevölkerung um zu leben, der Industrie um zu arbeiten, der Landwirtschaft

um die Erde zu bewirtschaften, (es fehlten) Verkehrsmittel, um die notwendigen Transporte durchzuführen. Ich erinnere mich Ihrer Städte, deren Läden den Schlangen der verarmten Kundschaft nicht viel anbieten konnten, deren Trümmer an die Härten des Kriegs erinnerten, und deren Beleuchtung schreckliche Mängel hatte. Der Kohlenmangel zwang Sie, Ihre Schulen zu schließen, und die Berichte Ihrer Lehrer und Ärzte über die Gesundheit Ihrer Kinder nahmen alarmierende Formen an.

Heute verlasse ich eine in Fülle strahlende Stadt mit reichen Auslagen. Ich verlasse einen Kreis, dessen Trümmer überall verschwinden, wo zahlreiche neue Bauten sich erheben, wo die Industrie trotz der Schwierigkeiten – die immer, auch in Zeiten des Wohlstandes auftreten – wieder eine rege Betriebsamkeit entfalten, wo die Äcker immer bessere Ernten ergeben. Ich scheidet von hier im Anblick des Wohlstandes, der wieder in die Heime einzieht.

Ist das nicht für mich ein Grund zur Freude? Denn, meine Herren, wenn diese Wiedergeburt des Wohlstandes in erster Linie das Werk der Gesamtheit der fleißigen und weisen Bevölkerung ist, so ist sie zum andern auch das Ergebnis unserer gemeinsamen Bemühungen, unseres guten Willens zur Verständigung, den wir alle bei unserer Arbeit nicht haben fehlen lassen, und um ein letztes Mal den Weg zu wiederholen, den wir gemeinsam zurückgelegt haben, erlaubte ich mir diese Rückschau auf die Vergangenheit. Gewiss war die Arbeit nicht immer leicht, und es hat manchmal Reibungen gegeben. Aber mit unserem gemeinsamen guten Willen haben wir uns immer zu verständigen gewusst.

Bei dieser Gelegenheit will ich besonders meine Hochachtung aussprechen:⁷⁾ Herrn Landrat Robert Wahl, dessen Energie und Opfergeist der Kreis soviel zu danken hat, seinem Nachfolger, Herrn Landrat Roemer, mit seinen ausgezeichneten Verwaltungseigenschaften, Herrn Regierungsrat Balz, der unseren beiden Verwaltungen als unermüdlicher und ergebener Vermittler gedient hat, den Beamten, deren Chefs hier anwesend sind, und die alle ihre Kräfte in den Dienst des allgemeinen Wohls gestellt haben. Ich möchte betonen, wie angenehm ich das mir entgegengebrachte Vertrauen Ihrer politischen Führer empfunden habe: Herr Schwarz, welchen ich als Freund betrachten möchte, Herrn Gewerbeschulrat Euchner, dessen politische Einstellungstreue ich anerkenne, Herr Luz Marion, unermüdlich seiner Partei dienend, Herr Schneider, dessen Loyalität ich hochschätze.

Ich möchte auch den Herren Bürgermeistern meine Dankbarkeit ausdrücken für den Verständigungs- und Unternehmungsgeist, welchen sie bei der Ausübung ihrer oft sehr schweren Aufgaben aufgebracht haben. Ich habe besonders ihre Anstrengungen auf dem Gebiet des Wiederaufbaus der Gemeinden bewundert und behalte unsere immer freundlichen Beziehungen in bester Erinnerung.

Unterstreichen möchte ich auch die erheblichen Leistungen Ihrer Industrie, welcher es gelungen ist, dank des unermüdlichen Einsatzes ihrer großen Leiter, wie der Herren Haux, Groz, Kraut, Delling, Cless und Laux, die fast volle Tätigkeit der Vorkriegszeit zu erreichen.

Ich werde auch auf keinen Fall den Geist der engen Zusammenarbeit Ihrer Gewerkschaftsvorsitzenden vergessen, insbesondere der Herren Schuster, Kimpel, Schaudt und Reiber.

Ebenso vergesse ich nicht die Aufnahme, die mir die gesamte Bevölkerung bereitet hat. Tief gerührt haben mich die Beweise von Höflichkeit und Ehrerbietigkeit, die ich überall erhielt, und ich bin allen denen dankbar, die verstanden haben, dass, wenn ich manchmal harte Anordnungen treffen musste, ich es nur getan habe, weil es notwendig war im allgemeinen Interesse. So bitte ich Sie, meine Herren, mein Sprecher zu sein, bei allen, denen Sie begegnen und ihnen meinen Dank auszusprechen und ihnen zu sagen, dass ich einen großen Teil meiner Gedanken und meines Herzens hier zurücklasse.

Meine Herren, ich sprach soeben von den guten Beziehungen, die wir bisher unterhalten haben. Ich bin überzeugt, dass Sie diese gute Beziehungen mit Herrn Administrateur Merzisen weiterpflegen werden. Herrn Merzisen, den ich gebeten habe, heute hier anwesend zu sein, wird die Leitung der Kreisdelegation übernehmen. Für viele von Ihnen ist Herr Merzisen übrigens kein Unbekannter, und ich bin glücklich, gerade ihm mein Amt zu übergeben, weil ich überzeugt bin, dass es in gute Hände kommt, denn ich kenne seine ausgezeichnete Eignung als Verwalter und seine Kenntnisse der deutschen Sprache.

Herr Bürgermeister, ich werde nicht das Vergnügen haben, an Ihrer Seite der Einweihung des prächtigen Stadions beizuwohnen, das Sie bauen lassen und welches Ihre Stadt zu einer kleinen Hauptstadt des Sports in Württemberg machen wird. Als ich vor einigen Wochen mit Ihnen die Bauarbeiten besichtigte und Sie mich liebenswürdigerweise einluden, die Einweihung mit Ihnen vorzunehmen, wusste ich bereits, dass ich die Fertigstellung nicht mehr sehen würde. Aber seien Sie überzeugt, in Gedanken werde ich an der Eröffnungsfeier teilnehmen, denn Sie wissen, dass ich ein eifriger Anhänger der Spieler im rosa Trikot der Stadt Balingen war.

Meine Herren, ich möchte mich nicht länger bei den Erinnerungen aufhalten, die ich von meinem langen Aufenthalt unter Ihnen mitnehmen werde. Bevor ich von Ihnen Abschied nehme, will ich zunächst Ihnen nochmals meine besten Wünsche für das neue Jahr aussprechen.

Wünsche, die nicht nur an Ihre Familien und Sie selbst, sondern durch Sie an die ganze Bevölkerung des Kreises gerichtet sind.

Wir leben in einer unruhigen Zeit. Gewiss ist der Horizont sehr bewölkt, aber wir wissen, wie sehr seine Aufhellung von unserem guten Willen zur Verständigung abhängt. Unsere beiden Länder, die jedes im Laufe der Geschichte Beweise ihrer kriegerischen Eigenschaften, ihres Wertes und ihrer schöpferischen Kraft geliefert haben, dürfen einander kein Unrecht mehr zufügen. Wir müssen uns versöhnen, vergessen, was uns entzweit hat und das suchen und entwickeln, was uns vereint. Dies ist die Aufgabe von uns allen, der erwachsenen Generation und noch mehr der Jugend. Darum wollte ich, dass Vertreter Ihrer Schuljugend dieser Versammlung beiwohnen. An Sie richte ich meine Wünsche für Erfolg und Glück in der Befriedigung der wohlgetanen Arbeit und in der Ruhe des Friedens, mit der ganzen Aufrichtigkeit und den Gefühlen eines alten Soldaten, der beide Kriege miterlebt hat, in denen unsere Völker sich verblutet haben.

Meine Herren, ich erhebe mein Glas, um Ihnen nochmals zu danken und versichere Ihnen, von meinem kleinen Winkel in Frankreich, in den ich mich zurückziehe, werde ich mit Interesse das Leben des Kreises Balingen verfolgen und mich in Gedanken über seinen Wohlstand und die glücklichen Ergebnisse freuen, die seine Tage zeichnen werden, und ich wünsche von Herzen, dass es viele seien."

Auf diese Ausführungen erwidert der Landrat als Vertreter des Kreises Folgendes:

„Sehr geehrter Herr Oberst! Man hat im Kreis Balingen schon seit einigen Wochen gehört, dass Sie am Ende des Jahres unseren Kreis verlassen würden. Sie haben dies auch in der Sitzung des Kreistags im Dezember in Ebingen zum Ausdruck gebracht. Sie haben dabei erwähnt, dass Sie nur ungern den Kreis verlassen würden, der Ihnen ans Herz gewachsen sei. Ich darf mich im Wesentlichen darauf beschränken, im Sinne der von mir anlässlich der eben erwähnten Kreistagsitzung gemachten Ausführungen Ihnen auch heute zu versichern, dass wir nur mit Bedauern Ihr Weggehen sehen können.

Man ist es zwar gewohnt, schöne Worte zu machen, wenn es ans Abschiednehmen geht. Ein französisches Sprichwort sagt, dass Scheiden immer ein wenig Sterben sei, und so verstehen wir auch, dass Ihnen der Weggang aus dem Kreis wirklich schwer fällt. Für jeden, der eine verantwortungsvolle Aufgabe für einige Zeit und für ein bestimmtes Gebiet übernommen hat, bedeutet dies auch einen Lebensabschnitt und da Sie, Herr

Oberst, nunmehr durch Ihre Pensionierung genötigt sind, sich ins Privatleben zurückzuziehen, so ist dieser Balingener Abschnitt Ihres amtlichen Lebens auch Ihr letzter. Und darum möchten wir hoffen, dass Sie recht gute Eindrücke von dieser Epoche Ihrer langen Dienstzeit mitnehmen. Wir glauben es Ihnen gerne, dass Ihnen der Kreis und seine Gemeinden, dass Ihnen die Landschaft und die Bevölkerung im Laufe der Jahre viel bedeutet hat, und wenn ich mich selbst daran erinnere, wie ungern man von seiner Tätigkeit scheidet, in der man wirken konnte, selbst wenn es während des Krieges war, so sind wir dessen sicher, dass Sie diesen Kreis nicht so schnell vergessen werden.

Es wäre nicht gerecht, wenn wir von deutscher Seite aus in Zweifel ziehen wollten, dass Ihre Person und Ihre Art der Amtsführung für uns unangenehm gewesen wäre. Wir alle wissen noch um die Imponderabilien der unmittelbaren Nachkriegsjahre, aber wir wissen auch von der positiven Einstellung, die Sie zu diesen Dingen besessen haben, ganz zu schweigen von den Zeiten, wo alle die Begriffe von Ablieferung, Kontrollen und Requisitionen zu bestehen aufgehört haben. Ich habe schon in Ebingen vor dem Kreistag gesagt, dass es sicher keine Nation gibt, die eine Besatzung, sie mag sein wie sie wolle, gerne sieht. Aber wir dürfen hier feststellen, dass durch Ihre persönliche Initiative die Lage so gestaltet worden ist, dass sie stets erträglich gewesen ist.

Zu der Zeit, als ich das Landratsamt in Balingen übernommen habe, waren die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Beschränkungen schon im Abklingen. Ich kann es mir vorstellen, dass es Ihnen, Herr Oberst, in den vorausgegangenen Zeiten nicht immer leicht fiel, zu Maßnahmen Ihre Hand zu bieten, von denen Sie von vornherein wussten, dass die Bevölkerung sie nur mit höchstem Widerwillen aufnehmen würde. Aber gerade darin bestand meines Erachtens der Einfluss Ihrer Persönlichkeit, da hier immer versucht worden ist, besondere Härten auszugleichen und nie mehr aufzuerlegen, als zu erfüllen möglich war. Es ist nicht schwer, heute, wo es tatsächlich alles wieder gibt, auf die vergangenen Jahre zu schimpfen. Wir brauchen uns auch in diese Zeit nicht mehr hineinzusetzen, wir sind glücklich, dass sie vorüber sind und die Zeit heilt auch hier so gut wie alles. Ich jedenfalls darf hier ohne Vorbehalt zum Ausdruck bringen, dass ich mich an keine unangenehme Auseinandersetzung mit Ihnen erinnern kann und ich nehme dabei für mich in Anspruch, dass ich die Belange, die mir anvertraut sind, nicht gerade schlecht wahrgenommen habe.

So ist es mir und meinen Mitarbeitern wirklich ein ehrliches Bedürfnis, Ihnen, Herr Oberst, für die glückliche Überwindung dieser vergangenen Zeiten zu danken. Wer hätte im Sommer 1945 zu hoffen gewagt, dass wir schon nach fünf Jahren wieder ein so umworbener Vertragspartner, ja sogar vielleicht Bundesgenosse sein würden?

So ändern sich die Zeiten, und im Großen wie im Kleinen können wir Fortschritte verzeichnen. Es ist sicher, dass der letzte Krieg wenigstens ein Gutes gehabt hat, nämlich den Verständigungswillen zwischen den Völkern selbst neu zu beleben. Wenn auch die Regierungen, gleichgültig, wo sie ihren Sitz haben, nicht dieser Meinung glauben sein zu können, so muss doch eines Tages der entschlossene Wille der Massen der einzelnen Nationen sich Geltung verschaffen. In diesem Sinne haben auch Sie, Herr Oberst, gearbeitet. Und ich wiederhole mein Wort vor dem Kreistag, wenn ich sage, dass zwischen Ihrer und meiner Dienststelle ein Verhältnis bestand, wie wir es nur für das Verhältnis zwischen Paris und Bonn, zwischen Washington und Moskau wünschen können.

Ich glaube daher, Herr Oberst, dass ich im Namen aller Anwesenden Ihnen für die nächste Zeit und ebenso Ihrer Familie alles Gute mit auf den Weg geben darf. Behalten Sie diesen Kreis und das Land Württemberg, aber auch ganz Deutschland in angenehmer Erinnerung und sagen Sie in Frankreich, dass man mit den Deutschen harmonieren könne, und dass es nur darauf ankommt, dass die richtigen Männer an den richtigen Stellen sitzen."

Ausblick

Nach seinem Abschied von Balingen zog Jean Gonnet nach Hossegor an der französischen Atlantikküste, wo er seinen Ruhestand verbrachte. Mit dem Balingener Landrat Roemer stand er noch längere Zeit in Briefkontakt. Am 29. September 1965 verstarb Gonnet kurz vor seinem 72. Geburtstag in Hossegor.⁸⁾

Fußnoten:

- ³⁾ Volksfreund Nr. 4, 8. 1. 1951
- ⁴⁾ Zu Thomas Schwarz: Zekorn, Blau-Weiß-Rot, S. 94, S. 168 ff.
- ⁵⁾ Kreisarchiv Zollernalbkreis, Kreischronik 1951, nach Bl. 3
- ⁶⁾ Gemeint ist wohl der Sitz der Kreisdelegation Balingen im Gebäude der ehemaligen Kreispflege (Hirschbergstraße 1), derzeit Polizeidirektion.
- ⁷⁾ Zu allen nachfolgend genannten Personen vgl. Zekorn, Blau-Weiß-Rot. Die entsprechenden Textstellen im Buch zu den Personen sind über das Register leicht zugänglich.
- ⁸⁾ Zekorn, Blau-Weiß-Rot, S. 16

Ein Gefallenen-Denkmal mit Hiobsgestalt

Auf den Spuren des Künstlers Helmuth Uhrig in Weilstetten / Von Adolf Klek, Balingen

Als am 13. November 1955, dem Volkstrauertag, in Weilstetten (jetzt Stadtteil von Balingen) sich die Bevölkerung vor dem neuen Gefallenen-Denkmal an der Kirche zu dessen Einweihung versammelte, gab es den Berichten nach viele erstaunte Gesichter, zunächst auch manches Kopfschütteln.

Man sah erstmals am Fuße des Kirchturms, den Friedhof-Gräberfeldern zugewandt, zwar auf vier roten Steintafeln wie erwartet die 126 Namen der Gefallenen und Vermissten des Zweiten Weltkrieges eingemeißelt. Aber auf einem höheren und breiteren Steinblock am Beginn der Tafelreihe fiel eine lebensgroße Männergestalt als Flachrelief ins Auge und rechts von ihr vier in sparsamen Linien eingemeißelte Schreckensszenen. Am Kopf dieses Steinblocks konnten in Großbuchstaben schlicht und doch herausfordernd die Worte gelesen werden, die nach der biblischen Überlieferung Vater Hiob dennoch zu sprechen vermochte, nachdem man ihm vier leidvolle Botschaften überbracht hatte: „DER HERR HAT'S GEGEBEN – DER HERR HAT'S GE-

NOMMEN – DER NAME DES HERRN SEI GELOBT –“.

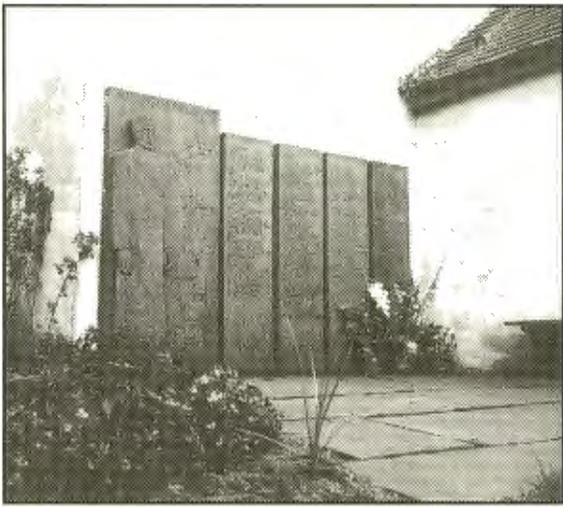
So ist das Denkmal heute noch zu sehen. Immer noch ist diese Thematik für erstmaliges Betrachten überraschend, an Gedenktafeln für gefallene oder vermisste Soldaten völlig ungewohnt. Sie fordert zum Nachdenken heraus. Wie kommt Weilstetten zu einer so außergewöhnlichen Gedenkstätte? Wer hat sie geschaffen?

Neues Interesse für den Künstler

Die Aufmerksamkeit für die Künstlerpersönlichkeit Helmuth Uhrig, der das Denkmal für Weil-

stetten meißelte, ist neu geweckt worden. Seit Juli 2000 gibt es im Berneuchener Haus Kloster Kircheng (oberhalb von Heiligenzimmern) eine „Kunstsammlung Helmuth Uhrig“, in der regelmäßig Führungen stattfinden. Sie enthält seinen künstlerischen Nachlass, der von seiner Witwe testamentarisch der Evang. Michaelsbruderschaft vermacht wurde. Ihr gehörte Helmuth Uhrig an und verdankte ihr wesentliche Impulse für seine Arbeit. Nun kann seinem äußerst umfangreichen Schaffen nachgespürt und staunend festgestellt werden, wie gedanklich tief gegründet und damit überzeugend seine Darstellungsweise ist. Das tritt auch in der Entstehungsgeschichte des Weilstetter Denkmals hervor.

Aus Kirchengemeinderats-Protokollen und Schriftstücken im Archivbestand des evangelischen Pfarramts Weilstetten¹⁾ lässt sich entnehmen, wie gründlich die Schritte bis zur Fertigstellung überdacht und zwischen allen Beteiligten



Gefallenen-Denkmal in Weilstetten am Kirchturm
Foto: Nachlass H. Uhrig

abgestimmt worden sind. Pfarrer Hans Hermann Matthaei, der von 1949 bis 1964 in Weilstetten sehr gewissenhaft und umsichtig tätig war, ergriff in den Jahren des Wiederaufbaues nach dem Zweiten Weltkrieg die Initiative und bat den „Verein für christliche Kunst in der Ev. Kirche Württemberg“ um Beratung zur Frage eines „Gefallenengedenkzeichens“.

Im Auftrag dieses Vereins bereiste der Stuttgarter Bildhauer Helmuth Uhrig sehr viele Gemeinden mit solchen Anliegen, gab ihnen Ratschläge und nahm auch Aufträge entgegen. So kam er auch im November 1950 nach Weilstetten und fertigte danach ein Gutachten. Die geplante Erweiterung und Neugestaltung des Friedhofes bei der Kirche legte es 1953 für die bürgerliche Gemeinde und die Kirchengemeinde nahe, dabei das Gefallenen-Denkmal entstehen zu lassen. Die Art der Gestaltung sollte aber nicht nur wie in früheren Zeiten einer „Heldenverehrung“ dienen. Die Schrecken des Krieges hatten alle Menschen getroffen, dazu auch Natur und Kultur vernichtet.

Das Bürgermeisteramt veröffentlichte eine Liste der im Zweiten Weltkrieg als gefallen oder vermisst gemeldeten Bürger der Gemeinde und rief die Einwohnerschaft einschließlich der im Kriege geflohenen oder danach vertriebenen „Neubürger“ auf, weitere Kriegsoffer mitzuteilen, auch etwa ums Leben gekommene Kinder.

Das zu schaffende Denkmal sollte das Andenken an sie alle bewahren und dabei die umfassende Trauer um alles Verlorene zum Ausdruck bringen. Es sollte zugleich ein Mahnmal werden für die Bewältigung der Gegenwart und Zukunft.

Pfarrer Matthaei griff mit dem Kirchengemeinderat einen Vorschlag des Architekten der Kirchenerweiterung von 1934 auf und ließ Bildhauer Uhrig, im Einvernehmen mit dem Denkmalamt, einen Entwurf für das Bild eines Engels mit Posaune fertigen, das an der Turmwand in Kirchendachhöhe mit Sgraffitotechnik in den Putz eingekratzt werden sollte. Für die Namen der Kriegstoten und Vermissten sah man Steintafeln am Fuße des Kirchturms vor, wo durch den Sakristeianbau 1934 eine Nische entstanden war.

Ein Leben für Wahrheit in Glaube und Kunst

Was für Weilstetten dann tatsächlich von Helmuth Uhrig geschaffen wurde und bis heute zu sehen ist, entspricht nur hinsichtlich der Namenstafeln diesen ersten Vorstellungen. Aber sein Kunstwerk ist kennzeichnend für die Lebenserfahrung und Geisteshaltung eines um Wahrheit ringenden, durch den Krieg geprägten Künstlers.

Er war 1906 in Heidenheim als Sohn eines kaufmännischen Angestellten der Maschinenfabrik Voith geboren worden. Seine besondere Begabung im bildhaften Gestalten fiel schon in der Schulzeit am Gymnasium und bei der Ausbildung

zum Bildhauer an der Kunstgewerbeschule in Stuttgart auf. Er studierte nebenbei auch Architektur, was zu seinen späteren umfassenden Fähigkeiten als Berater für die Gesamtausstattung von Kirchengebäuden beitrug. Als eigenständiger Denker wollte er sich nicht von der Nazi-Partei vereinnahmen lassen und musste deshalb 1933 seine Stelle als Hochschulassistent aufgeben. Im Hause der Schwiegereltern in Stuttgart richtete er sich als freischaffender Künstler eine Werkstatt ein.

Uhrig engagierte sich im Deutschen Roten Kreuz. Nach Kriegsbeginn 1939 wurde er eingezogen und stieg dank seines Organisationstalentes in führende Stellungen auf, wo er auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen für die Zusammenstellung von Lazarettzügen mit Verwundeten zuständig war. Auch in die Katastrophe von Stalingrad war er einbezogen. Eine eigenständige Aktion zur Rettung von Menschenleben brachte ihm die Strafversetzung zu einer Nahkampftruppe ein. Was er an menschlicher Not und allgemeiner Zerstörung, schließlich auch durch eigene Verwundung erlebte, prägte nach der Heimkehr sein künstlerisches Schaffen. Er stellte es ganz in den Dienst der Bestärkung seiner Mitmenschen im christlichen Glauben. Dabei orientierte er sich an den alten, romanischen Darstellungsweisen und der Kraft der Symbole, verarbeitete aber auch moderne Kunstströmungen in seiner bewusst einfachen und doch aussagekräftigen Bildersprache. Auch in Vorträgen, Diskussionen und Druckschriften befasste er sich mit der Frage einer zeitgemäßen Verkündigung der biblischen Botschaft durch die Kunst.

In den Kirchen Württembergs und darüber hinaus, wie auch auf Friedhöfen, sind unzählige Werke von Helmuth Uhrig als Bildhauerarbeiten in Holz oder Stein, als Glasfenster, Wandbilder oder Paramente zu finden. Symbolträchtige Holzschnitte von ihm sind allgemein bekannt geworden. Einem Ruf an die Evang. Akademie Arnoldshain/Taunus folgend, verlegte er 1960 seinen Wohnsitz dorthin. Nach seinem Tod 1979 wurde er im Stuttgarter Familiengrab bestattet. Seine Witwe kehrte in die Heimat zurück und starb hochbetagt 1998 in Stuttgart.

Ein Kunstfachmann und Theologe schrieb über seinen Freund Helmuth Uhrig: „Sein Schaffen wurde geprägt durch den Versuch, Wahrheit der Kunst und Wahrheit des Glaubens im 20. Jahrhundert wieder miteinander zu verbinden.“²⁾

Wie Hiob trauern

Als Helmut Uhrig aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt war und die schrecklichen Erlebnisse einschließlich des Anblicks der Trümmer von Stuttgart verarbeiten wollte, gelang ihm dies in der Beschäftigung mit dem Dichtungsbuch Hiob in der Bibel. Weil er die Kraft zur Bildhauerei noch nicht wiedererlangt hatte, schuf er eine Folge von Zeichnungen. Auf dem Kirchentag 1952 in Stuttgart entwickelte er mit einer Arbeitsgruppe anhand seiner 15 zweifarbigen Federzeichnungen zu Hiob den Weg aus Schrecken und Trauer zum festen Vertrauen auf Gottes Führung.

Schon in den 50er-Jahren hatte H. Uhrig dann in verschiedenen Gestaltungstechniken alle Hände voll zu tun. Bevor er die Ausarbeitung des Auftrages aus Weilstetten für den Volkstrauertag 1955 in Angriff nahm, traf er sich zu einer Besichtigung der Örtlichkeit mit Pfarrer Matthaei, Bürgermeister Gomringer und Architekt Link am 22. Oktober. Der Künstler stellte fest, wie seit seinem Besuch vor fünf Jahren die Friedhofanlage gerade hier bei der Kirche ein ganz anderes Gesicht bekommen hatte. Er erklärte kategorisch, die Ausführung des bisherigen Entwurfes mit einem Engelbild in der Höhe am Turm könne er nicht verantworten. Der schöne Kirchturm würde dadurch zu einer Plakatsäule erniedrigt. Die Nische am

Fuß des Turmes mit rundem Schöpfbrunnen in der Nähe und einer Ruhebänk fordere zu einer weniger anmaßenden, intimeren Gestaltung heraus.

Uhrig schlug vor, mit allem auf dem Erdboden zu bleiben und statt eines Engels die Gestalt des Hiob zu wählen. Ihr könnte noch einfache Bildszenen der vier „Hiobsbotschaften“ beigefügt werden, die dieser „Großbauer“ während eines Familienfestes dicht nacheinander empfangen musste. Darzustellen seien dabei seine von Fremden erschlagenen Knechte, das vom Blitz gezündete vernichtende Feuer, die Verschleppung von Tieren und Bediensteten, der Tod seiner zehn Kinder im Sturmwind durch einstürzende Häuser. Die bekannte Bibelstelle „Der Herr hat's gegeben...“ könnte als Inschrift noch den Sinn dieser Gedenkstätte verstärken.

Der Künstler konnte eine Fotografie eines von ihm geschaffenen Hiob-Reliefs für die Krypta des Münsters in Hameln vorzeigen und versichern, dass für Weilstetten der Termin der Fertigstellung in drei Wochen eingehalten werden könnte. Mehrkosten entstünden nur für den Steinblock zur Hiobsgestalt, der wie die Namenstafeln aus Maulbronner Rotsandstein bestehen soll.

Trotz der Überraschung durch diesen neuen Planungsvorschlag konnten die anwesenden drei Herren ihm ob seines treffenden Sinngehaltes zustimmen und in darauffolgenden Tagen sowohl den Kirchengemeinderat wie den Gemeinderat für diese Lösung gewinnen.

Die Deutung bei der Einweihung

Helmuth Uhrig hielt Wort. Das Denkmal mit Hiob wurde zum Volkstrauertag fertig. Pfarrer Matthaei predigte beim Einweihungsgottesdienst in der voll besetzten Kirche über den Bibelabschnitt, den es wiedergibt (Hiob 1, 13 – 21). Eine Stelle in seinem Predigtmanuskript lautet: „In unsagbarem Schmerz verstellt sich das Antlitz des Mannes. Die sonst in Arbeiten und Beten so tätigen Arme werden schlaff, wie gelähmt. Sie hängen lang am noch gestreckten Körper herunter... Und doch muss augenblicklich ein nächster Schritt getan sein. Wir können nicht stehen bleiben im Leben, am wenigsten, wenn uns das Wasser bis an die Kehle reicht.“³⁾ Pfarrer Matthaei führte an, was Hiob jetzt tat: Er zerriss als Zeichen der Trauer sein Kleid, rautte sein Haar, fiel auf die Erde und betete Gott an. Was im dichterisch hochstehenden Bibeltext dabei Hiob sagen konnte, ist ein Wunder des Glaubens: „Ich bin nackt von meiner Mutter Leibe gekommen, nackt werde ich wieder dahinfahren. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“

Wie Hiob – sagte der Prediger – haben wir und andere Völker viel verloren durch den Krieg. Wir können nur recht trauern, wenn wir wie er Verbindung haben zu Gott und zum ewigen Leben. Auf Heldenverehrung muss verzichtet werden, denn in dem über uns ergangenen Gottesgericht ging es oft beim Sterben recht jämmerlich zu. Nicht die Maschinengewehre oder die Bomben haben letztlich das Leben oder Hab und Gut genommen, sondern Gott in seinem undurchschaubaren Handeln. Er hatte es auch gegeben und wird die Menschen nicht ganz fallen lassen. Wenn der Chor in diesem Gottesdienst schon sang, „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt...“, so sind das Worte des Hiob, die zu jeder Zeit viele getröstet haben.

Bei der anschließenden Feier am Mahnmal wirkten mit musikalischen Beiträgen der Gesangsverein und der Musikverein mit. Der Bürgermeister hielt eine Ansprache und brachte darin auch den Dank an den Künstler Uhrig für sein besonderes Werk zum Ausdruck. Schüler trugen ausgewählt, mahnende Dichterworte vor, und der Pfarrer verlas alle Namen, die auf den Tafeln festgehalten sind. Vereinsvertreter legten Kränze nieder. Pfarrer Matthaei schrieb an Helmuth Uhrig

kurz darauf einen warmherzigen Brief, legte ihm eine Mehrfertigung seines Predigtmanuskripts bei und berichtete freudig von der Einweihung. Auch der Vertreter des Landesdenkmalamtes sei dazu erschienen und mit dem Gesamtwerk „recht einverstanden.“ Führende Leute im Ort seien mit ihm, dem Pfarrer, „der Meinung, dass wir nun eine unübertrefflich reife und gute Denkmalstätte unser eigen nennen dürfen.“⁴⁾

Nachfolgende Aktionen

Um in der Gemeinde das Verständnis für die Gefallenen-Gedenkstätte vertiefen zu helfen, bat der Ortspfarrer den kunstverständigen Pfarrer Stohrer von Sigmaringen zu einem Lichtbildervortrag über „Leid und Trauer in der Darstellung der Kunst“ nach Weilstetten. Im Februar 1956 fand dieser Gemeindeabend statt, wobei Pfarrer Stohrer ihn unter das Thema stellte „Bitterer Kelch, sei mir gesegnet“. Am Volkstrauertag 1956 zeigte abends Pfarrer Eckle von Zillhausen eigene Lichtbilder aus dem Russlandfeldzug bis hinein nach Stalingrad. Auf diesen Tag hin, den Jahrestag nach der Denkmaleinweihung, gab die Gemeinde eine Druckschrift darüber heraus und ließ sie den Familien der Gefallenen und Vermissten zukommen. Sie enthielt drei Fotos von der Denkmalanlage, den Text der Predigt vom Gottesdienst am Tag der Einweihung, die Liste der eingemeißelten Namen und einige Gedenkverse.

Bei Pfarrer Matthaei waren auch von auswärts Anfragen nach einer solchen Dokumentation eingegangen. Aus Norddeutschland kam die Nachricht, die „Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e. V.“ wolle Großaufnahmen vom Weilstetter Uhrig-Denkmal in eine Wanderausstellung „Ehren- und Mahnmale“ aufnehmen. Das Evangelische Gemeindeblatt für Württemberg brachte ein Bild vom Hiob-Stein in seiner Ausgabe zum Volkstrauertag 1956. In einem Abschnitt des Kirchengemeinderats-Protokolls zur Sitzung am 5. April 1957, die innerhalb der Visitation durch Dekan Baur aus Balingen stattfand, steht wörtlich: „In seinem Rückblick auf die Ereignisse in den beiden Jahren seit seinem letzten Besuch anlässlich der Inspektion am 7. 10. 1955 erwähnt der Dekan besonders die gelungene Einrichtung des Gefallenen-Mahnmals im Zusammenwirken mit der bürgerlichen Gemeinde. Die Kunst Helmuth Uhrigs sei eine schlichte und herbe Kunst, für deren Verständnis die Gemeinde Zeit brauchen werde. Ihr eindeutiger Verkündigungscharakter aber gebe ihr den unvergleichlichen Wert.“⁵⁾

Uhrig-Kunst auch für das neue Schulhaus

Die starke Anerkennung der Kunst Helmuth Uhrigs führte in Weilstetten bald darauf auch dazu, dass er bei der Beratung des Neubaus für eine Schule mit einbezogen wurde und 1958 den Auftrag für die künstlerische Ausgestaltung der Eingangshalle bekam. Schulleiter Karl König gab Anregungen. Auch hier brachte der Künstler eine außergewöhnliche, aber bedeutungsvolle Idee ein. Er schuf für die Fensterfront einfache, fast farblose Glasbilder, die bewusst die heimische Landschaft draußen nicht verdecken. Sie zeigen Szenen zu sechs menschlichen Tugenden, auch die sechs Barmherzigkeiten genannt, wie sie beim Evangelisten Matthäus im Kapitel vom Weltgericht aufgeführt werden. Eine Holzstatue an der benachbarten Wand stellt Jesus dar, der auf die Fenster hinzeigt. Für die ständig aktuelle Aufgabe der Wertevermittlung bei der Menschenbildung in einer Schule können von dieser Eingangshalle richtungweisende Impulse ausgehen.

Anmerkungen und Quellen:

- ¹⁾ Verhandlungsbuch des Kirchengemeinderats Weilstetten ab 1949 und Akte Nr. A 24, auch Pfarrbericht 1957, Einsichtnahme freundlich unterstützt durch Pfarrer Kocher
²⁾ Waldemar Wucher in: Renate Finckh, Die Betroffenen –

- Meditationen zu sechs Relieftafeln von Helmuth Uhrig, Esslingen 1981, letzte Seite
³⁾ Predigtmanuskript-Mehrfertigung von Pfarrer Matthaei aus dem Nachlass Uhrig in der Kunstsammlung Helmuth Uhrig im Berneuchener Haus Kloster Kirchberg
⁴⁾ Brief von Pfarrer Matthaei vom 21. 11. 1955 an Helmuth Uhrig, in dessen Nachlass vorhanden
⁵⁾ Verhandlungsbuch des Kirchengemeinderats
 Auszüge aus Protokollen zu Gemeinderats-Sitzungen in Weilstetten in den Jahren 1954 – 1956 stellte freundlich Ortsvorsteher Kurt Haigis zur Verfügung.

Literatur:

- Arnoldshainer Protokolle 2/81: Helmuth Uhrig – Protokoll eines Lebens und Werkes, herausgegeben von G. M. Martin, M. Stöhr, W. Wucher
 – Ingrid Helber, Flache Reliefs und harte Konturen. Dauerausstellung zum Lebenswerk des Künstlers Helmuth Uhrig im Kloster Kirchberg. Evg. Gemeindeblatt für Württ., 2. Juli 2000
 – Peter Poscharsky, Helmuth Uhrig (1906 – 1979). „Quatember“ 64. Jhg., Hannover, Heft 1/2001

Suppenanstalt – Jahrgänge von 1840 bis 1866

Im Nachgang zu „Armut in Balingen“/Von Walter Bames

In dem Bericht über Armut in Balingen im 19. Jahrhundert hat Frau Gaiser auch die Suppenanstalt erwähnt, die 1847, 1852 und 1854 eingerichtet worden war. Diese Suppenanstalt befand sich in der Unteren Kirchstraße (von älteren Balingern noch heute „Suppagass“ genannt). Sie war in dem Anwesen Ecke Untere Kirchstr./Schmidstr. untergebracht (Fahrschule Marr, früher „Vetter Gess“)

Mein Balinger Urgroßvater Michael Bames (1815 – 1897) lebte am unteren Ende der Straße. Dort war sein Elternhaus. Er war wie sein Vater einer der damals vielen Schuhmacher in Balingen. In seiner „Kurzen Beschreibung von den Jahrgängen 1840 – 1866“ hat der Urgroßvater auch die Einrichtung der Suppenanstalt und die Umstände, die dazu geführt hatten, geschildert...

1840: Dieses Jahr ist sehr fruchtbar, Frucht, Obst und Wein hat es in Mengen gegeben, der Kernen (Dinkel) kostet 1 f (Gulden) 24 + (Kreuzer).

1841: Dieses Jahr ist ebenso fruchtbar gewesen als wie Voriges.

1842: War ein so trockener Sommer, daß es fast gar kein Futter gegeben hat, das Vieh hat bis zur Hälfte abgeschlagen, die Frucht ist ordentlich gerathen, das Smr. (Simmeri) Kernen kostet 1 f 40 +.

1843: Dieses Jahr war so, daß es im Sommer fast alle Tage Wolkenbrüche gegeben hat. Frucht und Obst ist nicht gerathen. Der Kernen kostet 2 f 30 +. Den 20. August hat es gehagelt wo die meiste Erndte noch draussen war.

1844: Dieser Jahrgang ist auch naß gewesen, doch die Frucht ist ordentlich gerathen, der Kernen kostet 1 f 48 +.

1845: Ist ein sehr langer und kalter Winter gewesen, der Sommer war naß, das Futter ist gerathen, die Frucht hat vor der Erndte bis auf 2 f 24 + (Kernen) aufgeschlagen. Den 22. Juni war so ein Hagelwetter mittags ½1 Uhr gekommen, daß es Steine mit 30 bis 40 Loth schwer gegeben hat, auf den Dächern der Stadt hat es ungefähr 500 000 Blatten verschlagen, jedermann glaubte, der jüngste Tag komme, das Hageln dauerte nur 7 Minuten. Der Frucht hat es nicht viel geschadet, der Schaden ist theils auf die Hälfte, theils auf ¼ gerechnet worden, vom 1. Juni bis 9ten war es so heiß, daß seit 1745 nicht mehr so heiß gewesen sein sollte, der Thermometer hat in der Schatten 30 bis 34 Grad Wärme, im Herbst ist der Kernen bis auf 2 f 42+ gestiegen.

1846: War ein so gelinder Winter, daß es nur 14 Tag gefroren ist, im Frühjahr hat der Kernen bis auf 3 f 30 + aufgeschlagen, vor der Erndte hat er wieder um einen Gulden abgeschlagen. Die Erdbirnen sind gar nicht gerathen, sie sind im Boden faul geworden, daß nur ¼ Theil brauchbar gewesen sind und diese waren nicht gut, schon im vorigen Jahr hat es faule gegeben, aber nicht so viel, der Kernen hat wegen der schlechten Erdbir-

Ausblick

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind willkommen.

Samstag, 15. September: Bauten der Abtei Zwiefalten (Herr Groh). Bus.

Samstag, 10. November: Hauptversammlung im Stauffenbergsschloss zu Lautlingen. Festredner Herr Dr. Frank Raberg. Thema: Die Abgeordneten aus dem Oberamt Balingen und ihr Wirken im Landtag. Lautlingen, 18.00 Uhr

nen Erndte bis auf 3 f und 3 f 20 + aufgeschlagen.

1847: Dieses Jahr wurde eine Suppenanstalt für die Armen errichtet. Das Futter 2 f bis 2 f 42 + gekostet, der Kernen hat im Vorsommer 5 f p. Simmre gekostet, 2 Pf. Brod 14 +, ein 2 + Brot wigt 6 Loth. Das Futter ist zimmlich gerathen, die Frucht ist so gut gerathen, daß auf einem morgen Aker 140 bis 160 und noch darüber Garben gewachsen sind. Obst gab es eine solche Menge, daß kein Mann denken kann man kauft den Sack voll Äpfel um 45 bis 48 +, nach der Ernde kaufte man den Kernen zu 1 f 40 + bis 48 +, später hat er aber wieder bis 2 f 30 + aufgeschlagen, weil die Kartoffeln wieder faul und nicht gerathen sind.

1848: In diesem Jahr ist das Futter und Frucht gerathen, Obst hat es keines gegeben außer Zwetgen hat es ungeheuer viel gegeben. Die Frucht (Denkel) hat vor der Ernde 6 f gekostet und nach der Ernde hat sie bis auf 4 f abgeschlagen, die Kartoffelkrankheit hat sich auch in diesem Jahr wieder gezeigt, doch hat sie bedeutend abgenommen. Den 10. Nov. hat es so geschneit, daß der Schnee an theil Stekken 3 – 4 Fuß hoch gewesen ist. In diesem Jahr hatten wir W. Militär gehabt.

1849: Dieses Jahr ist sehr Fruchtbar gewesen. Frucht und Futter hat es in Menge gegeben, das Futter hat im Frühling 44 bis 48 + p. Cent (mer) gekostet. Die Frucht hat vor der Ernde Denkel 4 f nach der Ernde 3 f 30 + p. Scheel gekostet, das Obst ist auch zimmlich gerathen, die Kartoffeln sind auch wieder krank geworden, aber nicht bedeutend. (In diesem Jahr haben wir auch wieder Württembergisches und Estreichisches Militär gehabt wegen der Revolution in Baden).

(Fortsetzung folgt)

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Walter Bames
 Lindenstraße 55, 72348 Rosenfeld
 Adolf Klek
 Wolfsbühlstraße 6, 72336 Balingen
 Dr. Andreas Zekorn
 Horber Straße 5/3, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.
 Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 51

30. September 2001

Nr. 9

Vom Bergquell zur modernen Wasserversorgung

Von Ernst Koch – Dr. Peter Thaddäus Lang / Albstadt

Die feste Einfassung von Quellen und das Nutzbarmachen von Grundwasser gehört zu den frühesten kulturellen und technischen Leistungen des Menschen. So finden wir Brunnen bereits in der Jungsteinzeit in Mesopotamien, also vor rund 6000 Jahren. 1000 Jahre später verfügten die Menschen in Assyrien und im Indus-Tal schon über Röhren und Wasserleitungen aus Keramik. Beispiele finden sich auch in der Bibel.

Die antike Welt der Griechen und Römer übernahm die Brunnentechnik aus dem Orient und entwickelte eine ausnehmend hochstehende Brunnen- und Badekultur mit Wasserleitungen und riesigen Badehäusern. Die römischen Wasserleitungen konnten sich zu imposanten Bauwerken auswachsen; denken wir nur an die Aquädukte, wie zum Beispiel den Pont du Gard in Südfrankreich.

Der Klosterbrunnen

Nach dem Untergang der antiken Welt während der Völkerwanderungszeit überlebte die Brunnentechnik nur in den Pfalzen der Merowinger und der Karolinger sowie in den Klöstern. Die Regeln des heiligen Benedikt gaben z. B. vor, dass sich die Mönche vor und nach dem Essen die Hände waschen sollten. Dem entsprechend brauchten die Klostergebäude Brunnenanlagen im Innern der Gebäude.

Die Klosterbrunnen, die sich in Canterbury, in St. Gallen, in Weißenburg im Elsass oder auch in Maulbronn für das 11. und 12. Jahrhundert nachweisen lassen, befanden sich vor den Speisesälen der Mönche im Kreuzgang oder aber auf dem Platz in der Mitte des Kreuzgangs. Diese Klosterbrunnen waren meist aus Stein gebaute Röhrenbrunnen mit ein oder zwei Schalen. In den Dörfern und Städten hingegen wurden zu dieser Zeit noch einfach hölzerne Brunnen benutzt, doch verfeinerte sich der Stil der städtischen Brunnen im Laufe des 13. Jahrhunderts.

Öffentliche und private Brunnen

Das lebenswichtige Element Wasser machte Brunnen früh zum Gegenstand rechtlicher Festlegungen. Man unterscheidet zum einen öffentliche Brunnen – in Süddeutschland werden sie mitunter Allmendbrunnen genannt –, aus denen sich jeder Wasser holen konnte, und zum andern private Brunnen, deren Bau von den öffentlichen Behörden und lokalen Obrigkeiten oft mit billigem Baumaterial gefördert wurde. Die Reichsstadt Nürnberg verfügte im Jahre 1680 über mehr als 2000 Brunnen, davon mehr als einhundert öffentliche. Fast jedes größere Bürgerhaus besaß einen eigenen Grundwasserbrunnen, manche sogar auch deren zwei. Der eigene Brunnen im Haus galt als Statussymbol, heute vergleichbar vielleicht mit einer Limousine der gehobenen Klasse. Die Frau Geheimrat Goethe beispielsweise, die Mutter des Dichters, war richtiggehend stolz darauf, einen eigenen Brunnen im Haus zu haben. Die größeren Städte, wie Basel oder Nürnberg, waren bereits im 14. Jahrhundert

mit hölzernen Wasserleitungen ausgestattet, welche die öffentlichen Röhrenbrunnen mit fließendem Wasser versorgten.

Meist bestanden diese Röhre, auch „Deichel“ oder „Teuchel“ genannt, aus halboffenen Holzzinnen oder häufiger aus ausgebohrten Holzstämmen. Das Ausbohren selbst war ein äußerst mühseliges Geschäft und erfolgte mittels eines Geräts, das wie ein überdimensionaler Korkenzieher aussieht. Seit dem 16. Jahrhundert finden sich daneben vereinzelt auch Bleiröhren. Das fließende Wasser dieser öffentlichen Brunnen war frischer und deshalb vielseitiger verwendbar als das Wasser der häuslichen Grundwasserbrunnen, zumal die öffentlichen Brunnen an bequem erreichbaren Stellen platziert waren, etwa auf dem Dorf- oder Marktplatz. Ein Problem ergab sich regelmäßig im Winter, wenn die Brunnen einzufrieren drohten. Um dies zu vermeiden, bedeckte man die meist hölzernen Brunnenstöcke mit Stroh oder gelegentlich auch mit Mist.

Die gemeinsame Nutzung von Wasser brachte jedoch auch Risiken und Verpflichtungen mit sich. Zur Überwachung der Brunnen wurden deshalb Brunnenordnungen erlassen, von der Gemeinde wurden Brunnenmeister eingesetzt. Diese hatten für das Verlegen und Instandhalten der Leitungen, für den Bau der Brunnen und für die Sauberkeit des Wassers zu sorgen – sie sind gewissermaßen die Vorläufer unserer heutigen Tiefbauingenieure.

Brunnenputzen – Brunnenzins

Einen Brunnenmeister konnten sich freilich nur größere und reichere Kommunen leisten. Deshalb war in vielen Gemeinden die Pflege der öffentlichen Brunnen eine Sache der Bewohner eines Viertels, die jährlich den Brunnen im so genannten „Gemeinwerk“ säubern und im Winter enteisen mussten. Oft bildeten einzelne Nachbarschaften den Kern dieser Brunnengemeinschaften. Die Verpflichtung zum Reinigen des Brunnens ging dabei reihum. Das Brunnenputzen stand in dem Ruf, eine ausnehmend schweißtreibende Arbeit zu sein. Ein hohes Arbeitstempo musste vorgelegt werden, denn die Leute wollten ja den Brunnen umgehend wieder nutzen. Nicht umsonst sagt man deswegen von einem besonders Arbeitsbeflissenen „er schafft wie ein Brunnenputzer“.

Jeder Brunnennutzer zahlte einen Brunnenzins, den so genannten Brunnenkreuzer, mit dem im Anschluss an die erfolgte „Brunnenfeg“ ein gemeinsames Festmahl finanziert wurde. In Rottenburg am Neckar fand dieses Brunnenfest alljährlich am Sonntag nach Trinitatis statt, also am zweiten Sonntag nach Pfingsten.

Was ist verboten – was erlaubt

Nicht nur die Erhaltung der Brunnen, sondern auch der Umgang mit dem Brunnenwasser unterlag strengen Regeln. Bei sommerlicher Trockenheit durfte der Brunnen nur zu bestimmten Stunden benutzt werden. „Um Unordnung und Gezank“ zu vermeiden, wie es in einer Zürcher Verordnung des 18. Jahrhunderts heißt, durften mittags und abends, den Hauptzeiten des Wasserholens, nur kleine Gefäße verwendet werden, während größere Kübel und Tröge verboten waren. Auch das Tränken des Viehs war auf bestimmte Zeiten festgelegt.

Die einschlägigen Verordnungen enthalten umfangreiche Regeln, die bestimmten, was am Brunnen erlaubt und was verboten war. Strengstens untersagt hatte man beispielsweise durchweg, die Brunnen durch das Hineinwerfen von Unrat, Steinen oder größeren Hölzern zu verunreinigen. Häufig findet sich das Verbot, Gemüse, Fleisch oder Fisch im Brunnen zu waschen.

Alle Tätigkeiten, die den Brunnen nachhaltig hätten verschmutzen können, mussten mit geschöpftem Wasser neben dem Brunnen erledigt werden. So durften etwa in Konstanz keine Weinfassböden im Brunnen geschrubbt werden. Ebenso war es verboten, Windeln oder blutige Tücher in das Brunnenwasser zu tauchen oder unter den Röhren Schuhe und Kleider zu säubern; untersagt war häufig auch, beim Waschen Asche als Reinigungsmittel zu benutzen. In Genf wurde 1672 das Waschen von Wäsche, Geschirr und anderen Haushaltsgegenständen im Brunnen mit Strafen belegt; die Lautlinger Polizeiverordnung aus dem Jahre 1587 verfährt nicht viel anders.

Um diese Regelungen zu verstehen, muss man sich vorstellen, dass viele der Brunnen direkt in Wohnvierteln oder am Markt standen – in Ebingen und in Balingen (wie auch anderswo) haben wir einen Marktbrunnen – und von der Bevölkerung für ihre alltäglichen Bedürfnisse genutzt wurden. Fischhändler und Gemüseverkäufer hielten ihre Ware mit Wasser frisch. Um die Brunnen herum befanden sich mitunter Waschbänke, Wasserentnahme-Bütten oder Fischbehälter gruppiert. Einzelne Nahrungsmittelgewerbe, wie die Bäcker, Metzger oder die Bierbrauer, deckten ihren Wasserbedarf aus den Brunnen. In einigen Städten erhob die Obrigkeit deshalb besondere Brunnenabgaben für Großverbraucher.

Abergläubische Vorstellungen

Am Beispiel des Brunnens lässt sich sehr gut zeigen, wie in früheren vorindustriellen Zeiten volkstümliche Vorstellungen in die rechtlichen Festsetzungen hineinverwoben waren. Wenn ländliche Rechtsquellen betonten, dass „kein räudiges und unsauberes Vieh am Brunnen getränkt“ werden sollte, und wenn fremde Fuhrleute ihre Pferde ausspannen und neben dem

Brunnen tranken mussten, dann steht dies für eine Vorsicht und Furcht, die sich in Legenden und Volkserzählungen bestätigt sah; unter anderem berichtet eine Sage von einem Brunnen, der versiegt sei, weil ein Jude mit dessen Wasser die Augen eines blinden Pferdes gesäubert habe. Das Verbot, blutige Tücher zu waschen, ergab sich aus der magischen Vorstellung, dass sich das Wasser rot verfärbte, wenn eine Frau während ihrer Menstruation oder eine Wöchnerin vor dem ersten Kirchgang daraus schöpfte. Leprakranke und Aussätzige mussten sich von den Brunnen fernhalten, ebenso wurde in Pestzeiten denjenigen, die Umgang mit Kranken hatten, verboten, die städtischen Brunnen zu gebrauchen.

Brunnenvergiftung

Die Angst vor Brunnenvergiftungen und schweren Strafen dafür gehören zu den Schattenseiten der Kulturgeschichte der Brunnen. Im 14. Jahrhundert, oder genauer gesagt im Jahre 1321, tauchte im Südwesten Frankreichs erstmals die Idee auf, dass Lepra-Erkrankungen auf ein Vergiften der Brunnen durch Juden zurückzuführen seien. Diese Vorstellung fand 1348/49 mit dem Auftreten der Schwarzen Beulenpest neue Nahrung und verbreitete sich mit der Seuche von Nordspanien über Südfrankreich nach Savoyen und in die Schweiz. Die Folge waren Judenpogrome, bei denen Tausende von Juden verbrannt oder auf andere Weise umgebracht wurden.

Doch bevor sich die Pest über Bern, Zürich und Basel nach Deutschland ausbreitete, kam es in den Städten Südwestdeutschlands zu scheußlichen Judenverfolgungen und zu Massenmorden, bei denen unter anderem die jüdischen Gemeinden in Augsburg, Memmingen, Lindau, Ulm, Stuttgart und Esslingen vernichtet wurden. 1349 verbreitete sich die Brunnenvergiftungshysterie von Freiburg an den Rhein entlang über Straßburg und Mainz nach Köln. Wo die Juden nicht von ihren Angreifern ermordet wurden, suchten sie, wie in Frankfurt, Worms und Mainz, den freiwilligen Flammentod in ihren Häusern.

Über Sachsen verbreitete sich der Wahn, dem insgesamt rund 300 jüdische Gemeinden zum Opfer fielen, bis an die Ostseeküste nach Lübeck, Rostock und Stralsund. Nur in Österreich wurde der Verfolgung der Juden Einhalt geboten, da sich hier Herzog Albrecht nach einem Pogrom in Krems schützend vor die jüdischen Gemeinden gestellt hatte.

Dass die Verunreinigung der Brunnen ins Lebenszentrum der mittelalterlichen Gesellschaft traf und damit auch ein Symptom ihrer permanenten Gefährdung darstellte, zeigen die hohen Strafen, die für Brunnenverunreinigungen allgemein verhängt wurden. Die Spanne reichte von erheblichen Geldbußen über den Pranger bis zur Todesstrafe.

Brunnen als Gerichtsort

Die symbolische Bedeutung des Brunnens für die damalige Zeit wird auch daran deutlich, dass der Brunnen bisweilen als Gerichts- und Rechtsort betrachtet wurde. Am Brunnen bzw. an der Brunnensäule wurden Bekanntmachungen angeschlagen. Der Brunnen diente außerdem gelegentlich als Pranger, indem die Verurteilten an die Brunnensäule gekettet wurden. Stadtbekanntes Trunkenbolde stellte man 1771 in der Schweiz mit einem Glas Wasser in der Hand an den Brunnen.

Einem württembergischen Erlass zu Folge bestand die Strafe für „unzüchtige Dirnen“ darin, dass der Stadtknecht sie dreimal um den Brunnenstock führte. Des Weiteren wurden allerlei Rechtsgeschäfte durch den Rechtsort „Brunnen“ bekräftigt: Am Brunnen schloss man oftmals Verkäufe, Versteigerungen und Dienstbotenverträge ab. So ist beispielsweise von den Friesen überlie-



Ebingen, Im Hof, 1902

fert, dass sie am Brunnen Gericht hielten. Auf den Rechtscharakter des Brunnens und die rituelle Bedeutung des Brunnenwassers verweisen verschiedene Bräuche der Handwerker. Die Buchdrucker und Metzger tauchten ihre Lehrlinge nach erfolgreich abgelegter Gesellenprüfung in den Brunnen. Bei dem heute noch praktizierten Gautschen der Drucker oder dem später auf Fastnacht verlegten Metzgersprung handelte es sich ursprünglich um Passage- oder Trennungsrituale, bei denen das Wasser den alten Status des Lehrlings abwusch und ihn zum Gesellen taufte. Damit war der Übergang in ein neues Lebens- und Berufsstadium besiegelt, und immer wieder erhielt der Geselle bei seiner Taufe auch einen neuen Rufnamen.

Ein neues Lebensstadium beginnt auch mit der Eheschließung, und in diesem Zusammenhang ist das so genannte „Bräuteln“ zu nennen, das im Fastnachtsbrauchtum der Stadt Sigmaringen eine große Rolle spielt: Am Fastnachtsdienstag werden dort die jung verheirateten Männer, aber auch die silbernen und goldenen Hochzeiten des abgelaufenen Jahres inmitten einer begeisterten Menge von den Bräutigangeseleuten auf einer gepolsterten Stange um den Stadtbrunnen geführt.

Die Reinigungs- und Läuterungsfunktion des Brunnenwassers finden wir zudem bei anderen Brauchformen: Bei Rügebräuchen wurden die Gerügten zur Strafe ins Wasser geworfen. Und in Waldshut wurde jeweils am Ende der Fastnacht der Narr symbolisch im Brunnen ertränkt.

Abergläubisches

Um die Brunnen hatten sich aber auch noch allerlei andere abergläubische Vorstellungen gekrankelt. So sprach man dem Brunnenwasser beispielsweise eine besonders heilende Wirkung zu, wenn es an besonderen Tagen geschöpft wird, so am Neujahrstag oder zur Winter- und Sommer-sonnwende. Oder auch, so stellte man sich das während des christlichen Mittelalters vor, an bestimmten Heiligentagen, an Peter und Paul etwa (der „Kirschenpeter“, das ist der 29. Juni), am Maria-Magdalenen-Tag (der 22. Juli) oder auch an Jakobi (der 25. Juli).

Aus der Tiefe der Brunnen kommen die kleinen Kinder – ein im 19. Jahrhundert noch weit verbreiteter Volksglaube. Dort schlafen vor der Geburt ihre Seelen, bis die weise Frau, die Hebamme, sie herausholt.

Zur Vorstellung des Leben spendenden Wassers gehört auch der Jungbrunnen, ein Gedanke, dem wir in der Epik des Mittelalters, aber auch im Schwank und im Volksschauspiel der Frühneuzeit begegnen. Es sind nicht Kinder, denen der Jungbrunnen das Leben gibt, sondern hier erhalten alte Frauen und Männer die Vitalität und Schönheit der Jugend zurück.

Interessanterweise zeigen Darstellungen von Jungbrunnen, wie die von Lucas Cranach dem Älteren aus dem Jahre 1546 in der Mehrzahl Frauen, die diese Verjüngungskur in Anspruch nehmen.

Im Volkslied

Natürlich hat der Brunnen Eingang in das Volkslied gefunden. Bekannt sind Lieder wie „Am Brunnen vor dem Tore“, „Jetzt gang i ans Brünnele“ oder „Wenn alle Brünnelein fließen“. Daneben finden sich eine große Anzahl weiterer, weniger bekannter, aber deshalb nicht minder altehrwürdiger Volkslieder. Einige Beispiele: „Es wollt ein Maidlein Wasser holn aus einem kühlen Bronnen“ – oder: „Unser Frauen vom kalten Bronnen / bescher uns armen Landsknecht ein warme Sonnen“ – oder: „Ich ging einmal spazieren, spazieren in den Wald, da kam ich an ein Börnlein, das Wasser war so kalt“ – oder: „Vor meines Herzliebchens Fenster, da ist ein klarer Sprung; hätt ich daraus ein Tränklein, dann würde mein Herz gesund!“

...und in der Literatur

Natürlich hat der Brunnen als ein immer wiederkehrendes Motiv neben dem Volkslied auch in die Literatur Eingang gefunden, und dies besonders intensiv in der Zeit der Romantik.

Erinnert sei hier an Joseph von Eichendorff:

„... Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
wann der Lauten Klang erwacht,
und die Brunnen verschlafen rauschen
in der prächtigen Sommernacht“.

Oder Ludwig Uhland:

„... Als die Jungfrau, Krüge tragend,
oft zum kühlen Brunnen trat,
und der Wanderer, sehnlich fragend
sie um Trunk und Liebe bat.“

Und wenn wir schon bei der Liebe sind, hier noch eine Strophe aus einem Liebesgedicht von Wilhelm Hauff:

„Kennst du den süßen Brunnen
so klar und silberhell?
Kennst du den Strahl der Sonne
aus seinem blauen Quell?
Das ist des Liebchens Auge,
ihr süßer Silberblick –
aus seiner Tiefe tauche
ich nie zum Licht zurück.“

(Den „Silberblick“ wollen wir dem Dichter nachsehen, denn dieses Wort hatte vor mehr als 170 Jahren noch nicht die heutige übliche und weniger schmeichelhafte Nebenbedeutung).

Ein sehr schönes Brunnen-Gedicht verfasste Conrad Ferdinand Meyer, ein Juwel unter Meyers Gedichten und in Schulbüchern vielfach vertreten, „Der römisch Brunnen“:

Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiern, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede gibt und nimmt zugleich
Und strömt und ruht.

(Fortsetzung folgt)

Ausblick

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind willkommen.

Samstag, 10. November: Hauptversammlung im Stauffenbergsschloss zu Lautlingen. Festredner Herr Dr. Frank Raberg. Thema: Die Abgeordneten aus dem Oberamt Balingen und ihr Wirken im Landtag. Lautlingen, 18.00 Uhr

Im Schatten des Dreißigjährigen Krieges 1618 – 1648

Von dem Hobbyhistoriker und Forscher für Napoleonische Geschichte, Jens Florian Ebert, Albstadt

Der Dreißigjährige Krieg verwüstete auch unsere Gegend in unvorstellbarer Weise. Während zum Beispiel das katholische Hohenzollern-Hechingen der katholischen Liga angehörte, und somit Verbündeter des Kaisers Ferdinand II. (1578 – 1637) war, hatte sich der württembergische Herzog der protestantischen Union angeschlossen, blieb aber zunächst neutral.

Das hieß, dass die Städte Balingen und Hechingen kaiserlich waren, Ebingen und Tailfingen aber der protestantischen Union angehörten. Allein schon in unserem Kreis solch ein Wirrwarr, zeigt die ganze Komplexität des Anfangsstadiums dieses Krieges recht anschaulich. Im ersten Jahrzehnt dieses Krieges blieb unser Land weitgehend von den direkten Kriegseinwirkungen verschont, Hauptzentren der Kämpfe waren die Pfalz, Böhmen sowie Norddeutschland. Jedoch änderte sich dies bald, als die Schweden unter ihrem König Gustav Adolf 1630 in Deutschland landeten und der Krieg allmählich nach Südwestdeutschland zog. Der Verlauf ist uns allen noch bestens aus der Schule oder als Allgemeinwissen bekannt. 1631 schlug Gustav Adolf bei Breitenfeld unfern Leipzig das kaiserlich-bayerische Heer unter Tilly, 1632 folgte die Schlacht von Lützen in der die kaiserlich-bayerische Armee unter Wallenstein Erfolge erzielte und der Schwedenkönig Gustav Adolf den Schlachtentod erlitt, 1634 Ermordung Wallensteins in Eger.

Nach dem Tode des König Gustav Adolf bildeten die Schweden und die deutschen Länder der protestantischen Union den „Heilbronner Bund“. Angeführt von dem deutschen Heerführer und ehemaligen rechten Hand Gustav Adolfs, Herzog Bernhard von Weimar (1604 – 1639) und dem schwedischen Marschall Gustav Graf von Horn (1592 – 1657). Somit begann ab 1634 auch das Leiden in unserem Kreis.

Schlacht von Nördlingen, am 6. September 1634

In der Schlacht von Nördlingen am 6. September 1634 stießen ein schwedisch-protestantisches Heer mit 25 000 Soldaten, unter Marschall Horn und Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar auf ein kaiserlich-bayerisch-spanisches Heer unter dem deutschen Kronprinzen Erzherzog Ferdinand (1608 – 1657) und dessen Vetter dem spanischen Kardinalinfanten Karl Ferdinand mit zusammen 33 000 Soldaten. Es war die größte und blutigste Schlacht des Dreißigjährigen Krieges. Das schwedisch-protestantische Heer wurde vollständig vernichtet, es verlor 21 000 Tote, Verwundete und Gefangene. Von 5000 protestantischen Württembergern lagen am Abend 4000 erschlagen auf dem Feld. Der kaiserliche Sieg war überwältigend, nachdem sie nur 1500 Soldaten verloren hatten. Marschall Horn wurde gefangen, nur Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar konnte dem Blutbad entkommen, und sammelte die traurigen Reste der Armee. Der „Heilbronner Bund“ war zerfallen.

Graf Schlick Lehnsherr des heutigen Zollernalbkreis

Nach der Schlacht von Nördlingen, schenkte Kaiser Ferdinand II. seinem getreuen Hofkriegsratspräsidenten und kaiserlich-österreichischen Feldzeugmeister Heinrich Graf von Schlick zu Bassano und Weißkirchen (1580 – 1650) die Ämter Balingen, Ebingen, Rosenfeld und Schömberg. Das kaiserliche Lehen umfasste etwa den heutigen Zollernalbkreis. Der Graf sah seine Besitzungen jedoch nie, da er durch sein Amt in Wien festgehalten war. Dennoch schickte Schlick zwei Boten, welche die Bevölkerung zur Huldigung ihres neuen Landesherrn aufforderten. Die Ebinger



Heinrich Graf von Schlick
(1580 – 1650)

Bürger bekamen zudem einen königlichen Schutzbrief, welcher aber nur bedingt nutzte.

Pestepidemie 1634/35

In den Jahren 1634/35 brach eine verheerende Pestepidemie im Eyach- und Schmiechatal aus. Allein in Lautlingen überlebten von knapp 400 Einwohner gerade einmal 170 Menschen. In Ebingen gab es 606 Menschenopfer zu verzeichnen, ein Drittel der dortigen Bevölkerung! Nach Mutmaßungen, wurde die Pest sicherlich von den hereinbrechenden kaiserlich-bayerischen Truppen in unsere Täler geschleppt, die nach ihrem Sieg bei Nördlingen weite Teile des protestantischen Württemberg mit Feuer und Schwert überzogen, und ganze Landstriche verwüsteten.

Die Belagerung der Burg Hohenzollern 1633 – 1634

Vom Dezember 1633 bis August 1634 belagerte ein schwedisches Heer unter Marschall Johann Banér (1596 – 1641) unterstützt von 2600 württembergischen Soldaten unter Oberst Faber die kaiserlich gesinnte Burg Hohenzollern, welche Graf Karl von Zollern erfolgreich verteidigte. Nach neun Monaten Belagerung musste sich Graf Zollern ergeben, und die Burg erhielt eine schwedische Garnison. Nach der Schlacht von Nördlingen am 6. September 1634 eroberten die bayerischen Truppen den Hohenzollern zurück. Er verblieb von 1634 bis 1637 in bayerischen 1638 österreichisch-kaiserlichen und von 1639 bis 1650 wieder in bayrischen Händen. Während der Belagerung von Burg Hohenzollern durch Marschall Banér, musste allein das Dorf Jungingen 250 Stück Kühe, 60 Stück Jungvieh, 40 Geißen, 200 Schafe und 50 Sauen an die schwedische Belagerungsarmee abliefern. Von Bisingen wurde berichtet, dass viele Leute gezwungen wurden einen „Schwedentrunke“ (Jauche) zu nehmen.

Kriegseintritt von Frankreich 1635

Im Mai 1635 erklärt das katholische Königreich Frankreich dem Deutschen Reich den Krieg und schlägt sich auf Seite Schwedens und der protestantischen deutschen Stände. Unterdessen hatte Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar aus Schweden und deutschen Söldnern seine eigene Armee geschaffen die „Weimaraner“. Er ließ sich in Frankreichs Dienste stellen, und seine Armee

erhielt von dort ihren Sold. Frankreichs Kardinal Richelieu war der Herzog jedoch ein Dorn im Auge. Am 18. Juli 1639 erlag der Herzog einem Giftanschlag französischer Häscher in seinem Lager zu Neuenburg am Rhein. Die Weimaraner wurden fortan unter französisches Oberkommando gestellt. Am 19. Januar 1641 überfiel Konrad Widerhold (1598 – 1667), Kommandeur der württembergischen Festung Hohentwiel, Balingen. Mittels einer Kriegslist verschaffte er sich mit 30 Soldaten Eintritt in die Stadt, und erbeutete dabei 20 000 Taler kaiserliche Kontributionsgelder. Sicher kehrte er auf seine Bergfestung bei Singen zurück. Im Herbst 1642 zog der General Johann Ludwig von Erlach (1595 – 1650), neuer Kommandeur der „Weimaraner“, mit 3000 seiner Männer gegen Tübingen, Konrad Widerhold besetzte Tuttlingen, da erschienen aber kaiserliche Truppen und vertrieben die Eindringlinge. Dabei wurden Balingen und Tuttlingen von den Weimaranern geplündert.

Weimaraner plündern Ebingen 1642 Marschall Guebriant kommt 1643

Im November 1642 ging ein bayerisches Dragonerregiment unter Oberst Georg Kreutz in Ebingen in Quartier. Er wurde aber von General Erlach und seinen plündernden Weimaranern verfolgt. Schon standen die Weimaraner vor der Stadt und richteten ihre schweren Kanonen auf die Stadtmauern und -tore. Der Ebinger Bürgermeister wusste für Kreutz einen Fluchtweg durchs Nordtor nach Truchelfingen. Oberst Kreutz entrann schnell und wohlbehalten mit seinen Bayern nach Norden, während die Weimaraner durchs Obere und Untere Tor in Ebingen einströmten. General Erlach, kochend vor Zorn über die entwischte Beute, ließ als Trost für seine wilden Söldner, Ebingen einer 36-stündigen Plünderung freigeben. Im Herbst 1643 zog ein französisch-weimaranisches Heer mit 20 500 Mann unter dem französischen Marschall Jean-Baptiste Budes Comte de Guebriant (1602 – 1643) durch den Schwarzwald Richtung Schwaben, das Kommando der Weimaraner hatte Generalleutnant Josias Graf von Rantzau (1609 – 1650). Erstes Ziel war die Eroberung der Reichsstadt Rottweil, danach Aufschlagen eines Winterquartiers, und im Frühjahr 1644 Einfall in Bayern. Anfang November kam dieses stattliche Heer vor Rottweil an.

Das Gefecht von Geislingen am 7. November 1643

Marschall Guebriant hatte am 7. November, gleich als Rottweil umzingelt wurde, den Generalmajor Reinhold von Rosen entsandt um mit vier weimaranischen Kavallerieregimentern Balingen und die wichtige Heerstraße zu besetzen. Rosen, ein tapferer und umsichtiger Führer, fand jedoch Balingen bereits schon mit bayerischen Dragonern besetzt und legte seine Regimenter in das nahe Dorf Geislingen. Sieben Tage lang war Rosen nun schon im Sattel gesessen und wollte jetzt seinen Männern etwas Ruhe und Erfrischung gönnen. Es waren die Reiterregimenter „Guebriant“, „Oehm“, „Sachsen-Weimar“, und das Dragonerregiment „Rosen“ mit 1100 Mann. Sie galten als Eliteverband des französisch-weimaranischen Heeres. Rosen ließ also abtatteln und Quartiere in Geislingen beziehen. Zur Sicherheit hatte er auf der Balingen Straße eine Vorhut unter einem Rittmeister von 72 Mann gelegt.

Unterdessen war Oberst Johann Graf von Sporck (1601 – 1679) mit seinem bayerischen Dragonerregiment in Stärke von 530 Mann von seinem Befehlshaber dem bayerischen Feld-

marschall Franz von Mercy (1590 – 1645) beauftragt worden, sich Rottweil vorsichtig zu nähern und Kundschaft einzuholen. Nachts um 2 Uhr brach er am 6. November von Weil der Stadt auf, war am nächsten Morgen in Horb, und als er von da nach Balingen aufbrach, hörte er von einem Bauern, dass die feindlichen Reiter schon dort in der Nähe lagerten. Sofort war Sporck ihnen auf der Spur. In Rosenfeld schnappten sich die Bayern einen überraschten weimaranischen Quartiermeister. Bereitwillig gab er alles kund,

und wo Rosen sein Quartier aufgeschlagen hatte. Sporck, ein tollkühner Heißsporn, hatte schnell den Plan im Kopf, Rosen in Geislingen auszuheben. Im einberufenen Kriegsrat waren seine Rittmeister gegen den Plan, da sie in der Unterzahl seien, doch seine Reiter riefen: „Sporck geh zu, wir folgen dir!“. Die Aussicht auf Beute war sehr groß, und der Plan Sporcks sehr gut durchdacht. Sporck ritt zuerst allein Richtung Geislingen und kundschaftete die Lage.

(Fortsetzung folgt)

Suppenanstalt-Jahrgänge von 1850 bis 1866

Schluss zu: Im Nachgang zu „Armut in Balingen“/Von Walter Bames

1850: Dieses Jahr war zimlich naß, das Futter ist gerathen, im Frühjahr kaufte man den Centner um 40 bis 48 +, die Frucht ist auch ordentlich gerathen, vor der Erndte kaufte man den Schff. Denkel um 3 f 15 bis 30 + nach der Erndte hat es bis auf 6 f aufgeschlagen, weil die Kartoffeln wieder bedeutend böß geworden sind, schon früh im Herbst hat es Eis gegeben u. im October Schnee, darnach ist es aber wieder gelind geworden daß der ganze Winter so gelind war wie nicht bald einer.

1851: Dieses Jahr ist sehr naß gewesen, das Futter ist gerathen, vor der Erndte kaufte man den Sch. Denkel um 5 f 30 + nach der Erndte aber hat es so aufgeschlagen, daß der alte 8 f 24 +, der neue Denkel 7 f 24+ kostet, die Kartoffeln sind gar nicht gerathen, viele Leute haben kaum den Saamen gemacht. Obst hat es keines gegeben, der 22. und 23. August hat es Eis gegeben, den 25. Sept. hat es ein so groß Wasser gehabt, daß seit 1819 die Eiach nicht mehr so groß gewesen ist.

1852: In diesem Jahr wurde wieder den Armen Suppe ausgetheilt, der Jahrgang war auch wieder zimlich naß, die Frucht ist ordentlich gerathen, Obst hat es auch stellenweise gegeben, der Denkel kostete 8 bis 9 f p. Schff. Man hat dem 100 nach Wägen voll Stuttgarter Brod geholt sonst wäre die Frucht noch viel höher gestiegen. Auch sehr viel Russischen Weizen hat man ins Land gebracht, die Kartoffeln sind auch wieder beßer gerathen, doch hat es viel kranke gegeben. Nach der Erndte kaufte man den Denkel um 5½ f bis 6 f. Der Vorwinter war so gelind, daß es zwischen Weihnachten u. dem Neujahr Feilchen und allerley Frühlings Blumen gegeben hat.

1853: Erst am 20. Januar hat es das erste Mal geschneiet, es hat einen späten Frühling gegeben, der Sommer war wieder naß, der Schff. Denkel kostet vor der Erndte 5½ f bis 6 f. Den 5. Juni abends 6 Uhr hat es einen Wolkenbruch gethan, daß es sehr viel Feld verrißen und Berge gerutscht sind, die Erndte ist nicht gut ausgefallen, man hat 15 bis 20 Garben und noch mehr zu einem Schff. Denkel gebraucht, Obst hat stellenweise ein wenig gegeben, die Kartoffeln sind auch wieder krank geworden, nach der Erndte hat die Frucht aufgeschlagen, daß der Schff. Denkel bis ende des Jahres 9 – 10 f gekostet hat, 2 Pfund Brod 10 +.

1854: Ist wieder den Armen Suppe ausgetheilt worden, die Frucht hat von Anfang des Jahres von 10 f p. Schff. bis auf 13 f vor der Erndte aufgeschlagen, in diesem Jahr hat es so viel Mäuse gegeben, daß kein alter Mann es denken mag, schon im vorigen Jahr hat es viel gehabt und im Winter sind sie nicht umgekommen, den 8. Juli hat es so geregnet, daß ungeheuer viel ertrunken sind, nachher hat man auf den Wiesen gemauset und hat eine Zahl von mehr als 80000 geliefert, von dem 100 wurde von der Stadt 15 + bezahlt, auf dem Umbruchfeld wurde Kernen oder Gerste in Arsenig eingeweichnet in die Mauslöcher gelegt, das Futter ist wegen den Mäusen nicht am besten gerathen, die Frucht ist zimlich gut gerathen, besonders in der Umgegend von hier. Obst hat es wenig gegeben, die Kartoffeln sind auch wieder krank geworden, u. hat im Allgemeinen

nicht so viel gegeben als voriges Jahr. Die Frucht hat nach der Erndte bis auf 6 f p. Schff. Denkel abgeschlagen, dann aber gleich wieder auf bis auf 9 bis 10 f zu Ende des Jahres.

1855: Die Frucht hat vor der Erndte immer ungefähr 9 f gekostet, es hat so viel Kornwürmer gegeben, daß sie im Juni wie die Maienkäfer geflogen sind, die Frucht ist zimlich gerathen, auch die Kartoffeln. Zwetschgen und Birnen hat es viel gegeben, Äpfel nicht so viel, nach der Erndte hat das Korn bis auf 6 f abgeschlagen dann aber wieder bis auf 8 – 9 auf, weil es an vielen Orten nicht gerathen ist, Mäuse hat es diß Jahr gar keine mehr gehabt.

1856: Die Frucht und Kartoffeln sind zimlich gerathen, Obst hat es nicht viel gegeben, vor der Erndte hat der Denkel 8 – 9 f gekostet und nachher hat er bis auf 6 f abgeschlagen.

1857: Dieses Jahr ist sehr fruchtbar gewesen, Frucht und Obst hat es viel gegeben, Zwetschgen keine. Den 14. und 15. Juni ist es so gefroren, daß die Kartoffeln viele garnicht gekommen sind. Das Futter ist gar nicht gerathen besonders das Oemd auf vielen Wiesen hat man garnicht oemden können, wegen der unerhörten Menge Mäuse. Im Vorsommer hat der Denkel 7 f gekostet, nach der Erndte hat er 5 f 24 + gekostet. Der Wein ist so gerathen, daß er bereits dem 22ger gleich war. Der ganze Sommer war so heiß und trocken, daß man bis ende deß Jahrs Wassermangel hat.

1858: In diesem Jahr ist es wieder so trocken gewesen wie im vorigen, die Frucht und Kartoffeln so wie auch das Obst sind gerathen, das Futter ist gar nicht gerathen, der Bund Stroh hat nach der Erndte 16 – 18 + gekostet, die Frucht hat nach der Erndte bis zu Ende des Jahrs 4 bis 5 f gekostet das Obst hat man den Sak voll zu 1 f bis 1 f 20 + gekauft. 14 Tag vor Martine hat es eingewintert und ist bis den 25. Nov. so kalt gewesen, daß sehr viel Kraut, Rüben und Kartoffeln verfrohren ist, von da an ist es wieder bis Ende des Jahrs schön Wetter geblieben. Es hat so viel kleine Heuschrecken gegeben, daß sie die Wiesen ganz abgefressen haben und sind auch geblieben bis es recht kalt geworden ist.

1859: Der Vorsommer war naß, der Nachsommer so trocken und heiß, daß fast kein Brunn mehr gelaufen ist, das Hei ist gerathen, das Oemd mittel die Frucht ist ordentlich gerathen, auch die Kartoffeln, das Obst ist garnicht gerathen. Nach der Erndte kaufte man den Schff. Denkel um 5 bis 6 f bis Ende des Jahres, das Vieh hat in diesem Jahr einen so hohen Preis erreicht, daß eine mittlere Kuh 100 fl kostet, das Fleisch (Pfund) 11 – 12 +. Vor Weihnachten ist es 10 Tag so kalt gewesen, daß der Thermometer 14 bis 18 Grad Kälte hatte, dann aber ist wieder glind worden.

1860: Ist sehr naß gewesen, im Vorsommer kaufte man den Denkel um 5½ bis 6 f p. Schff. nach der Erndte um 7 f, die Frucht ist ordentlich gerathen, Obst gab es viel, die Kartoffeln sind auch wieder böß geworden.

1861: Ist sehr trocken gewesen. Der Frühling war sehr rau und kalt und bis in Mai hat man Schnee und Eis, das Futter hat einen Preis bis 2 f erhalten. Der Denkel kostet vor der Erndte p. Centner 5 f bis 5 f 24 + nach der Erndte 5 f, das

Futter ist nicht am besten gerathen, es hat so viel Mäus gehabt. Das Obst ist nicht gerathen, die Kartoffeln sind gerathen.

1862: In diesem Jahr ist Alles früh angerückt, aber im April ist es so kalt geworden, daß das Eis einen Wagen getragen hat, und das Blust und das Gras ist ganz erfrohren, so daß es sehr wenig Futter gegeben hat, weil das Futter schon voriges Jahr nicht am besten gerathen ist, so hat es im Frühling 1 f 30 + gekostet. Die Frucht ist zimlich gerathen der Centn. kostete meistens 4 f 30 + (Denkel), die Kartoffeln sind auch ordentlich gerathen, Obst gab es sehr wenig, es hat auch wieder sehr viel Mäus gehabt. Den 17. August hat es am Hirschberg gehagelt, es hat ungefähr den ¼ Theil genommen.

1863: In diesem Jahr ist das Futter gerathen, die Frucht ist auch zimlich gerathen, Obst hat es nicht viel gegeben, die Kartoffeln sind auch ordentlich gerathen. Der Denkel kostete meistens 4 f 30 +.

1864: In diesem Jahr ist das Futter gerathen, die Frucht auch, Garben hat es so viel gegeben, daß auf einen Morgen 150 und noch mehr gegeben hat, im Dräschen hat es nicht so ausgegeben das Obst ist nicht am besten gerathen, Kartoffeln hat es auch nicht so viel gegeben, weil es zu wenig geregnet hat. Der Cent. Denkel kostet nach der Erndte 3 f 36. Gegen Ende des Jahres 3 f. Vom Herbst bis Ende des Jahrs hat man großen Wassermangel.

1865: Dieses Jahr ist sehr trocken gewesen, am 19. Juni ist es so gefrohren, daß der Hanf und Kartoffeln plätzweise ganz hin war. Futter hat es sehr wenig gegeben. Das Vieh hat im Herbst über die Hälfte abgeschlagen. Die Frucht ist gerathen, sie hat bis Ende des Jahres 3 f bis 3 f 30 + p. Cent. gekostet (Denkel) Obst hat es wenig gegeben, der Sack voll hat 5 bis 6 f gekostet. Kartoffeln hat es trotz allem erfriehren sehr viel gegeben. Nach der Erndte hat das Stroh 14 bis 16 + gekostet. Im Herbst u. bis Ende des Jahrs hat man so Wassermangel gehabt, daß man fast gar nicht mehr mahlen können und es ist kein Brunne mehr gelaufen.

1866: In diesem Jahr ist die Frucht nicht gerathen, man brauchte 14 bis 16 Garben zu einem Schff. Denkel, weil es im Mai 14 Tag einmal so hart als das andere gefrohren ist. Futter hat es zimlich gegeben, Obst gar keines, Kartoffeln hat es ordentlich gegeben. Vor der Erndte kaufte man den Denkel um 3 f 30 bis 48 + nach der Erndte hat es aufgeschlagen, daß der alte Denkel 6 f 15 + der Neue 4 f 30 bis 5 f gekostet hat, das Stroh hat nach der Erndte 14 + gekostet, das Futter hat im Frühling 1 f 15 + gekostet bis 2 f, das Vieh hat so aufgeschlagen, daß eine mittlere Kuh 100 f das Fleisch 13 + p. Pfund gekostet hat.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Walter Bames
Lindenstraße 55, 72348 Rosenfeld
Jens Florian Ebert
Römerstraße 21, 72459 Albstadt
Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72422 Albstadt

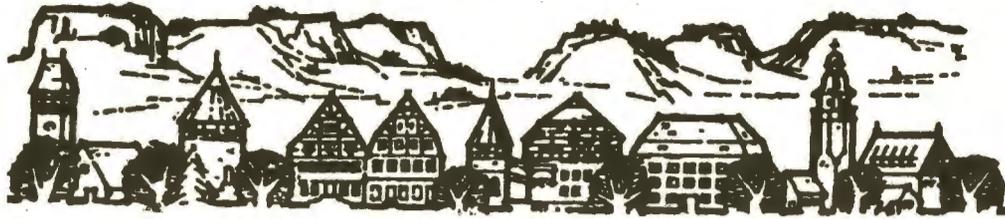
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:
Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (07427) 91094.

Redaktion:
Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 48

31. Oktober 2001

Nr. 10

Die Stiftung der Pfarrei Geislingen

Das war am 22. Oktober 1451 – Beschrieben von Dr. Wilhelm Foth, Balingen

Vor 550 Jahren wurde die selbstständige Pfarrei Geislingen gegründet „uff fritag nächst nauch des lieben Hailigen Sannct Gallen tag alz man zalt nauch cristi unsers herren Jhesu cristi gepurt vierzehnhundert jaure und darnauch in dem ainen fünfzigosten jaure“, wie die umständliche Datumsangabe in der Gründungsurkunde lautet, am 22. Oktober 1451 nach unserer heute üblichen Bezeichnung.

Die Kapelle „des lieben hailigen Sant Ulrichs zu Gislingen“ war bisher eine Tochter der Pfarrkirche zu Ostdorf gewesen, die der Kirchherr (Pfarrer) zu Ostdorf durch einen Helfer versehen ließ.

Erbaut worden war diese Kapelle wohl um 1400, gestiftet vom Ortsadel, den Herren von Bubenhofen. Geweiht war sie dem Heiligen Ulrich. Er stammte aus der Familie der Grafen von Dillingen, er hatte sich 955 in der Schlacht auf dem Lechfeld gegen die Ungarn ausgezeichnet. Er wurde Bischof von Augsburg und er wurde kurz nach seinem Tod heilig gesprochen.

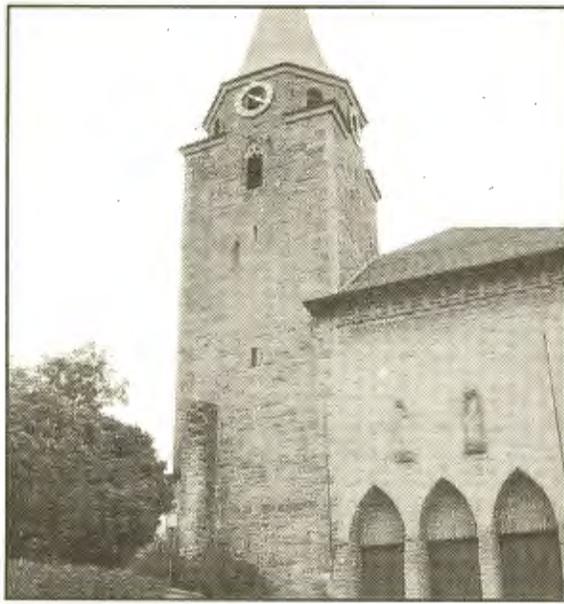
Zuerst hatten die Geislinger in ihrem Dorf in dieser Kapelle zwar die Nebengottesdienste besuchen können. Aber zum Empfang der Sakramente, also zur Messe, zu Taufen und zu Hochzeiten mussten sie nach Ostdorf gehen, an jedem Sonntag, bei jedem Wetter, bei Regen, bei Schnee, bei Hitze und bei Kälte. Das war ihnen sehr lästig und so hatten sie, zu einem uns unbekanntem Zeitpunkt, erreicht, dass ihnen auch der Empfang der Sakramente in Geislingen ermöglicht wurde. Und eine eigene „lichlege“, „Leichenlege“ d. h. Friedhof, hatten sie auch bei ihrer Kapelle.

Das aber genügte dem Ortsherrn von Geislingen, Wolf von Bubenhofen, nicht. Er wollte den Pfarrer ernennen, er wollte über das Kirchengut verfügen, er wollte mit der Kirche in Geislingen schalten und walten wie er wollte, kurz: Er wollte Patronatsherr sein.

Der Aufstieg des Geschlechts der Bubenhofen in unserer Gegend, ihr plötzlicher Reichtum, dann aber auch ihr schneller Fall in die Bedeutungslosigkeit ist eines der seltsamsten Phänomene der Geschichte unseres Raumes.

Die Bubenhofen erwarben in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Geislingen. Sie saßen auf der Bubenhofer Burg, aus der sich wenig später das Rittergut Geislingen entwickelte. Damals entstand die große Wasserburg am Weiher mit zwei Wassergräben, dem Kern des heutigen Schlosses.

Entscheidend war in der Mitte des 15. Jahrhunderts Wolf von Bubenhofen, der seine Herrschaft immer weiter vergrößerte. Als württembergischer Rat war er im ganzen Land als Schiedsrichter tätig – eine sehr einträgliche Tätigkeit! In welche Abhängigkeit dabei die württembergischen Grafen der Stuttgarter Linie (Württemberg war damals geteilt) von ihm gerieten, sieht man allein schon daran, dass sie ihm 1461 gegen 12 000 Gulden die Stadt Balingen samt dem halben Amt verpfänden mussten (bis 1468), um selbst wieder „flüssig“ zu sein.



Blick auf die Stadtpfarrkirche Geislingen

Foto: Rosalinde Riede

Dieser Wolf von Bubenhofen hatte den größten Teil der Güter und Rechte des elsässischen Klosters Ottmarsheim in der Balingen Gegend gekauft. (Diese Güter hatte das Kloster übrigens 1064 erworben. Die Verkaufsurkunde hatte König Heinrich IV bestätigt, der König, der später im Jahr 1077 sich in Canossa so tief vor dem Papst demütigen musste.)

Zu diesen Gütern, die Wolf von Bubenhofen 1451 vom Kloster Ottmarsheim kaufte, gehörte u. a. die „pfarrkichen zu burgfeld mit ir zugehörd, die da gestiftet ist in der ere des lieben hailigen Sant Michels des Ertzengels“. Zu ihr gehören: „die Cappel zu schaltzburg dem Schloss, Pfäffingen, louffen, Strichen, Zilnhusen, uffhoffen und oberwannental“. Damit war Burgfelden eine der größten Pfarreien in unserer Gegend, natürlich mit entsprechenden Einkünften.

Da diese Dörfer bereits seit 1403 württembergisch waren, strebte die Regierung in Stuttgart bzw. Graf Ulrich V, mit Beinamen „der Vielgeliebte“, danach, auch der kirchliche Herr, der Patronatsherr, dieser Dörfer zu werden.

Das nutzte nun Wolf von Bubenhofen zu einem „gütlichen Schlaich“, d. h. Tausch. Am 22. Oktober 1451 verzichtete er auf die Pfarrkirche von Burgfelden und erhielt dafür die völlige Loslösung der Kirche in Geislingen von der in Ostdorf. Graf Ulrich hat „den Kirchensatz und kirchen zu Gislingen mit ir Zugehörd verschlaicht gegen den Kirchensatz und der Kirchen zu burgfeld mit ir zugehörd“. Beide, Graf Ulrich und Wolf von Bubenhofen, versichern sich gegenseitig, dass der Tausch „zu ewigen Zitten“ gelten soll, auch gegenüber allen Privilegien, die jetzt gelten oder „über lang über kurtz von bapsten, von dem hailigen römischen stul zu Rom oder hailigen concylien, Römischen Kaisern und Kungen oder ande-

ren fürsten, prelaten und mächtigen Personen“ verliehen werden.

Nun, dazu kam es in der Folgezeit nicht – Geislingen war nicht bedeutend genug, als dass sich der Papst oder der Kaiser mit ihm beschäftigt hätten. Es handelt sich bei dem oben zitierten Satz offenbar um eine feststehende Formel, die in derartigen Verträgen üblich war.

Ausgenommen von diesem Tausch wurden ausdrücklich die Dinghöfe, die Wolf von Bubenhofen in Burgfelden, Dürrwangen und Dotternhausen besaß und die er ebenfalls vom Kloster Ottmarsheim gekauft hatte. Dabei handelte es sich jedesmal um Höfe, die große Teile der Dorfmarkung bewirtschafteten und mit denen das „Dingrecht“, die Niedergerichtsbarkeit, verbunden war. Auch die Zehnten, Zinsen und Güter, die Wolf in Burgfelden, Laufen, Dürrwangen sowie in Dotternhausen besaß, blieben vom Tausch ausgenommen. Wolf von Bubenhofen blieb also in diesen Dörfern, neben dem Grafen von Württemberg, ein wichtiger Gerichts-, Grund- und Zehntherr.

Gesiegelt wurde diese Urkunde von Graf Ulrich, von Wolf von Bubenhofen und von Pfaff Ulrich Wagner, dem Kirchherrn, Pfarrer, von Ostdorf, der am unmittelbarsten betroffen war.

Neben dieser Urkunde zwischen den beiden adeligen Herren, die den eigentlichen Tausch und die Errichtung der Pfarrei Geislingen vollzog, gibt es eine zweite, geschrieben am selben Tag, dem 22. Oktober 1451, und von der gleichen Hand. Sie gibt gleichsam die amtliche Bestätigung für diesen Tausch und regelt einige nähere Umstände.

„Wir Sigmund Grave zu Hohenberg, Maister Hanns Schulthais von Nagelt (Nagold) maister in den Siben frien Künsten Kirchherr zu Balingen, Pfaff Hanns Schutter Kaplan, Auberli Sätzli, Schulthais und Konrad Brendli, Keller daselb“.

Das war eine respektable Liste: Graf Sigmund von Hohenberg war der württembergische Obervoigt in Balingen, Magister Hans, ein studierter Mann, der sich in anderen Urkunden Hans von Nagold nannte, war der Balingen Pfarrer, Auberlin Sätzli war Balingen Schultheiß, Konrad Brendli war Keller in Balingen, der höchste „Finanzbeamte“ des Amtes Balingen. Es war also praktisch die Führungselite von Stadt und Amt, die sich hier versammelt hatte. Das lässt auf die Wichtigkeit der Angelegenheit schließen, über die sie zu verhandeln hatten.

Zunächst geben sie allen, die diesen „Brief“ (gemeint ist diese Urkunde) „lesen oder hörend lesen“ (denen er also vorgelesen werden musste, weil sie selbst nicht lesen konnten), bekannt, dass die Kirche in Geislingen künftig von Wolf von Bubenhofen, die von Burgfelden „von unserem gnädigen Herren Graf Ulrich zu Wirtemberg verliehen wird... Söllicher Schlaich ist och mit Pfaff Ulrich Wagners Kirchherren zu Ostdorff gunst, wissun und guttem Wille vollzogen“ worden.

Geregelt werden noch einige Einzelheiten: Hatte der Kirchherr zu Ostdorf bisher 1 Pfund Heller Bauschatz und 1 Pfund Heller als Kirchensteuer zu bezahlen, so soll künftig daran der Pfar-

rer zu Geislingen je 10 Schilling Heller, also die Hälfte, bezahlen, wobei der Empfänger allerdings unklar bleibt. Die „Quart“ (offensichtlich auch eine Abgabe) soll der Pfarrer von Ostdorf allein entrichten. Dagegen sollte Hans von Bubenhofen alle die Kosten tragen, die wegen der Teilung anfallen, auch für Reisen zu Gerichtstagen oder nach Konstanz, wo der zuständige Bischof saß.

Der „Brief“ wurde in doppelter Ausfertigung, von Wort zu Wort gleichlautend, für beide Parteien ausgefertigt und von den vier genannten Männern besiegelt.

Auch der Bischof von Konstanz, Heinrich von Hwen, zu dessen Diözese unser Gebiet gehörte, bestätigte den Tausch der Patronatsrechte von Geislingen und Burgfelden in einer besonderen Urkunde.

Der Ostdorfer Pfarrer erhielt künftig von den Geislingern einen geringen „Separationszins“ (Entschädigung für die Trennung) in Höhe von jährlich 1 Pfund Heller und 2 jungen Hühnern,

wie aus späteren Lagerbüchern (Abgabenverzeichnissen) hervorgeht. Diese Abgabe wurde noch Jahrhunderte später gereicht.

Damit war das Werk jedoch noch nicht vollendet, denn wovon sollte der Pfarrer leben und die Kirche unterhalten werden? Der Ortsadel und die Bevölkerung, die beide eine eigene Pfarrei gewünscht hatten, mussten dafür in gleicher Weise Opfer bringen. Wolf von Bubenhofen vermachte deswegen der Pfarrei 83 Morgen eigener Güter, Äcker, Wiesen, Gärten und Wald, die der Pfarrer an Bauern gegen Zins, von dem er dann lebte, zu Lehen ausgab. Ferner erhielt die Pfarrei den Klein- und den Blutzehnten, d. h. den zehnten Teil der Gartenfrüchte, Rüben usw. und, bei Schlachtungen, des anfallenden Fleisches zugesprochen.

Außerdem wurden alle Bauern, je nach der Größe ihrer Höfe, zu einer geringen Kornabgabe zugunsten des Pfarrers verpflichtet. Später wuchs das Kirchenvermögen durch Schenkungen, Stif-

tung von Jahrtagen weiter an, so dass für den Lebensunterhalt des Pfarrers in ausreichender Weise gesorgt war.

In der Folgezeit wurde von den Bubenhofen eine neue größere Kirche erbaut, deren Turm noch heute steht – dort hängt auch die älteste Glocke von 1475, die vielleicht zur Einweihung gestiftet worden war. Und gleichzeitig erhielt der Pfarrer ein eigenes Pfarrhaus. Damit hatte Geislingen, der Hauptsitz der Bubenhofen, eine würdige Kirche erhalten.

Quellen und Literatur:

Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 620 Nr. 6826
Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 620 Nr. 6827
Hauptstaatsarchiv Stuttgart Geistliche Lagerbücher von 1543 und 1565 Nr. 266 und 269
Regesta Episcoporum Constantiensium (REC) IV, 186 Nr. 11 548
Kreisbeschreibung Balingen Bd. I (1960) und Bd. II (1961)
800 Jahre Geislingen 1188 – 1988, Lebensbild einer Gemeinde

Vom Bergquell zur modernen Wasserversorgung

Von Ernst Koch – Dr. Peter Thaddäus Lang / Albstadt – 2. Folge

Das schönste Brunnen-Gedicht jedoch, so meine ich, hat Rainer Maria Rilke geschrieben. Es trägt den Titel „Römische Fontäne“ und soll hier, weil es so schön ist, ebenfalls in seinem gänzlichen Umfang wiedergegeben werden:

Zwei Becken, eins das andre übersteigend
Aus einem alten runden Marmorrand,
und aus dem oberen Wasser leis sich neigend
zum Wasser, welches unten wartend stand,

dem leise redenden entgegenschweigend
und heimlich, gleichsam in der hohlen Hand,
ihm Himmel hinter Grün und Dunkel zeigend
wie einen unbekanntem Gegenstand;

sich selber in der schönen Schale
verbreitend ohne Heimweh, Kreis aus Kreis,
nur manchmal träumerisch und tropfenweis

sich niederlassend an den Moosbehängen
zum letzten Spiegel, der sein Becken leis
von unten lächeln macht mit Übergängen.

Die Zahl der Beispiele ließe sich fast endlos verlängern. Einige Dichter-Namen seien noch angefügt, die ebenfalls mit Brunnen-Beispielen aufwarten könnten: Friedrich Schiller, Viktor von Scheffel, Hoffmann von Fallersleben, Ferdinand Freiligrath, Emanuel Geibel, Gottfried Keller, ja, sogar Friedrich Nietzsche wäre in diesem Zusammenhang zu nennen, obwohl sich dieser ja eher als Philosoph einen Namen gemacht hat.

Bedeutung für die Politik

In Einzelfällen reichte die Bedeutung der Brunnen jedoch weit über das Volkstümliche hinaus und sogar bis in den Bereich der großen Politik hinein. Hierfür ein uns recht nahe liegendes Beispiel aus dem Herzogtum Württemberg: Als Herzog Ulrich nach seiner Verbannung mit Hilfe des Landgrafen von Hessen im Jahr 1534 seine Herrschaft wieder aufnehmen konnte, da galt es, eindeutige Zeichen der Herrschaft zu setzen, um auch im hintersten Winkel des Herzogtums deutlich zu machen, dass die Untertanen nun nicht mehr den Österreichern, sondern wieder dem 1519 vertriebenen Herzog Gehorsam schuldig seien. Ein solches, eindeutiges Zeichen waren die Brunnenfiguren, die nach 1534 allenthalben auf den städtischen Marktplätzen des Herzogtums aufgestellt wurden:

In Murrhardt, in Markgröningen, in Leonberg, in Rosenfeld, in Balingen, in Ebingen wie auch in zahlreichen anderen (Amts-) Städten Württem-

bergs findet man sie, allesamt mit den württembergischen Insignien versehen, und nicht selten verwurzelte sich in der Volksmeinung die Ansicht, bei dem betreffenden Brunnenmann handle es sich um den Herzog Ulrich.

Ort der Begegnung

Die Bedeutung des Brunnens als eines Orts der sozialen Begegnung und der Kommunikation ist nicht genug zu unterstreichen. Dies war bereits zu biblischen Zeiten so: Wir erinnern uns aus dem Religionsunterricht vielleicht noch an jene Szene, die bei dem Evangelisten Johannes im 4. Kapitel überliefert ist. Jesus ruht sich am Jakobsbrunnen aus und kommt dort mit einer Samariterin ins Gespräch.

In unseren Breiten nicht viel anders: Am Brunnen trafen sich die Frauen und Mägde beim Wasserholen, hier wurden Neuigkeiten ausgetauscht, hier entstanden Gerüchte. Dieser Klatsch der Frauen konnte in Einzelfällen aber durchaus eine mobilisierende, politische Dimension erreichen. In Stuttgart kam es 1848 zu einer lautstarken Protest- und Rüge-Aktion, bei welcher dreißig Dienstmädchen – wie die Stuttgarter Zeitung schrieb – „aufgrund einer Diskussion am Brunnen“ loszogen, um einer als Engelmacherin bekannten Frau „mit Hülfe von Deckeln und Pfannen, Kübeln und Häfen... eine so vortrefflich durchgeführte Katzenmusik“ zu bringen, „daß vor lauter Entzücken die ganze obere Stadt zusammenlief.“

Ebinger Brunnen

Von Stuttgart aber nun zurück nach Ebingen: Aus archivalischen Unterlagen kennen wir die Namen zahlreicher Brunnen aus der Zeit des Mittelalters: Bereits 1356 ist ein Hennenbrunnen belegt; 1444 finden wir erstmals den Schafbrunnen in der Nähe der Stadtmühle erwähnt, 1483 einen „Belmlisbrunnen“, 1559 einen „Schneblisbrunnen“, 1561 den Pfaffenbrunnen bei der Pfarrwiese unter der Martinskirche, 1629 den Schulbrunnen und den Hans Eblis Brunnen, 1647 den Metzgerbrunnen vor dem Haus des württembergischen Amtmanns (heute: Hospiz) – Letzterer befand sich also nur wenige Schritte von dem Marktbrunnen entfernt.

Durch die Ebinger Stadtrechnungen sind uns die Reparaturen weiterer Brunnen bekannt – so wurden 1690 der Röhrenbrunnen bei der Alten

Kanzlei, der beim Martinsfruchtkasten (heute: Akademie des Handwerks) und auch der vor dem Oberen Tor frisch verkittet, zudem wurde 1693 der Schöpfbrunnen bei der Mühle mit Bergsteinen untermauert. Der markanteste Brunnen in Ebingen, der Marktbrunnen, wird sicherlich schon im Mittelalter bestanden haben, wenn auch der Renaissanceritter erst 1545 seinen angestammten Platz einnahm.

1810 schließlich zählte man in- und außerhalb der Ebinger Stadtmauern insgesamt neun Brunnen, davon sechs Röhrenbrunnen, deren Wasser mittels hölzerner „Deuchel“ von den Berghängen in die Stadt hineingeleitet wurde. Dazu kamen drei Pumpbrunnen. Das Wasser von einigen dieser Brunnen soll stark nach Schwefel gerochen und viel Kalkerde enthalten haben. Diesen Eigenschaften sprach man eine aktivierende Wirkung auf Blase und Darm zu. Unter den genannten Brunnen wird der Stelle-Brunnen besonders gelobt: er liefere nicht nur ausnehmend gutes Wasser, so hieß es, sondern das auch in höchst reichlichem Ausmaß. Dieser Brunnen befand sich in der Nähe des heutigen Karlsplatzes. Nach dem Bau der Eisenbahnlinie 1878 diente dieser Brunnen wegen seines Wasserreichtums dazu, die Dampflokomotive mit Wasser zu „betanken“.

Neben diesen öffentlichen Brunnen hatten die Ebinger aber außerdem noch einige Grundwasserbrunnen, so genannte „Dachbrunnen“ (Zisternen) und Feldbrunnen zu ihrer Verfügung – letztere sorgten für die Bewässerung der Gärten vor der Stadt. Kühlweiher, Stierhülbe, Galthaushülbe, das Gänsbrünnele wie auch das Kälberbrünnele und noch weitere erinnern daran, dass auch das Weidevieh Wasser benötigte, denn bis weit ins 19. Jahrhundert hinein war Ebingen ein Bauern- und Handwerkerstädtchen.

Bei Wassermangel in trockenen Wintern mussten die Bürger ihr Wasser aus einem der sieben Ebinger Weiher holen. Hierfür kamen vor allem die Spital- und der Rossweiher in Frage, denn diese beiden verfügten immer über sauberes Wasser. Glücklicherweise traten derartige Not-Situationen eher selten auf; dies wäre beispielsweise für die Bierbrauer mit ihrem besonders großen Wasserbedarf äußerst unangenehm gewesen.

Neuerungen 1863 – 1866

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts führten eine fehlerhafte Verlegung der Leitungen sowie erhebliche Fehler im Neigungsverhältnis dazu, dass die

Brunnen der Oberen Stadt in Ebingen zu wenig Wasser führten. Instandsetzungsmaßnahmen wurden deswegen immer wieder erforderlich. Unter Planung und Aufsicht des Wasserbau-Inspektors Dr. Brukmann aus Stuttgart wurden so die Wasserleitungen und Brunnenstuben erneuert. Fortan führten nicht mehr Deichel, sondern Röhren aus Ton und Gusseisen das Quellwasser zu den einzelnen Brunnen; dabei wurden die Tonröhren auf dem Gebiet außerhalb der Stadt verwendet und die gusseisernen Röhren innerhalb der Stadt. Gleichzeitig lösten gusseiserne Brunnen die alten Stein- und Holzbrunnen ab – mit der Ausnahme des alten und überaus schmucken Marktbrunnens. Zudem sorgte man dafür, dass die gusseisernen Röhren mit Anschlüssen für die Feuerwehr versehen waren, damit in jedem Stadtteil im Brandfall Löschwasser bereit stand.

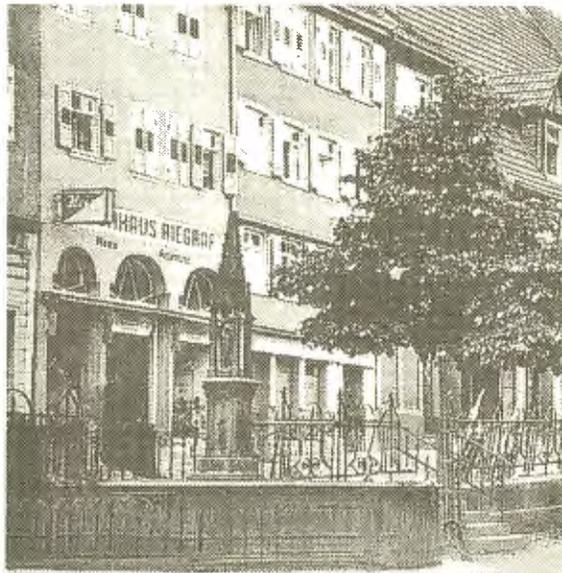
Die Hochdruckwasserleitung

Nach Abschluss dieser Arbeiten glaubten die Ebinger Stadtväter, sie hätten in punkto Wasserversorgung für Generationen vorgesorgt; doch konnten sie zu dieser Zeit nicht absehen, dass durch die kommende Industrialisierung eine vollkommen veränderte Situation entstehen würde. Als Beispiel hierfür möge ein kurzer Blick auf die Einwohnerzahlen genügen – zwischen 1863 und 1887 wuchs die Bevölkerung Ebingens um 2000 Personen.

So stand denn der Bau einer Hochdruckwasserleitung mit zunehmender Dringlichkeit ins Haus, doch die Ebinger Stadträte wollten sich mit dieser Neuerung zunächst nicht anfreunden. Als dann das königliche Oberamt verfügte, dass zwei weitere Feuerspritzen angeschafft und an den Brunnen entsprechend große Wasserbehälter angebaut werden sollten, da mussten sich die Stadtväter diesem Sachzwang fügen und wenig später wurde der Staatstechniker Karl Ehmman mit der Planung einer Hochdruckwasserleitung beauftragt. Damit hatten die Ebinger einen einschlägig ausgewiesenen Fachmann zur Hand, denn Ehmman gilt als der Vater der modernen Wasserversorgung in Württemberg. Der württembergische König verlieh ihm für seine Verdienste den Titel eines „Geheimen Rats“ und versetzte ihn sogar in den Adelsstand.

Ehemann hatte in Ebingen zunächst herauszufinden, auf welche Weise das Wasser am besten zu dem projektierten Hochbehälter hinaufzupumpen sei. Er dachte an eine mit Wasserkraft betriebene Pumpmaschine. Hierzu sollte die Stadtmühle herangezogen werden, die Stadtschultheiß Johannes Hartmann im Namen der Stadt dem Besitzer Johanne Adam Beck abkaufte. Die Leistung dieser Stadtmühlen-Pumpmaschine reichte allerdings nicht aus; eine Dampfmaschine wurde zur Ergänzung eingesetzt.

Die Dampfmaschine bestand ihren Probelauf mit Bravour. Die vertraglich festgelegte Leistungsfähigkeit von 14 Litern pro Sekunde wurde sogar



Ebingen, Obere Vorstadt, 1938

übertroffen. Der damalige Ebinger Stadtchronist Gottlob Friedrich Hummel äußert sich dazu recht überschwänglich: „Am Abend des 1. Februar 1889 verkündete der Donner der Böller das frohe Ereignis (gemeint ist der gelungene Probelauf) und die Jugend rief es eiligen Schrittes durch die Stadt: „'s Wasser läuft! 's Wasser läuft!“ Am 14. Februar konnte die Wasserleitung der Einwohnerschaft übergeben werden und schon am 17. Februar rückte der Hydrantenzug der Feuerwehr stolzen Mutes mit Standrohr und Schläuchen zu den Hydranten. Hei, wie hoch der Wasserstrahl ging! Die Pumpstation tat ihre Schuldigkeit. Bei 38 Touren lieferte sie 16 Liter in jeder Sekunde.“

Verschiedene Ebinger standen den Hochdruckwasserleitungen zunächst eher skeptisch gegenüber und sie befürchteten, die Leitungen würden vom Eis gesprengt werden, denn gerade zu der genannten Zeit herrschte in Ebingen an einigen Tagen klirrender Frost. Als dies jedoch nicht eintrat, waren diese Bedenken bald verschwunden.

In den folgenden Jahren erhielten die umliegenden, heute in Albstadt aufgegangenen Orte eine moderne Wasserversorgung. 1895 geschah dies in Margrethausen. Es folgten Tailfingen und Laufen 1896/1897, Truchelfingen 1902, Lautlingen 1905, Onstmettingen 1907, Pfingen 1908 und Burgfelden 1909.

Mit der Annehmlichkeit des Wasserhahns im eigenen Haus war allerdings ein liebgewordener, alter Brauch plötzlich funktionslos geworden – das allabendliche Wasserholen am Brunnen. Damit hatte nicht nur die weibliche Jugend eine Möglichkeit des Gedankenaustausches verloren; damit war gleichzeitig auch der männlichen Jugend eine Gelegenheit genommen, mit der weiblichen Spezies Mensch Kontakt aufzunehmen. Die jungen Leute mussten sich also nach dem Bau der Wasserleitung etwas Neues einfallen lassen. In Ebingen traf man sich fortan am „Latschare“ oder auch an anderen „Lalles-Plätzen“.

Späterhin zeigte es sich verstärkt, welchen Schatz hinsichtlich der Wasserversorgung die Stadt Ebingen mit dem Kauf des Dorfes Ehestetten (im Schmeiental wenige Kilometer östlich von Ebingen gelegen) im Jahr 1453 erworben hatte. Die dort gelegene Wiesenquelle wurde erst 1888 gefasst, und als 1911 im selben Areal die Dieselquelle hinzukam, gaben beide Quellen zusammen so viel Wasser, dass Ebingen in der Zeit von 1913 bis 1930 ihren Wasserüberschuss an Balingen abgeben konnte. Tailfingen profitierte ebenfalls von dieser günstigen Situation – die Industrie-Gemeinde im Talgang benötigte für die Herstellung der Trikotwaren mehr Wasser als im Ort selbst zur Verfügung stand: Der Ebinger Überschuss erwies hierbei sich als äußerst dienlich. So bezog Tailfingen seit 1928 Wasser vom Nachbarort. Die Ebinger Wasserlieferungen hörten erst 1951 auf, als Tailfingen den Straßberger Gretsbrunnen kaufte und damit wieder selbst genügend Wasser hatte.

Zweckverbände

Da die Bevölkerung des weiteren Ebinger Raumes auch fürderhin stark zunahm, musste man die Wasserversorgungsanlagen immer wieder erweitern. Nach dem letzten Krieg konnte die Nachfrage nicht mehr ausschließlich aus örtlichen Wasservorkommen gedeckt werden; viele Ortschaften der hiesigen Gegend schlossen sich deshalb in den 1950er Jahren überörtlichen Wasserversorgungsverbänden an. Die Stadt Ebingen tat dies 1954 mit dem Beitritt zu dem Zweckverband Bodenseewasser. Ein wesentlicher Einschnitt ergab sich mit der Gründung Albstads im Jahr 1975, denn von 1975 bis 1977 wurde ein neues Wasserwerk gebaut mit zentraler Überwachung und Steuerung.

Quellen

- Stadtarchiv Albstadt:
– Der Alb-Bote, 3., 7., 8., 12., 14., 15., 22. Februar 1889
– Der Neue Alb-Bote, 14. Februar 1889

Literatur

- Otto H. Becker, „Nauf auf d'Stang“. Ein Beitrag zur Geschichte der Sigmaringer Fastnacht. In: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 27, 1991, S. 85 – 129, hier S. 103
- Werner Fleischhauer, Die Ritterbrunnen im Gebiet des alten Herzogtums Württemberg – Fürst oder Wappner? In: Schwäbische Heimat 1968, S. 14 – 21
- Gottlob Friedrich Hummel, Geschichte der Stadt Ebingen, 2. Aufl. Ebingen 1936, S. 152
- Ignée, Wolfgang (Hrsg.), Conrad Ferdinand Meyer, Gesammelte Werke, Vierter Band: Gedichte und Balladen, München 1985, S. 112
- Ernst Klusen, Deutsche Lieder, Frankfurt/M. 1980
- Peter Thaddäus Lang, Von Schöpfrad und „Teuchel“, in: Albstadt-Journal, Albstadt 1987
- Carola Lipp, Der Brunnen. In: Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.), Orte des Alltags. Miniaturen aus der europäischen Kulturgeschichte, München 1994, S. 119 – 130.
- Winfried Müller, Vom Schöpfrunnen zum Wasserwerk. Zwei Jahrtausende Wasserversorgung in Baden-Württemberg, Stuttgart 1981
- Etienne Peultier, Concordantiarum universae scripturae sacrae thesaurus, Paris 1897
- Berthold Rein, Der Brunnen im Volksleben, München 1912
- Rainer Maria Rilke, Werke in sechs Bänden, Frankfurt/Main 1980, Bd. 2 S. 285 (Neue Gedichte 1907)
- Walter Stettner, Ebingen. Geschichte einer württembergischen Stadt, Sigmaringen 1986, S. 185 – 190

Im Schatten des Dreißigjährigen Krieges 1618 – 1648

Von dem Hobbyhistoriker und Forscher für Napoleonische Geschichte, Jens Florian Ebert, Albstadt / 2. Folge

Dann ließ der Oberst seine Truppen ausruhen und die Pferde grasen, damit sie für den nächtlichen Angriff ausgeruht seien. Um Mitternacht vom 7. auf den 8. November rückten die Bayern vor. Sporck besetzte mit 200 Reitern die Wege aus dem Dorf, und stürmte dann mit den anderen 330 Mann plötzlich mit schrecklichem Getöse und Musketengeknall in Geislingen ein. Die Rosenschen Reiter lagen tief im Schlafe, im Nuh loderten im ganzen Dorfe das Feuer und die Flammen auf. Verwirrt stürzten die weimaranischen Soldaten aus den Häusern und wurden

entweder niedergemacht oder gefangengenommen. Überall Getümmel und Entsetzen, Panik, das Feuer verzehrte Mann und Pferd, Waffen und Fahnen. Nach einer Stunde, gegen 1 Uhr, waren Rosens vier Kavallerieregimenter vernichtet. Rosen irrte zu Fuß umher und rettete sich in das nahe gelegene Geislinger Schloß, nur 300 Reiter ohne Pferde folgten ihrem Führer dorthin. Fast alle seine Offiziere gingen ihm durch Tod oder Gefangennahme verloren. Unter dem Schein der Flammen des brennenden Geislingen zog Sporck von dannen. 8 Fahnen, 800 Pferde und 200 Ge-

fangene nahmen sie mit sich. Rosen hatte der Schlag getroffen, mit nur 300 Mann kehrte er trübselig ins Lager vor Rottweil zurück. Knapp 800 Weimaraner blieben erschlagen zurück.

Belagerung Rottweils durch die Franzosen

Vier gute deutsche Reiterregimenter hatten die Franzosen gleich am Anfang des Feldzuges eingeübt. Die Belagerung von Rottweil kostete sie noch manchen Soldaten mehr. Mit Heldennut schlug die kleine Besatzung (500 Dragoner



Johann Graf von Sporck (1601 - 1679).
Im Jahre 1664 General der Kavallerie.

unter Oberstleutnant Tobald) und die Bürger Rottweils, obgleich sie von einem ganzen Heer belagert wurden. Die Angriffe ab. Generalmajor Rosen unterdessen, ließ in der Zwischenzeit das kleine Städtchen Schömberg von seiner wilden Soldateska ausplündern. Aber nur weil man daraus auf ihn geschossen hatte, als er vorbeizog, war seine Begründung. Am 17. November hatte man in Rottweil eine Bresche in die Stadtmauer geschossen, mit aller Macht wurde gestürmt, jedoch wurden die Franzosen von den tapferen Rottweilern wieder zurückgeschlagen. Hierbei wurde Marschall Guebriant schwer verwundet, als ihm eine Falkonettkugel (8-Pfünderkugel) den Ellbogen zerschmetterte. Auf einer Leiter trug man den schwer verletzten Marschall ins Quartier nach Rothenmünster. Das Pfuscher-Unglück der Wundärzte brachte ihn bald darauf zum Sterben.

Ein weiteres Opfer des Sturmangriffes wurde der französische Marechal de Camp Roque Serriere mit einem tödlichen Achselschuss. Auf seinem Totenbett hörte Marschall Guebriant noch den Jubel, als Rottweil am 19. November kapitulierte. Um unter Dach und Fach zu kommen, gewährten die Franzosen der Stadt alle ehrenvollen Bedingungen der Übergabe. Die Bürgerschaft behielt ihre Waffen, ihre Archive sowie alle Rechte und Güter. Dazuhin sollte Rottweil auch nicht mit Brandschatzung belegt werden. Der sterbende Guebriant ließ sich noch in die Stadt tragen, berief die höheren Offiziere zu sich, und ermahnte sie zu Wachsamkeit und Einigkeit. Der weimaranische Generalleutnant Rantzau übernahm den Oberbefehl, und zog sich am 20. November mit seinem Heer nach Tuttlingen an die Donau. Dort gab es noch genügend Frucht und Futter, um den Winter dort zu verbringen.

Um gegen den Feind auf der Hut zu sein, schickt er Generalmajor Rosen mit 8 deutschen Kavallerieregimentern nach Mühlheim, 5 Infanterieregimenter standen in der Nähe. Tuttlingen wurde das Hauptquartier der Generalität, der noblen französischen Adels-Regimenter sowie der gesamten Artillerie. In Möhringen nahmen die restlichen 10 Infanterieregimenter Quartier. Die Franzosen richteten sich im Donautal ein, aßen und tranken und ließen es sich wohl ergehen. In Rottweil blieb eine deutsch-französische Garnison unter Kommando des jungen Herzogs Friedrich von Württemberg sowie das Lazarett mit dem tödlich verwundeten Marschall Guebriant.

Schlacht von Tuttlingen, am 24. November 1643

Inzwischen hatten sich Herzog Karl von Lothringen (1604 - 1675) und das bayerische Heer unter Feldmarschall Mercy am 14. November vereinigt. Sie ließen Feldmarschall Melchior Graf

von Hatzfeld (1593 - 1658), den Kommandeur der kaiserlichen Truppen in Württemberg, wissen, dass sie den Franzosen bei Tuttlingen eine Schlacht liefern wollten. Sie zogen über Rottenburg am Neckar und bezogen in Balingen ihr Hauptquartier. Von dort zogen sie über Ebingen und Straßberg am 22. November nach Sigmaringen und überquerten dort am 23. November die Donau. Hier erfuhren sie von der Kapitulation Rottweils, und dem Aufschlagen des Winterlagers der Franzosen in Tuttlingen. Mercy und sein Reiterführer General der Kavallerie Johann von Werth (1594 - 1652) gedachten den Sporkschen Streich von Geislingen, im großen Stil zu kopieren.

Um den Feind zu täuschen, schickte man den kaiserlich-bayerischen Artilleriepark nach Riedlingen zurück, damit für französische Kundschafter alles so wie ein Rückzug nach Bayern auszu-sehen hat. In aller Stille rückte man noch am Abend auf Meßkirch vor. Am 24. November, einem Dienstag, zog das ganze kaiserlich-bayerisch-lothringische Heer, 15 000 Mann, gedeckt durch die Berge und hohen Wälder von Neuhausen ob Eck nach Tuttlingen. Gegen 13 Uhr nachmittags begann der Überraschungsangriff auf die sorglos weilende französisch-weimaranische Armee im Donautal. Zuerst brachen die Reitertruppen unter Werth aus den Wäldern hervor und stürzten auf die entsetzten Franzosen und Weimaraner. Die Infanterie unter Mercy, Hatzfeld und Karl von Lothringen folgte nach und setzte sich zwischen Tuttlingen, Möhringen und Mühlheim in Schlachtaufstellung fest. Der feindliche Artilleriepark wurde von Werths Reitern genommen, die Generalität samt der adligen französischen Infanterie in Tuttlingen eingeschlossen. Die 10 französisch-weimaranischen Regimenter in Möhringen welche in Schlachtordnung gegenrückten wurden größtenteils niedergemacht, das französisch-spanische Adels-Regiment Mazarin wurde bis auf den Oberst und ein paar Offiziere, welche für sich Löselgeld zahlen konnten, bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Generalmajor Rosen konnte aus Mühlheim mit seiner Reiterei nach Rottweil entkommen, nur die dortige Infanterie wurde ebenfalls niedergemacht oder gefangen genommen. Sie wurde durch Oberst Sporck mit 1000 Reiter bis nach Fürstenberg in die Baar verfolgt. So mancher schwäbische Bauer beteiligte sich voll Wut und Hass vor den Peinigern an der Hatz gegen die Franzosen. Am Morgen des 25. November ergaben sich die Generäle mit ihren Truppen auf Gnade und Ungnade gegenüber Feldmarschall Mercy. Gegen 5000 Franzosen und Weimaraner waren erschlagen, über weitere 7000 Mann wurden gefangen genommen, darunter Generalleutnant Rantzau, 3 französische Marechal de Camps, 8 weitere Generäle, 9 Obersten, 252 Offiziere, 120 Fahnen, 1200 Pferde, 20 Kanonen sowie 65 Munitions- und Verpflegungswagen. Der kaiserliche Sieg war überwältigend! Über 6000 gefangene Franzosen wurden nach Tübingen gebracht. Auf seinem Rückzug hat Rosen den Leichnam von Marschall Guebriant sowie das französische Regiment Guebriant mitgenommen, und das darin verbliebene württembergische Regiment unter dem jungen Herzog Friedrich von Württemberg mit 6 weiteren Regimentern darin gelassen. Rosen zog durch den Schwarzwald und ging bei Neuburg über den Rhein zurück.

Am 26. zogen die kaiserlich-bayerische Armee nach Rottweil ab, welche sie nun stark beschossen und belagerten. Rottweil musste sich am 3. Dezember ergeben. Herzog Friedrich sowie alle höheren Offiziere durften freien Geleites ziehen, jedoch die Garnison von 2000 Mann wurde kriegsgefangen. Der Sieg der Kaiserlich-Bayerischen Armee klang durch ganz Deutschland. Am 4. Dezember wurde in Rottweil aus den erbeuteten Kanonen dreimal Salve geschossen und das Tedeum laudamus angestimmt. Rottweil erhielt als Garnison ein bayerisches Regiment unter Oberst Royer. Nach Schiller war die Schlacht von



Reinhold Graf von Rosen
Weimaranischer Generalmajor.

Tuttlingen, das „Roßbach der Franzosen im 17. Jahrhundert“ als Anspielung auf den Sieg Friedrichs des Großen über die Französische- und Reichsarmee bei Roßbach im Siebenjährigen Krieg. Dem berühmten Heere, welches der Herzog Bernhard von Weimar einst seinen Stolz, Hofnung und Heimat nannte, waren Geislingen, Rottweil und Tuttlingen zum Grab geworden. Nur noch zwei Regimenter Infanterie und kleine Häuflein Reiter entkamen mit Generalmajor Rosen. Auch dieser traurige Rest verblutete bald zum Besten der französischen Waffen gegen die eigenen deutschen Landsleute. So war früher ein Söldnerleben! Marschall Guebriant verstarb am 23. November 1643 in Rottweil. Seine Eingeweide wurden in der Dominikanerkirche beigesezt, der Leichnam nach Frankreich überführt. Die Rottweiler sagten aber: „Der Marschall Guebriant hot in Rotwild d'Chuttle g'la!“

(Schluss folgt)

Ausblick

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind willkommen.

Samstag, 10. November: Hauptversammlung im Stauffenbergsschloss zu Lautlingen. Festredner Herr Dr. Frank Raberg. Thema: Die Abgeordneten aus dem Oberamt Balingen und ihr Wirken im Landtag. Lautlingen, 18.00 Uhr

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Jens Florian Ebert
Römerstraße 21, 72459 Albstadt
Dr. Wilhelm Foth
Lisztstraße 35, 72336 Balingen
Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72422 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:
Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:
Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 48

30. November 2001

Nr. 11

Ein Schmiedjunge machte von sich reden

Erzählung aus den Tagen von Philipp Matthäus Hahn/Von Alfred Munz, Albstadt

„Der Prediger von O.“, so der Haupttitel eines neues Buches von Alfred Munz, das sich im Untertitel „Die Geschichte des Schmiedjungen Johann Jakob“ nennt und eine Erzählung aus den Tagen von Philipp Matthäus Hahn darstellt. Erschienen ist es im Verlag Ernst Franz, Metzingen – und erhältlich ist es im Buchhandel.

Ein tief religiös veranlagter junger Bursche, Schüler und Konfirmand des berühmten Theologen und Technikers Philipp Matthäus Hahn, will auch Pfarrer werden. Dafür fehlen aber sowohl die schulischen wie finanziellen Voraussetzungen. Eines Tages hat er eine Erscheinung, die ihm befiehlt, am 2. Advent 1771 zu predigen. Die Obrigkeit will das mit allen Mitteln verhindern; aber er bricht aus dem Gottesdienst aus und predigt auf dem Friedhof vor der Kirche. Er wird nach Balingen abgeführt, eingesperrt und von Oberamtman und Dekan mehrmals verhört, mit Bericht an Regierung und Konsistorium. Mit der Auflage, nicht mehr zu predigen, wird er entlassen. Neue Erscheinung. Für ein Jahr wird er ins Zuchthaus nach Ludwigsburg gebracht. Philipp Matthäus Hahn setzt sich für seine Entlassung ein. Zu Hause bekommt er mit dem Vater Streit, weil dieser das Trinken anfängt, er wird davongejagt und stiehlt unterwegs eine Kuh. Wieder kommt er ins Zuchthaus und taucht später als Schmied und Prediger in Straßburg auf. In den ersten Revolutionskriegen wird er Soldat in württembergischem Dienst und ist als Soldat in kaiserlichen Diensten verschollen.

Die Erzählung hält sich genau an eine gut dokumentierte Begebenheit aus den Jahren 1771 bis 1774, spielt also zur Zeit des Herzogs Karl Eugen. Aus bisher nicht bearbeiteten Akten des Hauptstaatsarchivs Stuttgart wird nicht nur ein ungewöhnlich spannendes Geschehen ersichtlich, sondern es ergeben sich auch bisher nicht bekannte Zusammenhänge mit den Tagebuchaufzeichnungen Philipp Matthäus Hahns. So wird ein detailgenauer, spannender und farbenreicher Einblick in die württembergische Landesgeschichte möglich.

Hier nun das Kapitel „Die Obrigkeit“ aus eben diesem Buch:

Die Obrigkeit

Am 5. Dezember 1771, Donnerstag vor dem 2. Advent, hielt Oberamtman Lotter Jahr-Gericht in O., eine Art Gemeindevisitation, mit der er bereits am Dienstag begonnen hatte und die bis Samstag dauern würde. An jenem Donnerstag erfuhr er, dass sich im Dorf ein lediger junger Mann namens Johann Jakob, Schmiedjunge, befinde, dem Christus der Herr auf dem Feld erschienen sei und ihm offenbart habe, dass er nächsten Sonntag vor der hiesigen Gemeinde predigen solle, was er sich auch fest vorgenommen habe. „Einmal aufmerksam geworden“, schreibt er nach Stuttgart, „habe ich nicht ermangelt, diesen Menschen vorzufordern, um zu vernehmen, was an dieser Sage sei.“

Ehe Johann Jakob eintraf; erkundigte sich der Oberamtman beim Vogt, was man denn über diesen Burschen so wisse und ob er denn sonst schon auffällig geworden sei. Der Dorfvogt konnte aber nur mitteilen, dass er bei seinem Vater in der Schmiede arbeite und zeitweilig Rosshirte gewesen sei. Gehöre zu den Frommen und sei eher scheu. Wollte Pfarrer werden. – Aha! Und nun will er Erscheinungen gehabt haben!? Johann Jakob tritt ins Zimmer, und mit ihm wird, wie sich der Oberamtman ausdrückte, ein „Examen“ abgehalten, auch ein Protokoll darüber aufgenommen. Dem ist zu entnehmen, dass der Oberamtman zunächst die helle Gestalt so genau wie möglich beschrieben haben wollte – das Ergebnis ist bekannt –, am Ende sich aber folgendes Frage- und Antwortspiel ergab:

– Glaubst du, daß der Geist es fertigbringt, daß du am nächsten Sonntag in der Kirche predigen wirst?

– Ja, da bin ich sicher.

– Dann hast du dir auch schon Gedanken zu deiner Predigt gemacht. Wie willst du denn auftreten, und über welchen Text willst du predigen?

– Das weiß ich noch nicht. Das wird mir gesagt werden.

– Wenn aber der Geist die Verheißung nicht erfüllt, was machst du dann?

– Ich zweifle nicht im geringsten, daß alles so geschieht. Was der Geist verheißt hat, das hält er gewiß.

Am Ende wurde Johann Jakob das Protokoll vorgelesen. Er war einverstanden. Dessen Richtigkeit bezeugen der Vogt Michael Haasis und die Richter Jerg Schaudt und Paul Demuth. Obwohl nun das „Examen“ durch das Protokoll ein Gewicht bekam, wird doch deutlich, dass Oberamtman, Vogt und Richter das Vorhaben des Johannes Jakob nicht recht ernst nahmen. Vielleicht dachten sie, seine Wahnvorstellungen würden sich bis zum Sonntag gelegt haben. Ein Zeichen auf der Stirn, wie sollte das zugehen? Es wurde kein offizielles Predigtverbot ausgesprochen, nicht mit Arrest gedroht. Was konnte man mit einem religiösen Spinner auch machen, der bisher nichts Böses verübt hatte? Am besten, man ging freundlich mit ihm um.

„Also klar“, wird es am Schluss heißen haben, „Johann Jakob, keine Predigt am Sonntag!“ Und vielleicht hat ihm der Dorfvogt auf die Schulter geklopft: „Keine Dummheiten, Johannes!“ Und Johann Jakob wird seinen Hut aufgesetzt haben und nach Hause gegangen sein. Einige Leute sahen ihn aus dem Haus des Dorfvogts kommen und machten sich ihre Gedanken. Die Situation des Johann Jakob war aber dieselbe, wie sie Martin Luther erlebte, der von sich schrieb, Gott habe ihn wie einen geblendeten Gaul ins Spiel geführt.

Die Sache mit dem Johann Jakob ging indessen

dem Oberamtman nicht aus dem Kopf. Sie kam ihm wohl nicht ganz geheuer vor. Er berichtet:

Ehe heute, Samstag, 7. Dezember, Beamter wieder aus dem Flecken sich begeben, hat er für nötig befunden, den obbenannten Johann Jakob noch einmal vor sich zu fordern und zu befragen, ob es ihm noch also sei, daß er morgenden Sonntag vor hiesiger Gemeinde predigen wolle.

– Ja, er sei noch festen Glaubens, und es werde geschehen.

– Ob ihm inzwischen von dem Geist weiter nichts verheißt worden.

– Nein. Er habe ihm genugsam verheißt, und was er versprochen, halte er gewiß.

– Wie er mich, Oberamtman, dessen noch weiter überzeugen wolle.

– Er könne es wohl, aber er, Oberamtman, werde es nicht begreifen und glauben.

– Was denn dazu gehöre, solches zu glauben.

– Es gehören drei Dinge dazu: Erkenntnis, Beifall und Zuversicht.

– Da hier im Flecken und aller Orten nun bekannt sei, daß er diese Erscheinung gehabt, so sei jeder in ein Nachdenken gekommen. Wenn nun aber aus der Sache nichts werde, was er, Johann Jakob, glaube, daß man dann von ihm denken und mit ihm tun werde.

– Was ihm der Geist verheißt, geschehe gewiß. Wenn es aber nicht geschehen werde, so könnte es sein, daß man ihn als Maleficanen (Betrüger, Verbrecher) herumschleppen werde. Er wolle sich aber den Kopf nehmen lassen, wenn nicht alles geschehe, was er angegeben. Er sei dessen genugsam überzeugt.

Abschließend fragte der Oberamtman noch, ob er, Johann Jakob, denn zum Predigen auf die Kanzlei steigen wolle, wenn ihm der Geist nichts Neues befehle. Johann Jakob brachte diese Frage nicht in Verlegenheit. Er war sich seiner Aufgabe so sicher, dass er antwortete: „Herr Oberamtman, bleiben Sie doch mit Ihrem Schreiber hier und besuchen Sie morgen den Gottesdienst, dann können Sie sich von allem überzeugen.“

Was der Oberamtman nicht erfuhr, zu diesem Zeitpunkt aber Vikar Seefels bereits zu Ohren gekommen war, ist, dass Johann Jakob geäußert hatte, er wolle in Ebingen einen Kirchenrock kaufen. Das Geld hierfür, drei Gulden, müsse ihm entweder der Kronenwirt leihen oder es müssten diejenigen, die zu ihm ins Haus gekommen seien, ihm Vorschuss geben. Johann Jakob hatte also Anhänger, auch wenn darunter nur mancher Neugierige gewesen sein dürfte. Und er sagte, vom Vikar wolle er den Talar und den Überschlager, also das Bäffchen, ausleihen. Talar war wichtig, er wies den Prediger aus, gab Vollmacht und Würde. Das war so. Das hatte er so erlebt, und was sein musste, musste sein.

Dem Oberamtman fiel noch ein, dass morgen, Sonntag, ja der neue Pfarrer seine Antrittspredigt zu halten hatte. Er, Johann Jakob, werde doch diesen nicht hindern oder vertreiben wollen. „Nein“, sagte da Johann Jakob, „ohne Gottes

Macht geschieht nichts." – „Ob er denn nicht mit dem neuen Pfarrer reden wolle, vielleicht verlege der seine Antrittspredigt?" Darauf Johann Jakob: „Wenn ich so frei sein darf, möchte ich mit ihm reden." Das befand der Oberamtmann für gut, und vielleicht, mag er gedacht haben, kann der Pfarrer mit dem fanatischen Jungen ein Übereinkommen erzielen. Durch Schulmeister Schaudt, den Mesner, ließ man Pfarrer Vellnagel wissen, dass ihn „dieser Mensch", wie es im Protokoll heißt, sprechen möchte, und fügte hinzu, er möge ihn doch von seinem Wahn befreien und „seinen Erfund dem Gemeinschaftlichen Oberamt einberichten".

Nun glaubte Oberamtmann Lotter, das Seine getan zu haben. Er entließ Johann Jakob mit der Drohung:

– *Mein lieber Johann Jakob, ich glaube nicht an deine Erscheinung. Wenn du Unordnung machst und es zu Unruhen kommt, wirst du's büßen müssen.*

– *Ohne Gottes Willen kann dies alles nicht sein. Wenn er es haben will, geschieht es, und wer es hindert, wird den Lohn dafür empfangen.* So die Antwort Johann Jakobs.

Johann Jakob hatte – so viel wird aus der Befragung des Oberamtmanns deutlich – seine Überlegungen angestellt und sich auf einen Auftritt vorbereitet. Ob er auch ahnte, was es heißt, sich aus der Dorfgemeinschaft beinahe mit Gewalt zu lösen? Da erhebt sich Feindseligkeit, weht aus mancher Richtung ein kalter Wind. Eines war Johann Jakob allerdings immer klar: Predigen bedeutete für ihn, als Spinner angesehen und vielleicht für verrückt gehalten zu werden. Der Bibel hatte er entnommen, dass Prediger sich mit Haut und Haar, ja mit ihrem Leben einsetzen müssen, und

er bekundete immer wieder, dass er dazu bereit sei. Dass für ihn ein Lebensabschnitt zu Ende war, ein schwerer neuer begonnen hatte, war ihm sicher bewusst.

Das alles geschah am Samstag vor dem zweiten Advent. „Beamter ist sofort, unter einer dem Dorfvogt gegebenen Weisung wie er der allenfalls anstehenden Unordnung steuern solle, von hier abmarschiert." Ob es ihm wohl war mit seinem Verhandlungsergebnis? Er konnte sich nun die ganze Geschichte mit dem Johann Jakob nochmals durch den Kopf gehen lassen, denn drei Stunden hatte er zu gehen, bis er in Balingen im Zollernschloß anlagte.

Inzwischen marschierte Johann Jakob ins Pfarrhaus. Was sich dort abspielte, berichtete Vikar Seefeld später dem Oberamtmann. Johann Jakob brachte sein Anliegen vor mit den Worten: „Ich komme im Namen des Herrn Zebaoth und soll an diesem heiligen Ort predigen." Wenn sich jemand so einführt, hält man ihn für übergeschnappt. Pfarrer Vellnagel war aber offensichtlich gefasst und versuchte auf diese Anrede hin zuerst einmal Johann Jakob klarzumachen, dass das Lehramt allein den von der Kirche bestellten Dienern zugewiesen sei, und fragte ihn, was er denn predigen wolle, was er denn für ein Wort Gottes im Herzen habe. Johann Jakob wiederholte dass er im Namen des Herrn Zebaoth komme. Er wolle predigen, weil das Wort Gottes heutigentags keine Kraft mehr habe und die Leute sich nicht mehr strafen ließen. Darauf der Pfarrer:

Das ist freilich so, daß nur der kleinste Haufen dem Wort Gottes gehorcht. Das allein aber berechtigt dich nicht zum Predigen. Dafür sind die ordinierten Lehrer und Pfarrer da. Kannst du mir

überhaupt ein Wort aus der Bibel sagen, das dich zum Predigen berechtigt?

Der Chronist hätte nun angenommen, dass es dem schriftkundigen Johann Jakob nicht schwerfallen konnte, ein paar geeignete Bibelstellen anzuführen oder auf die Jünger Jesu zu verweisen, die ja auch keine studierten Leute waren, aber entweder war er so verduzt, dass ihm nichts einfel, oder er hatte sich unter diesem Gesichtspunkt noch nicht mit der Bibel beschäftigt. Hatte er also ein schmales Wissen, das nur wie in einem Spalt in die Tiefe reichte? Vikar Seefeld berichtet, Johann Jakob hätte in der Zeit einer halben Stunde nichts Passendes vorbringen können, worauf ihn Pfarrer Vellnagel mit den Worten entließ: „So gehe hin im Frieden!" Johann Jakob aber hatte seinen Auftrag nicht vergessen und antwortete: „Gott stärke Ihren Glauben! – Darf ich morgen predigen?" Darauf der Pfarrer: „Du hast keinen einzigen Spruch anziehen können, also bist du auch nicht berufen".

Johann Jakob musste unverrichteter Dinge abziehen, und da packte ihn wohl der Trotz. Dem Vikar wurde hinterbracht, er habe auf dem Heimweg gesagt: „Und wenn auf jeder Hausstaffel einer mit einem hauenden Schwert sitzt, so kann mich niemand vom Predigen abhalten."

Dem Vikar schwante nichts Gutes für den morgigen Tag und er suchte am Abend nochmals Pfarrer Vellnagel auf: „Schicken Sie den Schulmeister zum Dorfvogt, er soll etwas unternehmen, damit bei Ihrer Antrittspredigt keine Unordnung entsteht. Der Johann Jakob gehört eingesperrt!" Pfarrer Vellnagel war anderer Meinung. „Wir wollen Gott walten lassen", sagte er und beendete das Gespräch.

Vor 60 Jahren: Aufstellung der 4. Gebirgsdivision „Enzian" im Raum Balingen/Albstadt

Dazu Truppenübungsplatz Heuberg und ihr Schicksalsweg während des 2. Weltkrieges 1939 – 1945 – Von Jens Ebert, Albstadt-Lautlingen

Die 4. Gebirgsdivision „Enzian" wurde vom 25. Oktober 1940 bis zum 20. März 1941 im Raum Balingen – Lautlingen – Ebingen – Tailfingen – Truppenübungsplatz Heuberg aufgestellt. Sie trug als ihr Divisions-Wappenzeichen die Blüte des Enzians. Die Division wurde aus Abstellungen des deutschen Feldheeres (Teilen der 25. und 27. Infanteriedivision) in unserem Heimatgebiet gebildet. In ihren Reihen dienten Württemberger, Badener, Bayern, Österreicher und sogar Südtiroler (deutschstämmige Emigranten, welche nach der Zusprennung Südtirols an Italien ausgewandert waren)!

Die Balingen Berge sowie die Berge rings um Albstadt dienten in jener Zeit, vom Oktober 1940 bis zum März 1941 als ideales Übungsgelände für die zukünftigen Gebirgsjäger. Viele dieser künftigen Soldaten entstammten ja den gewöhnlichen Infanterieregimentern des deutschen Heeres. Weiterum andere Soldaten, welche aus den bayerischen Alpen oder aus Österreich und Südtirol stammten, brauchten keine allzu großen Kenntnisse im Gebirgswesen sammeln. So fand die gesamte Ausbildung und Aufstellung der Enzian-Division in unseren heimischen Gefilden statt.

Heute gibt es noch drei größere Erinnerungen bei uns, welche an die Ausbildung und Aufstellung der Gebirgsjäger der Enzian-Division 1940/41 hinweisen. Von Albstadt-Lautlingen geht ein Wanderweg nach Albstadt-Burgfelden den Heersberg hinauf. Ein Teilstück dieses Wanderweges wird noch heute „Muliweg" genannt. Weil die Gebirgsjäger während ihrer Ausbildung fast jeden Tag mit ihren Mulis diesen Albaufstieg benutzen mussten. Seit damals heißt dieser schmale und sehr steile Weg „Muliweg". Oben auf der Hochfläche angekommen, begrüßt den Wanderer ein steinernes Denkmal, das an den „Muliweg" erinnert. Das größte aber auch imposanteste Denkmal für die Soldaten der Enzian-Division steht

auf dem Hörnle, oberhalb von Albstadt-Laufen. Es befindet sich etwas seitlich des Wanderwegs am westlichen Abhang des Hörnles. Dort wird auf mehreren Gedenktafeln, sowohl in deutscher als auch in kyrillischer Sprache, der Aufstellung und dem Leidensweg der Gebirgsjäger während des 2. Weltkrieges gedacht.

Die Enzian-Division kämpfte in Jugoslawien und Südrussland. Sie stand am 21. August 1942 auf dem 5633 Meter hohen Elbrus im Kaukasus. Weiter ging ihr Leidensweg vom angetretenen Rückzug auf den Kuban-Brückenkopf, Halbinsel Krim, Rumänien, Ungarn und schließlich der Slowakai. Während des 2. Weltkrieges war die Enzian-Division 10 800 Kilometer marschiert! 10 800 Gefallene sowie 2452 Vermisste mussten die Gebirgsjäger auf ihrem Marschweg zurücklassen.

Die in unserem Heimatraum aufgestellte und ausgebildete 4. Gebirgsdivision „Enzian" hatte folgende militärische Gliederung: Gebirgsjägerregiment 13, Gebirgsjägerregiment 91, Gebirgsjägerbataillon 94, Gebirgsartillerieregiment 94, Gebirgsaufklärungsabteilung 94, Gebirgspanzerjägerabteilung 94, Gebirgspionierabteilung 94, Gebirgsnachrichtenabteilung 94, Gebirgssanitätsabteilung 94 sowie der Gebirgsversorgungsabteilung 94. Insgesamt hatte die Gebirgsdivision bei vollständiger Gliederung und Kriegsstärkenach-

weisung folgenden Sollbestand:

- 14 000 Soldaten
- 6300 Tiere (davon 4800 Tragtiere und 1500 Pferde)
- 1400 Kraftfahrzeuge (einschließlich PKW und Kräder)
- 496 leichte und schwere Maschinengewehre
- 110 leichte und mittlere Granatwerfer
- 30 leichte und schwere Infanteriegeschütze
- 39 Panzerabwehrkanonen (Pak)
- 48 leichte und schwere Geschütze

Die Kommandeure während des 2. Weltkrieges waren: Generalleutnant Eglseer, Generalleutnant Krefß, Generalleutnant Braun, Generalleutnant Breith, Oberst Bader, Generalleutnant Wintergerst in Vertretung und zuletzt bei Kriegsende 1945 Oberst Jank in Vertretung.

Die Mulis der Gebirgsjäger

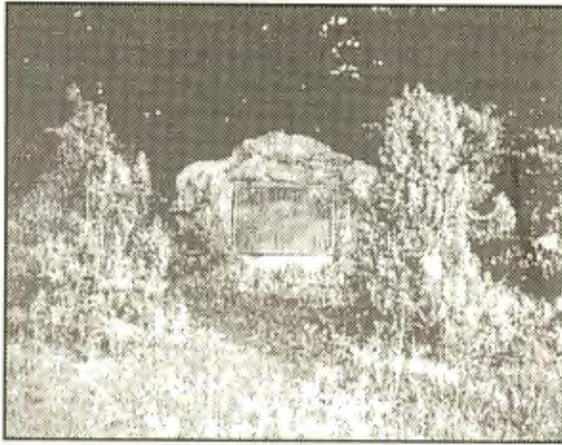
Die Mulis waren die treuesten Weggefährten der Gebirgssoldaten in allen Situationen. Die Mulis der Gebirgstruppen waren Mischlinge aus Eselhengsten und Pferdestuten. Sie erwiesen sich als sehr leistungsfähig und genügsam, hatten aber auch ihr eigenes und oft unberechenbares „Naturell". Sie konnten ebenso friedlich wie auch störrisch sein. Ein Muli wurde „einsatzbereit" gemacht, indem auf seinen Rücken zunächst ein Woilach kam. Dann folgte die Beschirrung mit zirka 10 kg Gewicht und zuletzt der rund 35 kg schwere Tragsattel. An Futter waren pro Tier und Woche drei Zentner Heu und ein halber Zentner Hafer vorgesehen. Oft aber konnten diese Rationen in den Landschaften Russlands nicht einge-

halten werden, und so knabberten die Mulis Strohdächer an, rupften Blätter von den Büschen oder fraßen die Rinde der Bäume. Verantwortlich für die Tragtiere in jeder Kompanie waren die Futtermeister und dessen Gehilfen. Der Bataillonsveterinär überwachte mit seinem Personal die Tiere und sorgte für deren Gesundheitszustand.

Zwei Gebirgsjägerregimenter (statt drei bei den Infanteriedivisionen). Anstelle des dritten Regiments gab es bei den meisten Gebirgsdivisionen ein selbstständiges Jägerbataillon. Jedes Gebirgsjägerregiment hatte eine Sollstärke von 4300 Mann unter Führung eines Obersten oder Oberstleutnants. Das Gebirgsjägerbataillon hatte eine Soll-Kampfstärke von insgesamt 900 Mann mit 250 Tragtieren. Begleiter der Gebirgsjäger war die Gebirgsartillerie, von der jede Division ein Regiment mit zwei Abteilungen leichter Gebirgsgeschütze, eine Abteilung leichter Feldhaubitzen und eine schwere Haubitzenabteilung jeweils zu drei Batterien mit vier Geschützen besaß. Die Gebirgspionierabteilung war 900 Mann stark und galt als teilmotorisiert. Die Pioniere galten als bewährte Helfer der Gebirgsjäger. Sie waren durch den Bau von Brücken und Übersetzmitteln über Flüsse und Ströme, Instandsetzen der Straßen, dem Anlegen von Straßen und Steigen in den Bergen sowie dem Räumen von Sperren aller Art, nicht nur Wegbereiter der Gebirgsdivisionen. Die Gebirgsnachrichtenabteilung hatte eine Sollstärke von 500 Mann. Sie stellte durch Fernsprechleitungen und Funk die Verbindungen zwischen den Stäben, Einheiten der Jäger, Pioniere, Artillerie, Nachschub und Tross her. Sie ermöglichten dadurch eine Zusammenarbeit aller Divisionsteile. Welche Leistung solche Abteilungen erreichten hier nur ein Beispiel: Während der Kämpfe im Hochkaukasus wurde eine 110 Kilometer lange Fernsprechleitung über 2800 Meter hohe Berge bis zur Angriffsspitze verlegt! Die Gebirgsaufklärer waren stets die ersten am Feind. Bei Einsätzen im Gebirge konnten sie allerdings von ihren Krädern, Fahrrädern und PKW's keinen Gebrauch machen und absitzen. Die Gebirgspanzerjägerabteilung war die einzige Abteilung jeder Gebirgsdivision, die voll motorisiert war. Mit ihren Geschützen konnten sie im Gebirge nicht eingesetzt werden, da dort ja aber auch keine Feindpanzer auftraten. Allein bei den schweren Kämpfen im Flachland, wie z. B. dem Kuban-Brückenkopf, hatten sich die Gebirgspanzerjäger bei der Abwehr feindlicher Panzerangriffe immer wieder ausgezeichnet. Zu jeder Gebirgsdivision gehörten außerdem noch eine teilmotorisierte Gebirgssanitätsabteilung sowie eine teilmotorisierte Versorgungs- und Nachschubtruppe.

Uniform und Ausrüstung

Die „Berguniform“, auf die Gebirgssoldaten sehr stolz waren, unterschied sich von allen anderen Waffengattungen der deutschen Armee. Sie bestand aus einer Feldbluse, wie sie auch von jedem anderen Heeressoldaten getragen wurde. Am rechten Rockärmel befand sich ein ovales Edelweißabzeichen aus Stoff. Die Berghose wurde als eine Art weit geschnittene und locker zu tragende Keilhose mit einem Steg getragen. Die genagelten halbhohen Bergschuhe hatten ein Gewicht von fast 5 Pfund. Besonderes Zeichen aller Gebirgssoldaten war die Bergmütze mit seitlichen vorn hochgeknöpften Klappen und einem blechgeprägten Edelweiß an der linken Mützensseite. Die Bewaffnung und Ausrüstung waren aber die gleiche wie bei der Infanterie, mit Ausnahme des Rückengepäckes. Bei voller Ausrüstung mit zusätzlich Munition und Handgranaten hatte ein einzelner Gebirgsjäger beim Kampf im Gebirge knapp 25 bis 30 kg selbst zu schleppen. Eine besondere Bergausrüstung war vorhanden, wurde aber normalerweise nicht von der Truppe sondern von den rückwärtigen Einheiten mitgeführt. Sie bestand aus Skiern, Bergseilen, Kletterausrüstung, Biwakzelten, Eispickeln usw.



Denkmal „Muliweg“ auf dem Heersberg

Der Schicksalweg der 4. Gebirgsdivision „Enzian“

Einen gewissen Anteil an der 4. Gebirgsdivision hatte das ehemalige württembergische Infanterieregiment 13. Das im Herbst 1940 in Gebirgsjägerregiment umbenannte Infanterieregiment 13 gehörte zu den ältesten Einheiten des deutschen Heeres. Es wurde bereits am 1. Januar 1921 als 13. Infanterieregiment in Ludwigsburg/Württemberg gebildet, und führte die Tradition des früheren württembergischen IR 121 „Altwürttemberg“ weiter. Mit der geheimen Bildung der neuen deutschen Wehrmacht trug die Einheit zwischen Oktober 1934 und Oktober 1935 den Namen IR „Ludwigsburg“. Mit Einführung der Wehrhoheit im Oktober 1935 wurde es wieder in IR 13 umbenannt.

Das Regiment unter Kommando von Oberst Müller-Gebhard (Stab und 3. Bataillon) hatten ihren Standort in Ludwigsburg. Das 1. Bataillon befand sich in Ulm, das 2. Bataillon in Stuttgart-Bad Cannstatt. Das Regiment gehörte zur 25. Infanteriedivision. Das IR 13 nahm im Rahmen dieser Division (Generalleutnant Clössner) 1939/40 am Stellungskrieg im Saargebiet und während des Westfeldzuges über Aisne, Chemin des Dames bis Burgund teil. Nach wenigen Wochen als Besatzungstruppe wurde das Regiment, wie viele andere Einheiten ebenfalls, im Oktober 1940 auf den Truppenübungsplatz Heuberg auf der Schwäbischen Alb verlegt und in ein Gebirgsjägerregiment umgebildet. Aus dem IR 13 wurde das 13. Gebirgsjägerregiment.

Ende März 1940 erfolgte die Verlegung vom Übungsplatz- und Aufstellungsgelände der Schwäbischen Alb über Ungarn nach Rumänien. Vor Beginn des Balkanfeldzuges im Frühjahr 1941 wurde die 4. Gebirgsdivision als so genannte Lehrtruppe nach Bulgarien verlegt und von hier aus zum Kriegseinsatz nach Jugoslawien entsandt. Es folgten die Angriffskämpfe aus dem Raum Grodec auf Pirot sowie Vormarschkämpfe über Kujazeyac auf Krnsevac. Danach wurde die Enzian-Division als Besatzungstruppe im Raum südostwärts von Belgrad verwendet. Nach Beendigung des Balkanfeldzuges wurde die Enzian-Division der 17. Deutschen Armee (General der Infanterie von Stülpnagel) zugeteilt, welche am 22. Juni 1941 von der Ostslowakei aus zum Krieg gegen die Sowjetunion antrat. Die Enzian-Division nahm im Rahmen der 17. Deutschen Armee am Vormarsch in Südrussland teil. Sie kämpfte unter anderen im Juli 1941 bei Winniza, bei der großen Kesselschlacht von Uman im August 1941 (Untergang einer sowjetischen Heeresgruppe), am Fluß Dnjepr, Abwehrschlacht bei Malaja-Belorsjorka, am Asowschen Meer, im Raum Mogila-Tokmak sowie bei der Einnahme von Stalino. Im harten Russlandwinter von 1941 lag es in der Miusstellung.

Im Frühjahr 1942 folgten die Abwehrschlachten im Donez-Raum in der Mius-Stellung. Dann sah das Frühjahr 1942 die Gebirgsdivision im Vormarsch zum Kaukasus. Im Verband der 17. Deutschen Armee (Generaloberst Ruoff) hatte die Enzian-Division Teilnahme an der Schlacht um Rostow, und dessen Eroberung am 23. Juli 1942. In der Operation „Blau“ nahm die 4. Gebirgsdivision an den Verfolgungskämpfen zum Kuban und dem Vorstoß auf die Hochpässe des Kaukasus teil. Es folgten wechselnde Angriffs- und Abwehrkämpfe im Hoch- und Westkaukasus (Elbrus-Unternehmen mit 1. Gebirgsdivision). Während dieses Unternehmens machten Gebirgssoldaten der 4. Gebirgsdivision „Enzian“ durch eine sportliche Leistung auf sich aufmerksam. In der deutschen Gebirgstruppe gediehen knorrige und eigenwillige Gestalten. Mitten im Krieg einen Fünftausender zu ersteigen – das war genau das Passende für die Männer! Ihren Einsatz im Kaukasus nutzte eine Gruppe von Gebirgsjägern zu einer sportlichen Extratour. So erstiegen vom 18. bis zum 21. August 1942 21 Gebirgsjäger einer gemischten Hochgebirgskompanie, bestehend aus Soldaten der Enzian- sowie der 1. Gebirgsdivision, den 5633 Meter hohen Elbrus und hissten darauf die deutsche Reichskriegsflagge.

Die Meldung dieser Flaggenhissung ging über den Rundfunk und durch die ganze Welt. Adolf Hitler geriet aber darüber in Wut. Stundenlang tobte er, als sei sein gesamter Feldzugsplan durch das Unternehmen ruiniert worden. Noch nach Tagen schimpfte er unablässig bei jedem über „diese verrückten Bergsteiger“, welche vor ein Kriegsgeschick gehörten!“. Mitten im Krieg liefen sie ihrem idiotischen Ehrgeiz nach, meinte Hitler empört. Besetzen einen idiotischen Gipfel, obwohl er doch befohlen habe, dass sich alles auf Suchum am Schwarzen Meer konzentrieren sollte! Weiterhin schrie er, dass man hier sehe, wie deutlich man seine Befehle befolgen würde. Seine Armeen, so schrie Hitler, sollten den Ehrgeiz haben die Russen zu schlagen, nicht aber den Ehrgeiz auf die höchsten Berge zu klettern.

Die Klettertour der insgesamt 110 Mann zählenden Hochgebirgskompanie hatte aber den Russlandfeldzug bestimmt nicht beeinflusst! Kaum bekannt ist es, dass es abgesehen dieser bergsteigerischen Meisterleistung auch zu Gefechten im Elbrus-Gebiet kam. Auf 4500 Meter Höhe befand sich z. B. die höchste deutsche Artilleriestellung des 2. Weltkrieges! Ein MG-Posten hielt sogar noch 300 Meter höher im so genannten Storchennest Wache. Am 27. September 1942 kam es auf dem Elbrus zum „höchsten“ Gefecht des 2. Weltkrieges. Eine sowjetische Gebirgsjägertruppe traf dort oben auf die Gebirgsjäger der Enzian-Division sowie Teile der 1. Gebirgsdivision. Im Frühjahr 1943, als die deutsche Ostarmee ihren Rückzug antrat, bezog die 4. Gebirgsdivision ihre Stellung im Kuban-Brückenkopf. Die Rote Armee drang trotz sehr hoher Verluste ungehindert weiter vor, kam aber im Raum von Noworossisk-Krasnodar am 24. Januar 1943 zum Stehen. Damit begann der wochenlange Kampf um die Stadt Noworossisk. Am 6. April nahm die Enzian-Division im Rahmen einer Gegenoffensive im Raum Noworossisk teil. Hierbei wurde Oberfeldwebel Rudolf Schlee, 6. Kompanie des 13. Gebirgsjägerregiment am 6. April 1943 das 222. Eichenlaub zum Ritterkreuz verliehen.

Es folgten weitere Abwehrkämpfe westlich von Melitopol und im Cherson-Brückenkopf. 1944 befand sich die Division im Rückzug zur Krim. Angriffs- und Abwehrkampf im Raum Winniza. Am 17. Februar 1944 Entlastungsangriffe für den Kessel von Tscherkassy. Abwehrkämpfe im Raum nördlich von Uman. Rückzug zum Dnjepr. Im August 1944 Abwehrkämpfe ostwärts von Kischinew. Angriffs- und Abwehrkämpfe in den Waldkarpaten. Im Hochsommer 1944 gelangten die

Gebirgsjäger über die Nordkarpaten schließlich nach Ungarn. 1945 erfolgte der Rückzug aus dem Szekler Zipfel in den Raum Ungvar. Die Enzian-Division nahm an der Abwehrrschlacht im Raum Pelsőc-Rosenau teil. März bis April 1945 wiederholte schwere Abwehrkämpfe in der Hohen Tatra und der anschließende Rückzug nach Oberschlesien. Die Gebirgsjäger waren an der Schlacht um Troppau beteiligt. Schließlich folgten Rückzugskämpfe bis hinter die March. Hier bei Olmütz er-

folgte am 8. Mai 1945 die Kapitulation und die Geschichte der Enzian-Division fand ihr Ende.

Im Verlauf des 2. Weltkrieges wurden 8 Gebirgsdivisionen (zuletzt noch eine 9. und 10. Division, welche aber nur noch Kampfgruppenstärke hatten) aufgestellt. Sie haben sich als Elitetruppen der deutschen Wehrmacht auf allen Kriegsschauplätzen, in den arktischen Tundren Skandinaviens ebenso wie im Hochgebirge des Kaukasus, in den weiten Steppen Russlands wie in den Ber-

gen Griechenlands und Italiens bewährt. Die Überlebenden verbindet auch heute noch eine sehr herzliche Kameradschaft.

Quellen:

Haupt Werner: „Das Gebirgsjägerregiment 13 – Entstehung – Gliederung – Einsätze im 2. Weltkrieg“
Buchner A.: „Soldaten der Berge“
Piekalkiewicz Janusz: „Der Zweite Weltkrieg“, Düsseldorf und Wien 1985

Kunst- und Kulturdenkmale im Zollernalbkreis

Von Dr. Andreas Zekorn, Kreisarchiv Zollernalbkreis

Das Landratsamt Zollernalbkreis gab in seiner Reihe Zollernalb-Profile das neue Buch „Kunst- und Kulturdenkmale im Zollernalbkreis“ heraus. Der Band wurde vom Konrad Theiss Verlag Stuttgart produziert und erscheint zugleich in dessen Reihe der Kunst- und Kulturdenkmalführer. Dem Landkreis war es schon seit längerer Zeit ein Anliegen, auch bisher noch wenig beachtete und doch sehenswerte Kleinode ans Licht der Öffentlichkeit zu bringen. In seinem Vorwort schreibt Landrat Willi Fischer, dass es ihn besonders freut, „dass es gelungen ist, mit dem neuen Kunstdenkmalführer die Reize und Charakteristika unserer reichen Kulturlandschaft über die Kreisgrenzen hinaus bekannt zu machen.“

In dem Buch werden erstmals in zusammengefasster und komprimierter Form die zahlreichen Kulturdenkmale im Zollernalbkreis dargestellt. Erstaunlich ist die große Vielfalt an Denkmalen, die sich im Zollernalbkreis findet: Die Römerzeit ist mit der Villa rustica in Hechingen-Stein repräsentiert, die Romantik ist durch die Michaelskapelle in Albstadt-Burgfelden mit ihren einmaligen frühromanischen Fresken oder durch die Weilerkirche in Owingen vertreten. Als Höhepunkt der Gotik ist die Stadtkirche in Balingen anzusehen. Zu den wichtigsten Renaissancekirchen Deutschlands zählt die Klosterkirche St. Luzen in Hechingen. St. Anna in Haigerloch gilt als bedeutendes

Beispiel südwestdeutscher Barockkunst. Unstreitig bekanntestes Baudenkmal des Kreises ist die Mitte des 19. Jahrhunderts wieder aufgebaute Burg Hohenzollern. Doch auch markante Industriearchitektur des 19. und 20. Jahrhunderts findet sich im Zollernalbkreis. Bedingt wurde die kulturelle Vielfalt nicht zuletzt durch die uneinheitliche territoriale Zugehörigkeit der einzelnen Städte und Gemeinden im Kreis sowie die Zugehörigkeit der Bevölkerung zu unterschiedlichen Konfessionen.

Der Band ist sowohl für Einheimische als auch Fremde von großem Interesse, soll er doch dabei helfen, „neue“, manchmal auch den Einwohnern

vor Ort unbekanntes Schätze zu entdecken. Vom Format her ist das Buch äußerst handlich, sodass es tatsächlich als Wegbegleiter fungieren kann. Geschrieben wurde das Buch von der Kunsthistorikerin Dr. Ingrid Helber. Die historische Einleitung verfasste Kreisarchivar Dr. Andreas Zekorn. Redaktionell wirkten die beiden Stadtarchivare Dr. Hans Schimpf-Reinhardt, Balingen, und Dr. Peter Thaddäus Lang, Albstadt, sowie der Kreisarchivar mit. Mit Rat und Tat halfen dankenswerterweise auch die Städte und Gemeinden im Zollernalbkreis. Den Band mitgetragen hat der Redaktionsbeirat für die Zollernalb-Profile, der sich, außer den genannten Archivaren, aus folgenden Personen zusammensetzt: Dr. Wilhelm Foth, Harry Frick, Notburg Geibel, Elisabeth Ilg-Reinighaus, Horst Kaiser, Adolf Klek, Bernd Knoll, Adrian Schiefer und Konrad Wigert.

Das Buch erscheint im Übrigen als Band 1 in der neu eröffneten Reihe B der Zollernalb-Profile, in welcher besondere Kulturführer durch den Zollernalbkreis erscheinen sollen. Das handliche Bändchen kann im Buchhandel erworben werden.

Im Schatten des Dreißigjährigen Krieges 1618 – 1648

Von dem Hobbyhistoriker für Napoleonische Geschichte, Jens Florian Ebert, Albstadt / 3. Folge (Schluss)

Die letzten Kriegsjahre 1647 und 1648

Im Jahre 1647 wurde unser Raum durch die schwedisch-französische Schlussoffensive wieder einmal durchstreift. Die Schweden unter Marschall Karl Gustav Graf von Wrangel (1613 – 1676) und die Franzosen unter Marschall Henri Vicomte de Turenne (1611 – 1675) schritten mittels Zangenbewegungen gegen Schwaben und Bayern. Am 22. Januar 1647 erstürmten hierbei schwedische Truppen unter Wrangel die Stadt Balingen, welche von 250 Bayern verteidigt wurde. Es war in jenem Monat, als sich die siegestrunkenen Schweden ins Eyachtal hinauf wälzten und dort brandschatzen und plünderten. Lautlingen wurde samt der Kirche von der rohen schwedischen Soldateska niedergebrannt. Wahrscheinlich war es das schwedische Regiment des Obersten Nußbaumer, welches diese ruchlose Tat begann. Bereits am 17. März 1647 wurde Tübingen durch die Schweden erobert, welches 200 Bayern verteidigten.

Von 1647 bis 1648 wechselte noch mehrmals das Kriegsglück. Hauptkampfgebiete waren der Bodenseeraum und Bayern. Die letzte große Schlacht des Krieges bei Zusmarshausen, am 17. Mai 1648 endete mit einer Niederlage der Kaiserlich-bayerischen Armee. Der in Osnabrück und Münster beschlossene Westfälische Friede beendet endlich den längst verrohten, brutalen und sinnlosen Krieg, welcher einmal mit dem Prager Fenstersturz 1618 relativ unblutig und noch mit geistigen Werten begonnen hatte. Die Kriegsfolgen für unseren Landkreis spiegelt nüchtern ein Bericht für das Oberamt Balingen:

Im Jahre 1634 betrug die Zahl erwachsenen männlichen Bürger 1819 Menschen, im Jahre 1655 waren es dieser nur noch 947 Männer. Die Zahl der Gebäude sank von 1544 auf 920 Häuser. Die verschiedenen Orte waren unterschiedlich betroffen: in Erzingen, Pfefingen, Meßstetten und Tieringen betrug die Bevölkerungsverluste etwa zwei Drittel, in Meßstetten standen von 82 Gebäuden nur noch 27. Aus Balingen hieß es: „Die Nahrung der Bürger besteht vornehmlich aus Wiesen- und Feldbau. Das Handwerk ist sehr schlecht. Handel gibt es gar keinen.“ Es dauerte sehr viele Jahrzehnte, bis sich unsere Gegend von dieser Kriegskatastrophe wieder erholt hatte.

Für Leute, die gerne wandern oder spazieren gehen, hier einige Tipps: Unweit der Mühlheimer Wallfahrtskirche Maria Hilf ist irrtümlich als „Franzosengrab“ bezeichnet ein Denkstein im Wald zu sehen. Hier soll ein schwedisch-weimaranischer General (oder Offizier) aus der Schlacht von Tuttlingen begraben sein. In Mühlheim steht, unweit der Donau, unterhalb des Schlosses der Herren von Enzberg, am Fußweg nach Maria Hilf, das „Schwedenmahl“. Es bekundet die Erinnerung an den ergebnislosen Versuch der Schweden 1633 Mühlheim zu erobern. Der bereits im Text erwähnte bayerische Reitergeneral Johann Graf von Werth, nach dem kaiserlichen Generalleutnant Gottfried Graf von Pappenheim, welcher bei Lützen 1632 gefallen war, der größte Reiterführer des Krieges, heiratete am 21. Dezember 1637 in der Pfarrkirche von Straßberg die Gräfin Maria Isabella von Spaur.

Quellen:

- Staatliches Schulamt Balingen: „Kennzeichen BL – Heimatkunde für den Zollernalbkreis“, Stuttgart 1987
- Martens, Karl von: „Geschichte der innerhalb des gegenwärtigen Königreich Württemberg vorgefallenen kriegerischen Ereignisse“, Stuttgart 1842
- Heimatarchiv Tuttlingen: „Tuttlinger Heimatblätter 1964 – Sonderdruck Schlacht von Tuttlingen 1643“, Tuttlingen 1964
- Heilmann J.: „Die Feldzüge der Bayern 1643 – 1645 unter dem Befehl von Marschall Mercy“, Leipzig und Meissen 1851
- Wedgwood C. V.: „Der Dreißigjährige Krieg“, München 1967
- Höfer Ernst: „Das Ende des Dreißigjährigen Krieges“, Köln, Weimar und Wien 1998
- Bilder: Privatarchiv Jens Ebert, Albstadt

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Jens Florian Ebert
Römerstraße 21, 72459 Albstadt
Alfred Munz
Matthias-Grünwald-Straße 35, 72461 Albstadt
Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5/3, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

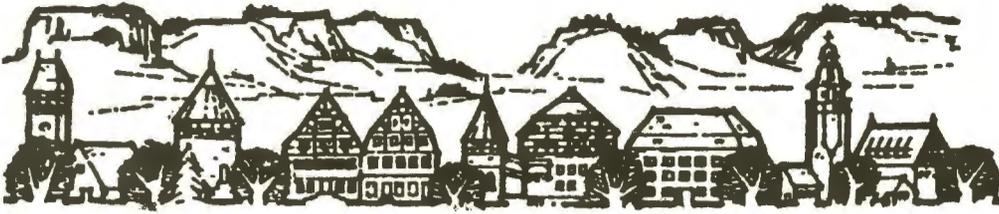
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollernalb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 48

31. Dezember 2001

Nr. 12

Ein Hauch Ästhetik im Kommerz

Schwäbische Industrie im Spiegel alter Firmenbriefköpfe aus dem Raum des heutigen Albstadt

Aufgestöbert und analysiert von Dr. Peter Thaddäus Lang

Gar nicht lange ist es her, da steckte im Briefpapier noch der ganze Stolz des Unternehmers. Mit prächtig ausgeschmückten Briefköpfen wies er Kundschaft und Handelspartner auf die Wirtschaftlichkeit seiner Firma hin. Auch im Raum Albstadt findet sich eine beträchtliche Anzahl mittelständischer Betriebe, die einstmals auf diese Art Werbung machten.

Alte Firmenbriefköpfe laden die Augen förmlich zu einem Spaziergang ein; die weitläufigen Fabrikationsanlagen mit vielen Fensterreihen, Glasdächern und emsig rauchenden Fabrikschlotten, die Villen der Fabrikanten mit Erkern, Türmchen und Balkonen, dazwischen vollbeladene Fuhrwerke und Lastwagen, die entweder das benötigte Rohmaterial anliefern oder die fertige Ware abtransportieren, schließlich darf auch der Eisenbahnzug mit seinen zahllosen Waggons und eifrig dampfender Lokomotive nicht fehlen – daneben manchmal noch, gleichsam spielerisch eingestreut, heimelige Gärten voll Blumen, Bäumen und Gebüsch.

Derart prächtige Briefköpfe mit ihren liebevoll ausgemalten Einzelheiten stammen aus einem verhältnismäßig fest umrissenen Abschnitt unserer jüngeren Vergangenheit. Sie kommen während der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Zuge der Industrialisierung auf und haben sich kurz vor der Jahrhundertwende allgemein verbreitet. Nach dem zweiten Weltkrieg erst gerät die Darstellung von Fabrikanlagen in den Firmenbriefköpfen allmählich außer Gebrauch.

Es liegt wohl auf der Hand, weshalb viele Firmen ihre Produktionsstätten auf ihren Briefbögen abbildeten: „Wir sind ein solides, großes und leistungsfähiges Unternehmen“, wollten sie damit sagen, „steht doch – ausgedehnte Fertigungsanlagen, weitgehend ausgelastete Kapazitäten, wie man an den rauchenden Schornsteinen sieht, und außerdem gute Straßen- und Eisenbahnverbindungen. „Manche Fabrikanten rückten daneben auch ihre Arbeiter-Wohnsiedlungen ins Bild. Damit wiesen sie nicht nur auf ihr soziales Engagement hin, sondern sie machten dadurch vor allem augenfällig, dass sie über einen beachtlichen Stamm von loyalen Mitarbeitern verfügten.“

Um den beabsichtigten Eindruck zu verstärken, nahm man ein Stockwerk oben drauf, ließ die Fassade breiter erscheinen oder drehte die Bauwerke auf dem Bild so, dass sie alle ihre „Schokoladenseite“ zeigten. Vereinzelt werden außerdem die Vorder- und die Rückseite ein und desselben Gebäudes nebeneinander abgebildet: Aus eins mach zwei, so einfach kann das gehen. Die Nachfahren dieser Unternehmergeneration können sich ob solchen Gebärens heute eines nachsichtigen Schmunzels nicht erwehren.

Ob mit einem bisschen Schummelei oder auch ohne – nicht alle Betriebe griffen gleichermaßen zu diesem Mittel der Selbstdarstellung. Die ganz Großen hatten es wohl nicht nötig und den ganz Kleinen fehlten offensichtlich die erforderlichen Voraussetzungen dazu. So waren es denn insbesondere die mittelständischen und unter diesen wiederum vornehmlich die exportorientierten Unternehmen, die sich auf solche Weise hervorhoben. Demnach kann es nicht verwundern, wenn

im Raum des heutigen Albstadt die Zahl jener Firmen vergleichsweise groß ist, die per Briefkopf ihre Baulichkeiten darboten.

Hier konnten ganze 70 derartige Briefkopf-Betriebe ausfindig gemacht werden, eine Zahl, die doch recht beachtlich erscheint, wenn man einmal über den schwäbischen Tellerrand hinausschaut und als Vergleich die hochindustrialisierte Großstadt Dortmund heranzieht, wo 190 Firmen auf die genannte Weise auf sich aufmerksam zu machen suchten.

Die genannten 70 Betriebe hatten jedoch nicht nur jenes prunkvolle Briefpapier zu ihrer Verfügung. Daneben existierten außerdem jeweils unauffällige schlichte Versionen ohne jede graphische Ausgestaltung. Deren Verwendung konnte durchaus angemessen und sinnvoll erscheinen, denn nicht jede schriftliche Mitteilung ließ sich mit einem Eindruck heischenden Briefkopf vereinbaren – so zum Beispiel, wenn eine Firma gegenüber irgendeiner Behörde als Bittsteller auftrat. Bei dem Schriftverkehr innerhalb des eigenen Hauses verzichteten die Unternehmen zumeist ohnehin auf die Verwendung ihrer teuren Prunkstücke (Ausnahmen bildeten etwa Arbeitszeugnisse).

Repräsentative Firmenbriefköpfe waren demzufolge hauptsächlich für den externen Schriftverkehr gedacht, in erster Linie für die Korrespondenz mit Kunden und Geschäftspartnern. Gerade dieser Umstand macht es ausnehmend schwierig, diese dekorativen Stücke aufzustöbern. Bei den ortsansässigen Firmen ist deshalb nur selten etwas zu finden. Doch der Archivar sucht zunächst in seinen eigenen vier Wänden. Hier erwiesen sich vor allem jene Bestände als ertragreich, die mit Bausachen und mit kommunalen Steuern zu tun haben. Aber auch außerhalb der eigenen Mauern konnte so mancher Fund getätigt werden – insbesondere im Stadtarchiv Balingen und im baden-württembergischen Wirtschaftsarchiv in Stuttgart-Hohenheim. Weitere Entdeckungen waren bisher reine Glückssache. So fand sich beispielsweise ein besonders schönes und bisher unbekanntes Stück in dem ungeordneten Kram, den der Schultheiß eines kleineren Ortsteils von Albstadt vor vielen Jahrzehnten in seinem Schreibtisch zurückließ, als er seinen sicherlich wohlverdienten Ruhestand antrat. Außerdem lohnt es sich nach wie vor allem, die einschlägigen Antiquariatskataloge systematisch und aufmerksam durchzusehen – auf diesem Wege konnte im Lauf der vergangenen Jahre so manches Schnäppchen getätigt werden.

Schon bei einer ersten Sichtung des Gesammelten fällt auf, dass ein bedeutender Wirtschaftszweig auf jede Art der Ausschmückung grundsätzlich verzichtete – die Banken und Sparkassen. Andere Branchen indessen legten eine offenkun-

dige Vorliebe für ganz bestimmte Motive an den Tag. Die Handwerker wählten vorzugsweise entweder ihr Arbeitsgerät (z. B. Hammer und Säge oder Schere und Bügeleisen oder Kelle und Senkblei) oder aber das Produkt ihres Fleißes: der Gärtner Blumen, der Tischler eine Kommode oder der Zimmermann einen Dachstuhl. Bot ein Handelsgeschäft eine breitere Warenpalette an (Beispiel: „Gewürze, Tabak- und Zuckerwaren“) oder gaben die Handelsobjekte optisch nicht viel her (etwa Chemikalien), so erscheinen auch einmal das Warenhaus oder das Ladengeschäft auf dem Briefpapier. Dies ist jedoch die große Ausnahme – die Firmengebäude waren eindeutig das erklärte Lieblingsmotiv der Fabrikanten.

Hinsichtlich ihrer graphischen Gestaltung haben die Firmenbriefköpfe eine vielstufige Entwicklung durchlaufen. Während sich die Geschichte dieses Werbemediums – im Ruhrgebiet etwa – bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückverfolgen lässt, sind für den Raum des heutigen Albstadt keine schmuckvollen Briefköpfe aufzuspüren, deren Alter wesentlich über das Jahr 1900 hinaus in die Vergangenheit reichte. Ein Grund hierfür könnte sein, dass die Westalb relativ spät von der Industrialisierung erfasst wurde – vorzeigbare Industriebauten entstanden dort überwiegend erst in den letzten Jahrzehnten der Kaiserzeit. Dann aber schossen sie wie Pilze aus dem Boden.

Zunächst waren die Firmenbriefbögen lediglich von einer dekorativen Textzeile gekrönt, zu welcher sich später eine Vignette hinzugesellte. Diese wurde allmählich immer größer und entwickelte sich im Laufe der Jahrzehnte zu den Eindruck heischenden Fabrikansichten unserer Altvorden. Ein derartiges „Heranwachsen“ ist auch auf der Alb nachweisbar, mit einer gewaltigen Phasenverschiebung allerdings. Beispiel für diese Entwicklung sind etwa einigermaßen dicht dokumentierte Briefköpfe des Tailfinger Trikotwarenherstellers Martin Ammann.

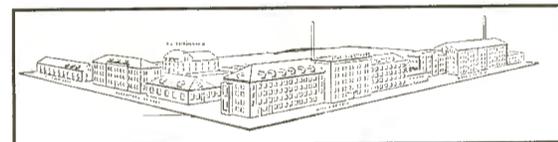
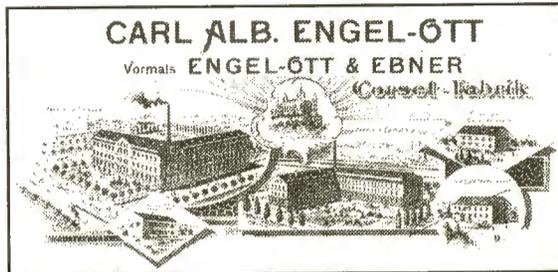
Die frühesten der Briefkopf-Prunkstücke im Stadtarchiv Albstadt geben zu erkennen, dass die Graphiker ihren künstlerischen Gestaltungsdrang wenig bremsen mussten. Ovalrunde Formen und schwungvolle Schriftzüge herrschten vor, die einzelnen Bildelemente scheinen locker auf das Papier hingestreut: Die Firmen präsentieren sich mit kaum verhaltener Pracht. Oft kommen die bei Gewerbeausstellungen und ähnlichen Anlässen verliehenen Preismedaillen ins Bild; dies war gegen Ende des 19. Jahrhunderts allgemein so üblich und unsere Firmen wollten allem Anschein nach auch fürderhin ihre Kundschaft auf solche Prämierungen optisch hinweisen. Bei genauerem Hinsehen stellen wir fest, dass die Münzen durchweg paarweise auftauchen, was denkbar einfach zu erklären ist: Neben der Vorderseite zeigte man stets auch die Rückseite.

Dieser „ornamentale Stil“ wird nach dem Ersten Weltkrieg mit abnehmender Tendenz gebraucht. Auch auf den Firmenbriefköpfen bricht eine neue Zeit an – Ordnung, Übersichtlichkeit und Sym-

metrie werden prägend, die Fabrikansichten sind nun häufig in rechteckigen Rahmen gefasst, die Schnörkel verschwinden mehr und mehr. Es bietet sich regelrecht an, von einem „Kästchen-Stil“ zu reden. In der Architektur finden wir ganz entsprechendes; man denke etwa an den Stuttgarter Hauptbahnhof (1922 in Betrieb genommen), um nur ein einziges und weithin bekanntes Beispiel anzuführen. Eine allzu strenge Ordnung mag (vor allem auf künstlerisch veranlagte Gemüter) vielleicht gar zu langweilig, pedantisch und steril wirken. Einige Graphiker suchten dem entgegen zu arbeiten, indem sie an der einen oder anderen Stelle dem starren rechtwinkligen Schema durch gerundete Linien weichere Züge verliehen.

Trotz seiner eindrucksvollen Monumentalität und trotz gelegentlicher Abmilderung haftet dem „Kästchen-Stil“ etwas Steifes an; zu dieser Auffassung scheint man jedenfalls in den dreißiger Jahren zunehmend gekömmen zu sein. Nunmehr verlegten sich die Graphiker auf eine ausgesprochen dynamische, manchmal schon geradezu aggressive Art, die Fabriken abzubilden. Sie stellten die ganze Anlage über Eck und wählten eine stark verzerrende Perspektive, so dass der Eckteil riesenhaft groß, die von diesem weiter entfernt liegenden Gebäudetrakte hingegen winzig klein erscheinen; die gesamte Anlage wirkt vermittelt dieses Kunstgriffs ungemein weiträumig. Der mächtige Mittelteil ragt bisweilen sogar über den eigentlichen Briefkopf hinaus keilförmig nach unten. Falls dazuhin breite Bänder an beiden Seiten des „Keils“ entlanglaufen, wird die wuchtige Wirkung nachhaltig verstärkt. Behäbig-betuliche Details wie Buschwerk oder auch der Qualm der Schloten fallen hierbei vielfach weg; sie würden auch den Effekt dieses „dynamischen Stils“ nur beeinträchtigen.

In der Not der Nachkriegszeit erschien eine derart machtvoll-wuchtige Selbstdarstellung offensichtlich wenig angebracht. Die Firmen benutzten mehrheitlich betont schmucklose Briefbögen. Sofern sie auf graphisches Beiwerk im Briefkopf nicht völlig verzichten wollten, begnügten sie sich in aller Regel mit einem schlichten Firmenemblem. Erst mit dem Heraufdämmern des Wirtschaftswunders in den fünfziger Jahren tauchen bei einigen unserer Betriebe wieder Gebäudeansichten auf. Obwohl der „dynamische Stil“ vergangener Jahre noch vereinzelt anklingt, gibt man sich zurückhaltend und bescheiden. Die Bildchen sind jetzt merklich kleiner, es dominieren klare und einfache Linien, eine Beschränkung auf das Wesentliche ist nicht zu übersehen – wir fühlen uns an die Aufriss-Zeichnungen von Architekten erinnert. Wenn die Gebäude-Darstellungen zudem noch in blassen Grautönen gehalten sind, so äußert sich die Unaufdringlichkeit sogar in der Farbgebung.



Rehfuß & Stocker, Ebingen/Württ.
Fabriken für Trikotwaren und Oberbekleidung



Dieses Genre der Unternehmens-Präsentation verliert sich in den frühen sechziger Jahren. Damit findet eine doch recht ausgedehnte Epoche der Firmenbriefkopf-Geschichte ein Ende. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Werbefachleute seitdem keine Einfälle mehr gehabt hätten. Gerade in den letzten paar Jahren finden wir immer häufiger eine völlig neue Art der Gestaltung, die man vielleicht nicht ganz unzutreffend als „post-modernes Design“ bezeichnen könnte.

Die hier aufgezeigten Entwicklungsstufen müssen freilich als „Idealtypen“ verstanden werden, denn viele der Albstädter Firmenbriefköpfe entsprechen den soeben vorgetragenen Beschreibungen nicht voll und ganz. Oftmals treffen wir auf Mischformen; nicht selten sind „Spätlinge“, denn manche Firmen schlossen sich erst nach längerem Zögern dem herrschenden „Trend“ an. Andere behielten die einmal gewählte Form jahrzehntelang bei, um sich dann – man möchte fast sagen: plötzlich – wieder dem allerneuesten Stand der graphischen Mode anzupassen. Es ist zu vermuten, dass die kleineren Firmen sich in graphischen Werbedingen eher zurückhaltend verhielten und etwas länger beim Überkommenen und Bewährten blieben. Möglicherweise hatte der „letzte Schrei“ in ihren Augen etwas Wetterwendisches und Unsolides an sich. Die größeren Betriebe, so will es scheinen, wurden seltener von derlei Skrupel geplagt.

Neben ihrer Gestaltungsentwicklung können die Firmenbriefköpfe aber auch noch unter vielen weiteren Gesichtspunkten betrachtet werden. Sie dürften beispielsweise interessante Erkenntnisse liefern über die Geschichte der Werbung; sie erzählen uns außerdem (eher unbeabsichtigt) manches über das Selbstverständnis der Unternehmer. Der eine Fabrikant stellt seine Villa in die Bildmitte, der andere lässt sein Domizil nur am äußersten Rande erscheinen, ein Dritter will dem Betrachter nichts anderes als die Fabrik vorführen. Der Erstgenannte, so könnte man folgern, wird wohl den Wert seiner eigenen Person auch sonst nicht gerade niedrig einschätzen; der Letztere, so will es erscheinen, hat nur seinen Betrieb im Sinn und stellt sich selbst hinten an.

Vor allem aber bieten uns die auf den Briefbögen wiedergegebenen Fabrikanlagen Einblicke in die Geschichte der Industrie-Architektur. Neue Verkehrswege, verbesserte Produktionsabläufe, konjunkturelle Schwankungen und nicht zuletzt die drei schweren Erdbeben von 1911, 1943 und 1978 haben zu mannigfachen Veränderungen geführt und mancher Industriebau, nie fotografiert, hält sich auf dem Briefpapier eben doch länger als in Wirklichkeit.

Graf Albrecht II. und die Grafschaft Hohenberg¹⁾

Eine Zusammenfassung von Andreas Zekorn / Balingen

Im April 1998 erinnerten das Berneuchener Haus Kloster Kirchberg, der Landkreis Rottweil, der Zollernalbkreis sowie der Hohenzollerische Geschichtsverein mit einer Vortragsveranstaltung an das Dynastengeschlecht der Grafen von Hohenberg. Dieses Geschlecht bestimmte die territoriale Entwicklung des oberen Neckarraumes vom späten 12. Jahrhundert bis ins späte 14. Jahrhundert entscheidend mit.

Den Anlass für die Vortragsveranstaltung bot der 700. Todestag Graf Albrecht II. von Hohenberg, der am 17. April 1298 in der Schlacht zwischen Oberndorf und Leinstetten gefallen und im Kloster Kirchberg beigesetzt worden war. Die Anregung zur Gedenkveranstaltung ging von Schulamtsdirektor i. R. Adolf Klek, Balingen, aus. In Verbindung mit dem Berneuchener Haus Kloster Kirchberg übernahmen das Kreisarchiv des Zollernalbkreises und das Archiv- und Kulturamt des Landkreises Rottweil die Vorbereitung einer Tagung mit historischen Vorträgen. Mitveranstalter war der Hohenzollerische Geschichtsverein.

Es gelang, exzellente Kenner der hohenbergischen Geschichte als Referenten zu gewinnen: Dr. Casimir Bumiller, Prof. Dr. Franz Quarthal und Prof. Dr. Wilfried Schöntag. Die Tagung stieß auf ein äußerst reges Publikumsinteresse, das die Erwartungen der Veranstalter übertraf. An die 200 Geschichtsfreunde konnten in den stimmungsvollen Räumen des ehemaligen Dominikanerinnen-Klosters als Teilnehmer begrüßt werden.

Die Nachmittagsveranstaltung fand im Konventssaal statt, der die Zuhörerschaft kaum zu fassen vermochte. Besonders eindrucksvoll war

anschließend die Abendveranstaltung in der Klosterkirche. Jedem der damals Anwesenden wird die dichte Atmosphäre, hervorgerufen durch den musikalischen Vortrag des Minnelieds Graf Albrechts durch Herrn Vinkis und den Lichtbildervortrag von Prof. Dr. Franz Quarthal am Ort der Grablege Graf Albrechts, in bester Erinnerung sein.

Im November 2001 konnten die Erträge dieser Tagung in Form eines Aufsatzbandes vom Archiv- und Kulturamt des Landkreises Rottweil und vom Kreisarchiv des Zollernalbkreises vorgelegt werden. Hinzuzufügen ist, dass die letzten Beiträge erst im Sommer 2001 eingingen. Die Bedeutung des Geschlechts der Hohenberger für die Geschichte unseres Raumes ist groß. Hervorgegangen ist es als ältere Linie der Grafen von Zollern um das Jahr 1179 unter dem neuen Namen Hohenberg. In teils heftigen Auseinandersetzungen

gen mit den Zollern bildeten die Hohenberger ein umfangreiches Territorium, ausgehend von der namensgebenden Burg Oberhohenberg bei Schömberg-Schörzingen, über Haigerloch bis nach Rottenburg. Im 13. Jahrhundert wurden in der hohenbergischen Ära Burg und Stadt Haigerloch um- und ausgebaut. Graf Burkhard III. gründete das Kloster Kirchberg im Jahre 1237 als Hauskloster der Hohenberger.

Dieses Kloster diente auch als Grablege des Geschlechts, wo der Klostergründer († 1253 vom Blitz erschlagen) selbst und Graf Albrecht sowie seine Ehefrau Margareta († 1296) bestattet sind. Um 1280 gründete Graf Albrecht die „neue Stadt“ Rottenburg, als neuen Mittelpunkt des Gesamtterritoriums. Auch nach dem Ruin der Grafen von Hohenberg und dem Verkauf der Grafschaft an Habsburg im Jahre 1381 ist die weitere Entwicklung des Herrschaftsgebietes von maßgeblicher Bedeutung für die Geschichte unserer Region. Ein Teil der Grafschaft, die Herrschaft Haigerloch, kam nach zahlreichen Verpfändungen an die Zollern. Andere Teile blieben bis 1806 österreichisch oder als österreichisches Lehen in den Händen von Angehörigen des niederen Adels.

Graf Albrecht von Hohenberg selbst war ein bedeutender Staatsmann mit besten verwandtschaftlichen Beziehungen. Seine Schwester Gertrud heiratete Rudolf von Habsburg, der 1273 zum König gewählt wurde. Albrecht war ein enger Weggefährte und Vertrauter des Königs. So nahm er beispielsweise an mehreren Feldzügen König Rudolfs teil und besuchte häufig die Reichstage. Albrecht erhielt die neu geschaffene Landvogtei Niederschwaben zur Verwaltung des – verbliebenen – Reichsguts übertragen, ebenso wurde er zum Landvogt von Achalm bestellt.

Wichtig war die Reindikation und Reorganisation des Reichsguts als Basis für das Wiedererstarken des Königtums. Mit der Übernahme solcher Verpflichtungen für König und Reich begann allerdings bereits der spätere Ruin der Hohenberger. Und schließlich setzte Albrecht für das Haus Habsburg gar sein Leben ein. Er unterstützte seinen Neffen, Herzog Albrecht von Österreich, im Kampf gegen König Adolf von Nassau um den Königsthron. Herzog Otto von Niederbayern war im Frühjahr 1298 unterwegs, um König Adolf im Breisgau zu Hilfe zu eilen. Als er in unserer Gegend anlangte, griff ihn Graf Albrecht von Hohenberg an. Doch der Überraschungsangriff misslang, und Graf Albrecht fiel in der Schlacht, die sich am 17. April 1298 zwischen Oberndorf und Leinstetten zutrug, nachdem ihn angeblich die meisten seiner Ritter verlassen hatten. Matthias von Neuenburg, Prokurator des geistlichen Gerichts des Bischofs von Straßburg, zürnte mit folgenden Worten darüber: „Wären doch blutgierige Wölfe gekommen und hätten die Feiglinge gefressen.“

Mit seiner staatsmännischen und kriegerischen Tätigkeit ist eine Seite Albrechts erfasst. Die andere Seite ist die des Literaturfreundes und Minnesängers. Obwohl Albrecht nur mit einem Gedicht in der Manessischen Liederhandschrift vertreten ist, wird ihm dort wegen seines hohen ständischen Ranges ein hervorragender Platz eingeräumt. Sein letzter Kampf ist in der Liederhandschrift in der bekannten, eindrucksvollen, aber auch blutrünstigen Darstellung festgehalten, die selbstverständlich auch im Buch wiedergegeben ist. Ein Zeichen seiner Wertschätzung ist, dass sein Tod mehrfach literarisch verarbeitet wurde.

Entsprechend seiner Bedeutung ist der erste Beitrag des Buches aus der Feder Prof. Dr. Franz Quarthal, Historisches Seminar der Universität Stuttgart, Abt. Landesgeschichte, der „Hauptperson“ Graf Albrecht gewidmet. Die Abhandlung trägt den Titel „Graf Albrecht II. als Territorial- und Reichspolitiker zur Zeit der Könige Rudolf und Albrecht von Habsburg“. Im Mittelpunkt der breit angelegten biographischen Abhandlung steht Albrechts Anteil an der „großen Politik“.

Quarthal würdigt sein reichs- und territorialpolitisches Engagement differenziert. Einen großen Teil seines Lebens widmete Rudolf, wie bemerkt, dem Verwaltungsdienst sowie politischen und militärischen Missionen König Rudolfs von Habsburg. Dabei stellte Albrecht die Interessen seines eigenen Hauses gegenüber denjenigen des Reiches und des Hauses Habsburg hintan. Am Ende des Beitrags werden ausführlich die politischen Umstände der Schlacht bei Oberndorf/Leinstetten sowie das Kampfgeschehen selbst, bei dem Albrecht den Tod fand, dargestellt.

Aber der Beitrag Franz Quarthals geht weit darüber hinaus: Wir erhalten Auskunft über das Herkommen der Hohenberger und ihren Herrschaftsraum; aufgezeigt werden die Heiratsverbindungen des Geschlechts als wichtigstem Indikator für dessen sozialen Rang. Und die Hohenberger – so das Fazit – bewegten sich in den besten Kreisen. Als Territorialpolitiker hingegen gelangten Albrecht keine großen Herrschaftszugewinne, allerdings gründete er an einer topographisch wichtigen Stelle die neue Stadt Rottenburg und verdrängte damit das Kloster Kreuzlingen aus dem Herrschaftsraum. In dieser Stadt stiftete er wohl auch ein Karmeliterkloster (um 1276). Ansonsten trat er mehrfach als Wohltäter umliegender Klöster auf. Schließlich geht Quarthal auf Graf Albrecht als Minnesänger ein. Insgesamt erhalten wir eine neue, auf dem aktuellen Forschungsstand beruhende Biographie Albrechts, die ihn als einen Mann erfasst, der noch ganz dem Denken der mittelalterlichen Feudalwelt sowie einem ritterlichen Ehrenkodex als Norm verhaftet war.

Nicht minder faszinierend ist die siegelkundliche Untersuchung Prof. Dr. Wilfried Schöntags, Präsident der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, mit dem Titel „Rechtsstellung und Selbstverständnis der Grafen von Hohenberg im Spiegel ihrer Reitersiegel“. Schöntag bezieht dabei nicht nur die Siegel, sondern auch die Grabplatten als Zeugnisse des Selbstverständnisses dieses Hochadelsgeschlechts in die Betrachtung ein. Mit der Untersuchung wird der Blickwinkel auf die Gesamtgeschichte des Hauses Hohenberg erweitert. Dem Verfasser verdanken wir bereits grundlegende, neue Erkenntnisse über die Entstehung der Linie der Grafen von Hohenberg, die sich als ältere Linie von den Zollern abspaltete. Dabei konnte die ideologisch vorbelastete Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, die im Dienste des preußischen Königs- bzw. Kaiserhauses stand und die bis ins 20. Jahrhundert hinein wirkte, revidiert werden.

Anhand der Reitersiegel und Grabmäler kann Schöntag zahlreiche Erkenntnisse zur Vorstellungswelt und zur verfassungsrechtlichen Stellung der Hohenberger im 13. und 14. Jahrhundert gewinnen. Sehr differenziert wird beispielsweise der hohe verfassungsmäßige Rang der Hohenberger innerhalb des Adels, der knapp unterhalb des Reichsfürstenstandes anzusiedeln ist, und die Veränderungen innerhalb dieser Rangfolge herausgearbeitet. Zugleich legen die Grabmäler Zeugnisse ab von der Verhaftung des Geschlechts innerhalb des ritterlichen Ideals, das niederen und hohen Adel umspannte. Die zur gleichen Zeit entstandenen Grabmäler der Grafen von Württemberg etwa dokumentieren dagegen den Willen dieser Grafen zur Repräsentation und damit ihren Anspruch auf Zugehörigkeit zum hohen Adel.

Mit dem Selbstverständnis der Hohenberger befasst sich auch der Historiker Dr. Casimir Bumiller in seinem Aufsatz über „Die Hohenberger in der Tradition der Grafen von Haigerloch-Wiesneck“. Diese Grafen von Haigerloch-Wiesneck waren die älteren Grafen von Haigerloch, die von den Hohenbergern beerbt wurden. Bumiller formuliert in seinem Aufsatz zum einen beachtenswerte Hypothesen zur Geschichte der Besitzvorgänger der Hohenberger, den Grafen von Haigerloch-Wiesneck, einem der großen Adelsge-

schlechter des 11. Jahrhunderts. Diese Grafen hatten einen umfangreichen Besitzkomplex, wozu u. a. die namensgebende Burg Wiesneck im Dreisamtal gehörte; weiterhin besaßen sie eine reichhaltige Tradition, beispielsweise zählten der Gründer des Klosters St. Märgen und der Reichskanzler Adelbert zu diesem Geschlecht. Ferner verfügten die Wiesnecker über eine Geschichte, die sich – zumindest in der Sage – bis in ottonische Zeiten zurückverfolgen ließ.

Dies waren ideale Voraussetzungen für die Grafen von Hohenberg, sich die Tradition ihrer Vorgänger anzueignen. Die Hohenberger sahen sich nämlich nach ihrer Abspaltung von den Zollern genötigt, sich eine neue Tradition zu verschaffen. Die zollerischen Vettern hatten sich als treulos gegenüber dem Kaiser erwiesen, deshalb wollten sich die Hohenberger von derartigen Vettern distanzieren. So legten sie die zollerische Tradition ab und übernahmen diejenige der Grafen von Haigerloch-Wiesneck, welche ebenfalls prestigeträchtig war. Es ging sogar so weit, dass die Hohenberger den Vorgängern ihre eigene, hohenbergische Geschichte überstülpten, und zwar derart erfolgreich, dass sogar moderne Historiker Hohenberger und Wiesnecker gleichsetzten.

Der letzte Aufsatz im Band aus der Feder des Historikers Hans Peter Müller trägt den Titel „Genealogia Hohenbergica – Die Linien Wildberg und Nagold“. Diese Abhandlung eines profunden Kenners der archivalischen Quellen wurde nachträglich in den Band aufgenommen. Die Genealogie der Hohenberger in den Linien Nagold und Wildberg wird dabei einer Revision unterzogen. Durch den Aufsatz Hans Peter Müllers erhalten wir mithin eine auf dem neuesten Forschungsstand beruhende, in Teilen korrigierte Geschichte der Wildberger und Nagolder Linie der Hohenberger.

Zusammengefasst kann gesagt werden, dass der vorzustellende Aufsatzband eine Fülle neuer Erkenntnisse zur Geschichte der Grafen von Hohenberg im hohen und späten Mittelalter bietet. Die ältere Forschung wurde revidiert und gegebenenfalls berichtigt. Das Buch beinhaltet nicht allein Ausführungen zu Graf Albrecht II. selbst, sondern zur Geschichte der Hohenberger überhaupt. Die landesgeschichtliche Forschung wird damit ein gutes Stück weitergebracht.

Im, wie es Bernhard Rüth formulierte, „südwestschwäbischen“ Kulturraum wird man sich wieder der gemeinsamen historischen Wurzeln der Regionen zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb bewusst. Dieser Aufsatzband steht am Anfang einer Folge landesgeschichtlicher Publikationen, die aus Vortragsveranstaltungen von überregionaler Tragweite hervorgegangen sind. Als organisatorische Basis der historischen Bildungsarbeit bewährt sich das Netzwerk der Kreisarchive und der Geschichtsvereine. Anzukündigen sind in diesem Zusammenhang gleich die nächsten Bücher: am 28. April 2002 wird der Öffentlichkeit das Buch „Vorderösterreich an oberem Neckar und oberer Donau“ präsentiert, und zwar dann im Landratsamt in Balingen. Dieser Band geht auf eine entsprechende Vortragsveranstaltung des Jahres 1999 zurück. Auf eine noch weiter zurückliegende Tagung geht das Buch „Adel zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb“ zurück, das ebenfalls in naher Zukunft vorgestellt wird.

Finanziell getragen wurde das Buch durch den Landkreis Rottweil und den Zollernalbkreis, die als Herausgeber des Bandes fungieren. Gedruckt wurde das Buch mit Unterstützung der Oberschwäbischen Elektrizitätswerke (OEW).

Bibliographie:

Graf Albrecht II. und die Grafschaft Hohenberg. Herausgegeben von Bernhard Rüth und Andreas Zekorn im Auftrag des Landkreises Rottweil und des Zollernalbkreises. Bibliotheca academica Verlag Tübingen, 124 Seiten, 2 Farbtafeln, 13 Abbildungen, 2 Stammtafeln, 1 Karte ISBN 3-928471-44-9. Ladenpreis 34,00 DM (ab 1. 1. 2002: 17 Euro)

¹⁾ Vortrag anlässlich der Buchvorstellung „Graf Albrecht II. von Hohenberg“ am 24. November 2001 im Wasserschloss in Glatt.

Inhaltsverzeichnis 2001

	Seite:		Seite:
Meßstetter Hofgüter des Klosters Margrethausen (Heinrich Stopper)	1249	Emma Linder – Gründerin der Ebinger Frauenarbeitsschule (Hans Schuler)	1273
Der Haubentaucher – Vogel des Jahres 2001 (Dr. Maulbetsch)	1251	Der langsame Abschied der französischen Besatzung / 1. Folge (Dr. Zekorn)	1275
Johannes Dorn (1853 – 1925) – Landwirt und Altertumsforscher / 1. Folge (Jürgen Scheff)	1253	Sie starben jung / Russengräber in Ebingen (Dr. Lang)	1276
Wer war arm? / 1. Folge (Heike Gaiser)	1255	Der langsame Abschied der französischen Besatzung / 2. Folge (Dr. Zekorn)	1277
Ebingen und Umgebung in den Wirren der Französischen Revolutionskriege (Jens Ebert)	1257	Suppenanstalt – Jahrgänge 1840 – 1866 / Im Nachgang zu „Armut in Balingen“ (Walter Bames)	1280
Johannes Dorn (1853 – 1925) – Landwirt und Altertumsforscher / 2. Folge (Jürgen Scheff)	1259	Vom Bergquell zur modernen Wasserversorgung / 1. Folge (Dr. Lang)	1281
Eine kleine Ammoniten-Exkursion / 1. Folge (Georg Grözinger)	1261	Im Schatten des Dreißigjährigen Krieges 1618 – 1648 / 1. Folge (Jens Ebert)	1283
Wer war arm? / 2. Folge (Heike Gaiser)	1263	Suppenanstalt – Jahrgänge von 1850 bis 1866 / Schluss (Walter Bames)	1284
Ebinger Stadtoberhäupter (I): Johannes Grotz (Dr. Lang)	1262	Die Stiftung der Pfarrei Geislingen (Dr. Foth)	1285
Das war vor 200 Jahren (Jens Ebert)	1264	Vom Bergquell zur modernen Wasserversorgung / 2. Folge (Dr. Lang)	1286
Eine kleine Ammoniten-Exkursion / 2. Folge	1265	Im Schatten des Dreißigjährigen Krieges 1618 – 1648 / 2. Folge (Jens Ebert)	1287
Armut und Armutspolitik in Balingen / 3. Folge von „Wer war arm?“ (Heike Gaiser)	1267	Ein Schmiedejunge machte von sich reden (Alfred Munz)	1289
Gustav Werner als Reiseprediger in Heselwangen (Adolf Klek)	1266	Vor 60 Jahren: Aufstellung der 4. Gebirgsdivision im Raum Balingen/Albstadt (Jens Ebert)	1290
200 Jahre Musik in Ebingen (Dr. Lang)	1269	Kunst- und Kulturdenkmale im Zollernalbkreis (Dr. Zekorn)	1292
Armut und Armutspolitik / Schluss der 3. Folge (Heike Gaiser)	1271	Im Schatten des Dreißigjährigen Krieges 1618 – 1648 (Schluss) (Jens Ebert)	1292
		Ein Hauch Ästhetik im Kommerz (Dr. Lang)	1293
		Graf Albrecht II. und die Grafschaft Hohenberg (Dr. Zekorn)	1295
		Ebinger Stadtoberhäupter (II): Daniel Ludwig Glanz (Dr. Lang)	1296

Ebinger Stadtoberhäupter (II):

Daniel Ludwig Glanz

Von Dr. Peter Thaddäus Lang

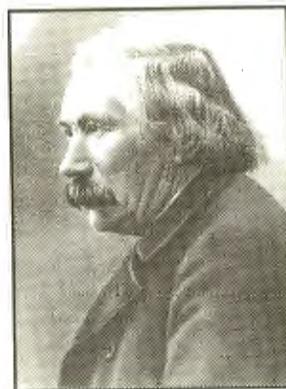
Der Sohn des Kürschners Johann Ludwig Glanz und dessen Ehefrau Lucia Barbara, geb. Engel, wurde am 11. September 1823 als viertes von acht Kindern in Ebingen geboren. Er schlug die Verwaltungslaufbahn ein und arbeitete in nachgeordneter Position auf dem Ebinger Rathaus. Dabei wäre es gewiss noch einige Zeit geblieben, wenn nicht am 21. März 1848 der damalige Ebinger Stadtschulheiß Johannes Grotz aus Furcht vor einem Umsturz sein Amt überraschend quittiert hätte. Der aufgeschlossene und eher liberal gesinnte Daniel Ludwig machte bei der Neuwahl am 3. April trotz seiner Jugend das Rennen.

Zu seinen Aufgaben gehörte unter anderem nun die Aufstellung einer Bürgerwehr, die für Ruhe und Ordnung sorgen sollte. So an die 100 bis 200 Männer hatten sich zu regelmäßigem Exerzieren in den Abendstunden zusammengefunden, aus deren Reihen ein Offizierskorps mit vier Hauptleuten und acht Leutnants gebildet wurde. Nach anfänglicher Begeisterung verloren jedoch die Ebinger die Lust an Soldatenspielen, und der frischgebackene Stadtschulheiß hatte seine liebe Not, das kleine Häuflein der Unentwegten zusammenzuhalten. Auch mit der Bewaffnung war es nicht weit her: Es fehlte an Gewehren. Einen Antrag auf Beschaffung von Schießgerät schmeterte der sparsame Gemeinderat freilich ab.

Nach vier Jahren setzte die Regierung den Stadtchef ab – wegen „Täuschung im Amt“, wie

der Ebinger Stadthistoriker Dr. Walter Stettner schreibt, oder, wie es im Nachruf des „Neuen Alb-Boten“ heißt, wegen „allzu großer Selbstständigkeit“. Ein weiterer und eigentlich sehr naheliegender Grund war weder dem „Neuen“ noch Dr. Stettner eingefallen: Nachdem die Revolution von den gekrönten Häuptern blutig niedergeschlagen worden war, wollte der König von Württemberg in Ebingen sicherlich kein Stadtoberhaupt dulden, dem die revolutionäre Bewegung ins Amt verholpen hatte. Man wird wohl die erste Gelegenheit benutzt haben, um den unerwünschten Schulheiß loszuwerden.

Daniel Ludwig Glanz mischte späterhin als Obmann des Ebinger Bürgerausschusses trotzdem unverdrossen in der Lokalpolitik mit. Seinen Lebensunterhalt verdiente er fortan als Pelzhändler



Daniel Ludwig Glanz
1823 – 1909
Pelzhändler und
Schulheiß von Ebingen

– ein recht florierendes Geschäft, das seinen Mann sehr wohl ernährte, wie die städtischen Gewerbesteuer-Unterlagen kundtun. Die Pelzhandlung betrieb er bis 1906; die letzten Lebensjahre bis zu seinem Tod am 6. Januar 1909 verbrachte er als „Privatier“ und genoss noch kurze Zeit die Früchte lebenslanger Arbeit. Nach seinem Ableben würdigte ihn der liberal ausgerichtete „Neue Alb-Bote“ immerhin mit einigen Zeilen. Der konservative „Alb-Bote“ hingegen verlor kein einziges Wort über ihn.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 21, 72458 Albstadt
Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5/3, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14
Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (074 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern Alb-Kuriers“.